THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

.053
ZUK
v.98

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 06 1969

L161—O-1096

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1917.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Januar 1917.

053
ZUK
v.98

Das letzte Mittel.

Rucke wilde Begierden in den Käfig, laß Einbildung nicht aufwuchern, Leidenschaft niemals über den Rand des Geistesgefäßes wallen! Der Vernunft gebührt, als der Königin, die Herrschaft über Dein ganzes Wesen. Wird es geschmäht, vom Haß verschrien, so betrachte die Seelen der Hasser, versetze Dich in ihr innerstes Gehäus: und Du wirst erkennen, daß der verdammende Spruch solcher Menschen Dich nicht aus der Ruhe zu scheuchen braucht. Auch ihnen aber schuldest Du Wohlwollen; denn von Natur sind sie Dir nah befreundet und auch zu ihrem Thun haben Götter mitgewirkt." Die Lehre kommt von dem edlen Denker Marcus Aurelius, der, im zweiten Christenjahrhundert, nach Antoninus Pius Roms Imperator war. Auf so ferne Inseln muß aus der Sintfluth und Blutschande unserer Zeit die Seele fliehen, um frei zu athmen und ermessen zu können, wie herrlich weit wirs in siebenzehn Jahrhunderten europäischen Christenthumes gebracht haben. Den friedselig schlappen Kerlen, die der Hinterfrontheld heute grimmig haßt, ist Marc Aurel nicht einzureihen; in Armenien und Germanien hat er, gegen Skythen und Sarmaten, Markmannen und Quaden, gekämpft. Dennoch ist er, der von Jesus nicht mehr wußte als der neue Pharao von Joseph, stets, bis in Schlachtgetümmel, ein dem Willen zu ernster Gerechtigkeit treuer Mensch geblieben. „Cassius, mein Feldherr, hat mich verrathen?

464187

Ich habe mein Leben nicht so geführt, daß ich fürchten muß, von einem Cassius überwunden zu werden. Würde aber nicht dem ganzen Anhang des Hochverräthers das Leben geschenkt, so müßte ich mir den Tod wünschen. Höheren Sold fordert Ihr? Fordert ihn, Soldaten, von Eurer Verwandtschaft! Die Verantwortung, ihr Schweiß und Blut zu erpressen, könnte ich nicht vor den Stuhl des Richters der Fürsten trager. Nur die ganz vom Streben nach Gerechtigkeit erfüllte Seele vermag die andere, die ihr Unrecht zu thun scheint, zu ergründen und sich das Bewußtsein zu wahren, daß auch der Feind ihr verwandt ist." Der aus solchem Klima Heimkehrende zürnt den zehn Regirungen nicht, die den deutschen Vorschlag, über die Möglichkeit nahen Friedensschlusses zu sprechen, schroff abgelehnt haben. Im Bann frommen Schauders liest er ihre Antwort; und fern bleibt seinem Gemüth der Wunsch, rauhes mit rauherem Scheltwort zu vergelten. Ist diese (keinem Schriftstück der Staatengeschichte vergleichbare) Antwort Rednerei, dann mag morgen sie irgendein Nachtrag durchbreschen. Ist sie nicht nur Oratorium, ist sie Ausdruck des festen Willens, den Einsturz des Staatsgebäudes jeder glimpflichen Verständigung vorzuziehen, dann müssen wir zu erforschen trachten, in welchem Gefühlsbezirk der Entschluß wuchs, aus Noth den steilen Weg in Tragoedie zu beschreiten. Der Rückblick auf das Jahr 1916 hilft dem Auge nicht in Klarheit. „Im vorigen Januar glaubten die Deutschen, Rußland sei lahm, Riga, Petrograd, Moskau selbst leicht zu erobern, Verdun gegen wuchtigen Kraftaufwand nicht zu halten, die Saloniki-Armee dem Schicksal der von Gallipoli vertriebenen geweiht. Unsere Vorstöße im Artois und in der Champagne waren zersplittert und viel langsamer, als wir gehofft hatten, schaarten Englands neue Truppen sich in der Picardie. Wann darf ihre Leistung, ihre Geschützmenge sich mit der deutschen messen? Bangniß umschlich die Frage. Im Januar fiel Erserum; und die Russen marschirten nach Trapezunt. General Brussilow erobert die Bukowina, dringt bis in die Karpathen vor und schickt Hunderttausende in Gefangenschaft. Sein Massensturm erzwingt den Stillstand der austro-ungarischen Offensive gegen Italien, das Goerz besetzt und Triest bedroht. General Nivelle (der im September 1914, an der Marne, nach ein Artillerieregiment führte und nun von Joffre den Oberbefehl geerbt hat) leitet auf den Maashöhen

den Kampf mit so kluger Kühnheit, daß wir, trotz ungeheurer Anstrengung der Deutschen, alle Außenforts von Verdun zurückerobern. An der Somme gelingt zwar nicht breiter Durchbruch, aber empfindliche Schwächung des Feindes, der aus starken Stellungen weichen muß. Wo sind die Siege, die er verheißen hatte? Nur in der Walachei fand er sie; sonst nirgends. Um als Sieger gelten und die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu können, müßte er nicht Belgien, Montenegro, Rumänien, Serbien schlagen, sondern England, Frankreich, Italien, Rußland. In neunundzwanzig Monaten hat ers nicht vermocht. Auch nicht, eins der kleinen Heere zu vernichten. Die Belgier fechten in Flandern, die Rumänen sind, hinter dem Sereth, den Russen eingereiht und die Serben haben, als ein Theil der Armee Sarrail, Florina, Monastir, zwölfhundert Quadratkilometer makedonischer Erde besetzt. Wir dürfen sagen, daß 1916 uns günstiger war als 1915. Das britische Millionenheer ist fertig und hat sich bewährt. Was die Industrie der Westmächte jetzt liefert, überragt, Waffen, Munition, Kriegsgeräth, das zuvor Geleistete wie der Montblanc den Montmartre. Den Russen sichert die neue Bahn Kola-Petrograd auch in härtester Winterszeit die Waffenzufuhr aus Japan, Australien, Kanada, den Vereinigten Staaten. Wir haben achthundert Millionen Menschen und offene Meere; und den hundertfünfzig Millionen, die gegen uns sind, muß die Seesperre, der Mangel an Nährmitteln und anderem Rohstoff, unter jedem Mond fühlbarer werden." So ist im Kopf unserer Feinde das Bild des Jahres, das ging. Doch wagen ihre größten Mäuler sich nur bis in die Behauptung, die Bilanz sei leidlich; Deutschlands Vorsprung leugnen die Feinde nicht mehr. Wie ist zu erklären, daß sie, ohne Furcht vor der Zerrüttung ihrer Staatswirthschaft, das Gespräch über den Frieden weigern, den das Deutsche Reich heute gewähren könnte?

„Von Frieden darf jetzt nicht die Rede sein. Sie, Herr, glauben, der Bauer vorn und die Weiber hinten seien dafür? Das erzählt Ihnen wohl, wer keine Kinder hat. Ich habe einen Bruder, der Fünfundzwanzig war, verloren und mein Mann ist am ersten Mobilmachungtag ausgerückt. Er ist an der Front, an der richtigen, wo gekämpft wird; und seit er ging, werden wir weder recht warm noch recht satt. Im Frieden flösse uns endlich wieder Geld zu. Trotzdem wollen wir ihn nicht. Arbeiter sind wir und ha-

ben Kinder. Jetzt Friede? Dann müßten, sicher, in zehn oder fünfzehn Jahren die Kinder ins Feld. Mein Mann hat vom Krieg die Nase voll, wird sich aber schlagen, bis Deutschland was Ordentliches abgekriegt hat und einen Frieden schließen muß, der uns die Sorge um die Jungen abnimmt. Und so denkt nicht nur mein Mann: bei Allen, sagt er, ists die selbe Geschichte. Manchmal knurren sie und sind brummig; wer aber glaubt, daß wir deshalb nach Frieden schreien, ist schief gewickelt. Als in den Zeitungen stand, man rede von Frieden, sagte meine Nachbarin, die drei Kinder hat, es höre sich an, als ob die Boches auf uns pfiffen. Und je mehr davon geredet wird, desto blödsinniger klingts. Daß Leute, die was gelernt haben, Leute wie Herr Sembat und Herr Albert Thomas es ernst nehmen! Die haben gewiß keine Kinder oder machen sich nichts aus ihnen; sonst könnten sie ja nicht wünschen, daß sie selbst in Ruhe kommen und ihre Jungen eines Tages ins Feld müssen. Seien Sie nur unbesorgt! Die Haarigen, die Kinder haben, und die Frauen, die sich abschinden, um den Vater zu ersetzen, halten so lange aus, wie es sein muß, noch ein Jahr, noch zwei Jahre: damit die Kleinen, wenn sie groß sind, Das nicht erleben." Diesen Brief fand ich im Weihnachtblatt der Zeitung „La Victoire". Hat Herr Hervé ihn, wie er angiebt, von einer Arbeiterin empfangen oder selbst, sammt den Schreibfehlern, die Echtheit bezeugen sollen, verfaßt? Einerlei: mir scheint, daß dieser Brief die Stimmung der feindlichen Völker richtig darstellt. Der einfache Mann, den Trieb oder Drill in den Gedankengang des Sozialismus eingewöhnt hat, ficht nicht, um Unrecht zu sühnen (das er nicht nur im Ausland, sondern daheim, in dichtem Geschwader, zu sehen wähnt), nicht für die Freiheit der Kleinstaaten noch für den Grundsatz völkischer Selbständigkeit; Elsaß-Lothringen und Polen, Kurland und Vlamland, Trient und Triest, Belgrad und Briey sind ihm Namen, die Wörter sanction und réparation Schall und Rauch. Er will das Ende des Schreckens, der ihn allzu lange schon ängstet und quält; und die Hoffnung, dieses Ende jetzt zu erwirken, stählt den Müden in neue Widerstandskraft. Er glaubt nicht alles Gedruckte; schwört aber, wie der Frömmste auf Evangelium, auf die Mißkunde von deutscher Eroberergier. (Staunet Ihr? Alltäglich wird ihm ja berichtet, was unsere Amokläufer fordern, für Deutschland „haben müssen".) Er traut uns nicht über den Weg.

„Wir, les alliés, strecken die Hand nicht nach neuem Land; wollen nur, daß der Feind zurückgebe, was er uns seit 1871 nahm, und daß jedes civilisirte Volk fortan leben könne, wie ihm beliebt. England will für sich nichts, Frankreich seine alten Provinzen, Rußland das mit dem Türkenislam unverträgliche Armenien, Habsburgs Ruthenenbezirke und einen Zugang ins Mittelmeer, Italien das welsche Tirol und den Haupttheil der anderen Adriaküste. Dieser Bescheidenheit vergleichet, was unsere Feinde, les impériaux, fordern. Belgien nebst dem Kongo, Nordfrankreich nebst dem Erzbecken, Belfort, die Scheldemündung, das ganze Grenzland des Russenreiches, Venetien, Montenegro, Albanien, Serbien, Makedonien, die Dobrudscha, Egypten, Marokko, weiß der Satan, was noch! Sogar den Kirchenstaat möchten sie wiederherstellen, die schwarzgelbe Fahne an den Po pflanzen, die Briten aus Gibraltar jagen und zwischen Brest und Bagdad allmächtig herrschen. Wenn die nach Beute gierigen Reiche von Frieden sprechen, thun sies, weil ihre Kraft morsch geworden ist und sie vor neuem Feldzug ausruhen müssen. Sie heucheln Sehnsucht nach Frieden und Menschlichkeit; würden aber am Tag des Friedensschlusses die Rüstung zum nächsten Krieg beginnen. Das können wir, deren Bund nicht so haltbar wie ein von Raubsucht geknüpfter ist, nicht abwarten. Wollt Ihr, daß Eure Kinder, unter ungünstigeren Bedingungen, den Kampf ausfechten, dann lasset Euch von dem Todfeind in Verzicht und Vertrag schwatzen. Wers nicht will, überwindet die Mattheit und bleibt aufrecht, bis Sieg oder Tod ihn mit Lorber kränzt." Solche Mahnung leuchtet ins engste Hirn. Der Bauer, Handwerker, Arbeiter ist überzeugt, daß die Deutschen wieder anfangen würden, wenn sie mit heiler Haut aus der Klemme kämen, und schämt sich, Last, die ihn schwer dünkt, auf die Hausbrut abzuladen. Lieber schreckliches Ende als endlosen Schrecken.

Mit der stumpfen Hacke des Wortes ist Glaube, Aberglaube nicht auszujäten. Dem Schwarm der Briten, Franzosen, Italer müßte bewiesen werden, daß Deutschland Friedenssicherung, erträgliche Begrenzung der Streitkräfte in Heer und Flotte will: dann würde, in Ländern des Parlamentarismus und der Demokratie, die Masse den Anfang des Gespräches erzwingen, der gestern, mit ihrem Willen, geweigert wurde. „Keins der vierzehn in Kampf gerissenen Reiche braucht, was einem anderen unentbehrlich, nur

unverschmerzbar ist. Des Krieges größter Gegenstand, der einzig noch große, ist die Organisation des Friedens, der Wille zu vernunftvollwürdiger Wehrmachtbegrenzung, der Ersatz rostigen Gewaltsystems durch die Pfeiler und himmelan ragenden Wölbungen blanken Rechtes. Wird die Aussicht frei, dann muß selbst Englands neuer Herr sich in den Gesprächsvorschlag des Vierbundes bequemen. Schroffe, ergänzender Auskunft vorgreifende Absage wäre unsühnbares Verbrechen." Das habe ich vor drei Wochen gesagt. Die Proklamation des grenzenlosen, hauptlosen Königreiches Polen, die gerade damals seltsam grelle Bestrahlung deutscher Siegeskränze, die Verschickung belgischer Arbeiter könnte der Anwalt des Gegners als mildernde Umstände anführen? Weitsichtige Politik hätte der Botschaft anderen Vortrab und anderen Troß gesellt. Darüber heute zu hadern, ist unnützlich. Wichtig nur die Frage, was jetzt noch gethan werden kann. Nichts, heult der Zorn; „wir waren schon allzu versöhnlich und ernten von dem mit Sanftmuth besäten Acker nur Hohn." Diese Warnung mag ein trunkenes Gewissen einschläfern. Der erste Blick der Frühlingssonne soll ein Schlachten sehen, das allen Graus der Somme und Maas dem Gedächtniß als Scharmützel zeigt; Feuerschlundwälder, die Granatengebirg speien. Das hat der Feind angekündet; und aus dem Munde des deutschen Oberbefehlshabers die Antwort erhalten: Wir werden bereit sein. In Süd- oder Nordost wird der Lenz nicht viel behaglicher werden, Europa wieder mindestens eine Million Männer verlieren und die Entscheidung dennoch vielleicht eben so fern bleiben, wie sie nach Tannenberg, Gorlice und allen Blutbädern im Westen war. Dieses sinnlos Entsetzliche stumm abzuwarten und den Geist, der es aufhalten könnte, zu knebeln, befiehlt Ehre? Befiehlt ein Schemen, der nicht einmal zur Spatzenscheuche taugt. Ehre, die nicht als zerbeulter Wappenschild den Leichenzug weißer Menschheit zieren will, verpflichtet in kühneres Wagniß; auch in das niemals schimmernde und selten deshalb nach Gebühr belohnte, unzulänglichen Versuch mit feinerem Werkzeug zu wiederholen. Erlangbarer Friede darf nicht um eines Sonnenlaufes Dauer verzaubert werden.

Daß jeder Friedensschluß Wunschblüthen knickt und Hoffnung, deren Lippe schon jauchzen wollte, enttäuscht, lehrt alte und, zwischen Hubertusburg und Portsmouth, neue Geschichte. Für diese Lehre zeugen zwei in Wesensart und Erlebniß durchaus ver-

schiedene Minister Preußens. Aus Chatillon, wo er, im Kreis der Verbündeten, mit Frankreich verhandelte, schrieb Wilhelm von Humboldt an seine Li: „Welchen Frieden man auch machen möge, den eigentlich Gutgesinnten, darüber darf Niemand sich täuschen, wird es immer sein, als wenn nach einem glänzenden Feuerwerk nun so nach und nach die Lampen verlöschen. Der Friede, den die Anstrengungen einer so großen Zahl edler und trefflicher Menschen verdienten, kann unter keinen gegebenen Umständen zu Stand kommen. Vaterlandliebe und Heldenmuth sind idealische und ganz unbegrenzte Gefühle; und jede menschliche, wirkliche und gar politische Uebereinkunft ist von allen Seiten bedingt und begrenzt. Darum ist auch das Friedenmachen eins der undankbarsten Geschäfte, dem man sich nur aus einer Art Aufopferung unterziehen kann, so sehr jeder Vernünftige den Frieden wünscht und wünschen muß. Hier kommt der wahre Widerstreit des an sich Wünschenswürdigen und des unter den gegebenen Umständen Erreichbaren zur Sprache; und dem Vorwurf, unter dem Erreichbaren geblieben zu sein, entgeht man nie." Der Seufzer kommt aus dem Februar 1814. In demselben Monat und aus dem selben Land schreibt, siebenundfünfzig Jahre später, Bismarck an seine Johanna: „Ich habe Deine tägliche Treue im Schreiben schlecht vergolten und jedesmal, wenn mir Engel Deinen Brief ans Bett brachte, Reue und gute Vorsätze gehegt; aber es ging einen Tag wie den anderen, täglich sechs, auch sieben Stunden Thiers und Favre. Und mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam, wie aus einer geöffneten Flasche, und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt. Gestern haben wir endlich unterzeichnet; mehr erreicht, als ich für meine persönliche politische Berechnung nützlich halte. Aber ich muß nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen. Wir nehmen Elsaß und Deutsch-Lothringen, dazu auch Metz mit sehr unverdaulichen Elementen, und dreizehnhundert Millionen Thaler." Noch ist er (der zuvor, „als Accoucheur der Kaisergeburt, mehrmals das dringende Bedürfniß hatte, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre") im Bewußtsein des Erstrittenen ziemlich zufrieden. Bald aber „zupft ihn Alles am Rockschoß und

plagt mit Fragen, die Niemand beantworten kann". Warum nicht mehr Lothringerland? Belfort mußten wir haben! Ganz so arg wie nach Nikolsburg und Prag wurde es nicht. Aber die Friedensstiftung war ihm für immer vergällt. Auch Gortschakow, Schuwalow, Witte, Italer, Türken, Bulgaren, Japaner konnten ein leidiges Lied davon singen. Und die Kriege, auf deren Gräber sie Papierschollen warfen, dünken uns heute Balgerei. Zureichende Entschädigung ist längst nicht mehr möglich. Keiner hofft noch darauf. Jeder Monat weitet die Kluft zwischen der Opferleistung und dem Ertrag, den Glückszufall bescheren könnte. Das Grausen vor dem Krieg wird durch die Furcht vor dem Frieden gemindert. Auf den Höhen. Auch im Sinnen und Wollen der Völker?

Denen dämmert aus Sturm und Regen düster die Ahnung, daß Sieg wieder Krieg gebären müßte und daß, ehe Entscheidungsfieg erstritten wäre, die Noth, die gestern über eine Kämpfergruppe hinausgriff, den Erdtheil umkrallt und ausgedörrt hätte. Nationen (das Balkandickicht lehrt es) sind nicht zu zerstampfen; als Leichen eingescharrte steigen aus der Gruft und rüsten sich zu neuem Kampf um den Athemraum. Würden die Wünsche unserer hitzigsten, dem Staatsmannsgeist fernsten Patrioten erfüllt, dann wäre der Bund unserer Feinde unlöslich, weil Verlustgemeinschaft ihn als Eisengurt schnürte, und den Kindern, den Enkeln der Deutschen von heute keine Ruhestunde gegönnt. Gelänge die Zerstückung des Deutschen Reiches: noch am Tag so schmählichen Friedensschlusses sähe der Feind aus jedem Auge das Gelöbniß blitzen, alle Volkskräfte zur Rückeroberung des Verlorenen anzuspannen. In beiden Fällen wäre Europa arm und wüst. Den meisten Aeckern fehlt Dungstoff, allen die Arbeiterschaar, die sich tummeln müßte, um den fünfzig Millionen Menschen, die kämpfen oder Kampfgeräth bereiten, Brot, Fleisch, Fett zu liefern. Die Zahl der Handelsschiffe schrumpft täglich; jede Eisenbahn wird überlastet, abgenützt, oft der der Privatwirthschaft entzogen. Fünf Milliarden Mark, eine in Versailles kaum vorstellbare Summe, decken heute knapp den deutschen Aufwand für fünfzig Kriegstage. Wer zweifelt, daß die Völker den Frieden ersehnen und sich bescheiden in jeden fügen, an dessen Dauerbarkeit sie glauben dürfen? Ihn den feindlichen Regirungen noch einmal anzubieten, wäre unwürdige, unersprießliche Thorheit. Aber Präsident Wilson hat in der Note vom einundzwanzigsten Dezember gesagt, die Friedenssicherung sei das Ziel der Ver-

einigten Staaten. Auch unseres, wurde aus Berlin geantwortet; doch wir stimmen mit dem Herrn Präsidenten in der Meinung überein, daß dieses große Werk erst nach dem Abschluß des jetzt wüthenden Krieges beginnen kann. Ganz deutlich war die Meinung in Wilsons Note nicht ausgesprochen; und ich glaube nicht, daß er auf die Zeitfolge Gewicht legt. „Das Volk und die Regirung der Vereinigten Staaten haben an künftiger Sicherung des Weltfriedens ein eben so dringendes und unmittelbares Interesse wie die Regirungen der im Krieg stehenden Völker. Vielleicht könnte ein Meinungaustausch den Weg in eine Konferenz ebnen und dauernde Eintracht der Nationen schon in naher Zukunft ermöglicht werden." Diesen Sätzen ist die Absage unserer Feinde gefolgt. Darf deshalb der Weg, der an das „höchste Ziel" führen soll, nicht beschritten werden? Der Pedant schüttelt den Kahlkopf. „Wie der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika aus der am ersten Januar hier überreichten Note erfahren hat, lehnen die wider uns verbündeten Regirungen den Vorschlag unmittelbaren Gedankenaustausches ab. Die Kaiserliche Regirung kann weder daran denken, durch Worte die Wandlung dieses Beschlusses zu erstreben, noch den Ehrgeiz hegen, die Unwahrhaftigkeit der ihr vorgehaltenen Sündenliste zu erweisen. Die Vorbedingung solchen Verfahrens, öffentlicher Anklage, Beweisaufnahme, Vertheidigung, wäre der internationale Gerichtshof, der, nach der rühmlichen Anregung des Herrn Präsidenten, den civilisirten Völkern die Wohlthat des Friedens wahren und willkürlichen Friedensbruch sühnen soll. Daß eine Partei, eine von zwei wider einander kämpfenden Mächtegruppen mitten im Krieg nach den Aemtern des Anklägers und des Richters langt, ist Rechtsanmaßung, die in dunkle Vergangenheit, nicht in helle Zukunft weist und die von der angeschuldigten Partei nicht Begünstigung erwarten darf. Nirgends aber sieht die Kaiserliche Regirung eine Schranke, die sie hindern könnte, schon morgen an der wichtigsten internationalen Aufgabe mitzuarbeiten. Sie ist überzeugt, daß die allgemeine Wirthschaftschwächung und Finanznoth, die eine Folge des ungeheuren Kampfes, wann und wie er auch ende, sein muß, in Minderung der Streitkräfteziffern und Wehrmittel zu Land und zu See nöthigen wird. Solche Begrenzung ist ohne festes, dem Bedürfniß angepaßtes Abkommen der nicht neutralisirten Staaten unmöglich. Wir hatten gehofft, zuerst den zerrüttenden Streit enden und danach in

die nicht mehr gefährdete Erde den Grundstein zum Bau der Zukunft legen zu können. Da diese Hoffnung gewelkt ist, sind wir, mit eben so gutem Willen, zu anderer Reihenfolge bereit. Ohne Vorbehalt bereit, in Gemeinschaft mit allen Mächten zu prüfen, welche Organisation und welches Werkzeug den Frieden sichern, die Rüstungslast erleichtern, Kleinstaaten und schwache Völker vor Bündelei, Drohung und Gewaltthat schirmen, einen internationalen Gerichtshof schaffen und so stark waffnen kann, daß er seine Urtheile überall zu vollstrecken vermag. Diesen Gerichtshof (dessen schleunige Einsetzung wir schon deshalb wünschen und fördern werden), als der dann zuständigen Instanz, würden wir die Bedingungen verlegen, nach deren Annahme wir zu Friedensschluß willig wären und die wir jetzt nur der Gegenpartei, wenn sie danach fragt, mittheilen können. Den Antrag, alle in Fremdherrschaft gezwungenen Volksstämme, Iren und Inder, Polen und Finen, Araber und Malteser, Dänen, Vlamen, Franzosen, Italer, Serben, auf ihren Wunsch in Selbstbestimmungrecht zu entlassen, würde uns nicht schrecken; denn nur die Kraft, die der Stamm aus dem Wurzelboden zieht, reift in Frucht. Die Kaiserliche Regirung ist weitab von dem Glauben an ein Tausendjahrreich des Friedens, auf dessen Märchengefilden das Lamm neben dem Tiger grast und an dessen Ufer der Bär den auftauchenden Walfisch füttert. Mit dem Volk und der Regirung der Vereinigten Staaten steht sie aber, von Kriegsfluth umbrandet, in der Mittagssonne der Zuversicht, daß Menschengeist und Völkerwille stark genug sind, der Wiederkehr so grausigen Unheils vorzubeugen."

Solche Note käme nur von Utopia? Schreibet eine, die in die Schnürbrust Eurer Papiersprache paßt. Aber saget, morgen, in unzweideutigen, nicht umzufälschenden Worten, den Völkern, nicht den Kanzleien: Deutschland will Friedenssicherung, leichteres Wehrgewicht, freien Regungraum für jede Volksart, vernünftige Organisation der weißen Menschheit. Verhallt das Bekenntniß, dann ist der Köcher des Geistes leer und Vernunft vom Thron des Lebens gestoßen. Dann jauchzt der Klüngel, der, überall, den aus Verständigung werdenden Frieden als den Feind listiger Selbstsucht fürchtet. Niemals, mahnt Marc Aurel, darfst Du vergessen, daß Dir eine Seele ward, und keine Stunde versäumen, in der sie dem Weltgeist den winzigsten Dienst leisten könnte.

Der nationale Gedanke.

So Mancher im Deutschen Reich hat es, auch ohne Amt und Mandat, nach dem Blutrausch der ersten Wochen und Monate des Jahres 1914 für Pflicht erachtet, die Ursprünge und Ursachen des Völkerungewitters zu studiren mit heißem Bemühen. Er hat wohl mit dem Schreibstift in der Hand alle amtlichen Urkunden durchgearbeitet und in tabellarischer Uebersicht die Ereignisse der Sturmtage vom achtundzwanzigsten Juni oder doch vom dreiundzwanzigsten Juli bis zum vierten August 1914 Stunde vor Stunde registrirt. Dann mag er die synchronistischen Aufzeichnungen fleißig ergänzt haben durch das gewaltige Material, das in der Heimath, bei Neutralen und Feinden über diese Dinge gesammelt und privatim verbreitet oder publizirt worden ist. Denn wir haben bei Ranke und durch ihn gelernt, daß der geschichtlichen Wahrheit nur durch Induktion, durch objektive und kritische Prüfung des Quellen- und Thatsachenmaterials näher zu kommen ist und daß ein Operiren mit deduktiver Methodie, mit allgemeinen Begriffen wie Neid und Haß, Durst nach Rache und Drang nach Expansion gefährlich werden und im Urtheil über das Geschehene leicht zu falschen Schlüssen führen kann. „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born", mahnt Schiller. So lange freilich der Seismograph auf politisches Erdbeben weist, so lange das blinde Grauen herrscht und Kopf wie Herz noch nicht frei sind für eine leidenschaftlose Behandlung und Beurtheilung, werden diese Arbeiten kaum in die Oeffentlichkeit gelangen können. Erst unbefangenere Mitwelt, erst Nachwelt und Geschichte, die nach Bismarcks Wort in ihren Revisionen noch strenger ist als die preußische Oberrechnungskammer, wird das Urtheil zu sprechen haben. „Judex ergo cum sedebit": den Schluß möge man in der Kirchenszene des Faust nachlesen. Doch gerade wer sich redlich bemüht hat, in diese Wirrniß hineinzuleuchten und den Weg aus dem Dunkel in Licht und Wahrheit zu finden, wird sich allmählich immer klarer, daß Herz und Verstand doch nach Anderem dürsten als nach der bloßen Kenntniß der Thatsachen, daß man sich sehnt, die tieferen pragmatischen Zusammenhänge zu begreifen, in die sich die unendliche Fülle des Geschehenen gliedert und ordnet. Ist es doch Geschichte, ungeheure Geschichte, die wir schaudernd jetzt durchleben; und man braucht nicht zünftiger Historiker zu sein, um

im Angesichte dieses Weltenbrandes den großen Problemen geschichtlicher Philosophie immer wieder nachzusinnen.

Was ist all dieses Geschehen? Ein soziologischer, biologischer, psychologischer Prozeß? Ist die Art, in der sich wieder einmal Völkerschicksale vollziehen, eine alte, schon gewesene Weise, die nur in neuen Formen wiederkehrt? Sehen wir vor uns das Werk und Walten einzelner Individuen oder des Zufalls? Haben wir hier einen der grundstürzenden Durchbrüche in dem regulären Gestein geschichtlichen Verlaufes vor uns, wie es im Alterthum das Auftreten Alexanders des Großen, in Europa die Völkerwanderung und der Türkenvorstoß, in Asien der Siegeslauf des Islam und später der fürchterliche Mongolensturm darstellt? Ist es ein Ereigniß wie die Französische Revolution und der Eroberzug Napoleons? Oder liegt hier etwas in der Menschheitgeschichte überhaupt noch nicht Gewesenes, also ganz Neues und anders zu Beurtheilendes vor? Und was werden die Folgen dieses rasenden Gemetzels sein, in dem sich das alte Europa zu verzehren droht? Nur ein kleiner oder müder Geist kann sich verhehlen, daß die Folgen dieses Völkerringens denen der großen Umwälzungen auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiet ähnlich sein werden: der Durchführung des Christenthums im Römerreich, der Renaissance und Reformation, der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, der Ausbreitung der Geld- und Kreditwirthschaft oder der technischen Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist seltsam: gerade die Geister, die bewußt oder unbewußt ausschließlich in der uns durch Ranke übermittelten Gedankenwelt leben, die in dem deutschen Nationalstaat preußischer Färbung den Abschluß und Gipfel aller Dinge erblicken, gerade sie haben doch wohl Ranke nie begriffen, wenn sie jetzt die große Zeitenwende nicht fühlen. Gerade Ranke hat auf die Zusammenhänge von Politik und Historie oft hingewiesen und ausgesprochen, daß, wer am Steuer des Staates stehe, dessen Natur vollkommen erkannt und begriffen haben müsse; Das aber könne er nur durch genaue Kenntniß des in früheren Zeiten Geschehenen. Wohl, fährt er fort, „giebt es einen Scharfsinn, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt". Aber es giebt auch, so sagen wir, nicht alle Tage einen Bismarck. Bei uns haben wir in den Aemtern wie in den Parlamenten kaum Persönlichkeiten, die man als politische Publizisten von Rang ansprechen könnte, und was von Parlamentariern und Beamten a. D. geschrieben wird, ist selten stark und tief historisch unterkellert. In England haben die großen

Philosophen und Historiker Bacon, Hobbes, Locke, Shaftesbury, Hume, Staatsämter bekleidet oder persönlich und sozial eine Stellung erlangt, in der sie das Staatsgeschäft gründlich kennen lernen konnten. Ueberhaupt ist die Verbindung von praktischer Politik und staatswissenschaftlicher Publizistik in anderen Ländern größer als bei uns; bedeutenden politischen Schriftstellern sind dort oft wichtige Posten in der Regirung anvertraut worden. In Deutschland hat die absolutistische Entwickelung immer Theorie von Praxis der Staatsleitung geschieden; und treffend sagt Eduard Bernstein, als Herausgeber der Schrift „Politik und menschliche Natur" von Graham Wallas, in einem schönen Vorwort, daß der kameralistische Geist in Deutschland bei den Praktikern eine Etiquette ausgebildet hat, die verpönte, über Staatsangelegenheiten anders als unter dem Gesichtspunkt von Beamten des jeweiligen Serenissimus zu schreiben. Die Gelehrten aber sind bei uns meist entweder nur Erklärer der so aufgefaßten Praxis oder flüchten in spekulative Betrachtungen, bei der Wirklichkeit und Theorie in schier unüberbrückbaren Gegensatz kommen. Unsere staatswissenschaftliche Publizistik hat sich gerade im letzten Menschenalter fast ausschließlich darauf beschränkt, das Seiende mit scharfem Spürsinn zu erklären (Laband ist hier das Vorbild geworden), statt, wie die bedeutenden Staatsrechtler früherer Zeiten thaten, sich auch mit Dem zu beschäftigen, was sein müßte. Staatsrecht und Geschichtschreibung haben sich nur zu oft bemüht, alles Bestehende zu rechtfertigen und vor der gerade herrschenden Autorität, weil sie die Macht ist, sich zu beugen. Erst in neuster Zeit hat sich eine besonders durch Jellinek bewirkte Wandlung vollzogen; und hier harren der jüngeren Staatsrechtler und Historiker gewaltige Aufgaben.

Gewiß war gerade der alternde Ranke bestrebt, mit kühlster Objektivität jede, aber auch jede staatliche und kirchliche Autorität zu erklären und zu rechtfertigen; und er ist deshalb dem Vorwurf der Gesinnungslosigkeit nicht immer entgangen. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß seine Meisterfeder uns die großen Zusammenhänge in der Geschichte nachwies, daß gerade er die Ideen der Jahrhunderte in heller Beleuchtung zeigte. Und wenn er auch, wie schließlich jeder Große, auf den Schultern der Vorgänger, Kants und Herders, Fichtes und Hegels, der Frühromantiker und namentlich Wilhelms von Humboldt stand, so war ers doch, der die leitenden säkularen Tendenzen enthüllt und zum Gemeingut aller Geschichtforschung gemacht hat. Wir wissen seitdem: wenn eine Idee im Jahrhundert zur Herrschaft gelangt,

wirkt sie oft mit Zaubergewalt und erfüllt den gesammten Anschauungskreis der Menschheit so, daß selbst die Widerstrebenden ihr Rechnung tragen und der Widerspruch meist weniger dem Gedanken an sich als der Art der Durchführung gilt. So war es mit der kirchlichen Idee des Mittelalters, den reformatorischen Bestrebungen vom vierzehnten Jahrhundert an, den kosmopolischen Humanitätidealen und den sozialen und nationalen Strömungen unserer Zeit. In stetem Wandel der Zeiten entstehen neue Bedürfnisse und erzeugen neue Forderungen; zuerst wird der Apfel der Hesperiden begierig ergriffen, dann die leere Schale von Gleichgültigen weggeworfen. Keine Idee aber stirbt, ohne gewirkt zu haben. Erfüllte sie auch nicht voll ihren Zweck, so gab sie doch eine Weile den Menschen Freude und Begeisterung. Nie ist ihre Arbeit vergeblich; jede Idee bringt echtes Gut, das sie in den Schatz der Kultur hinterläßt. Aber die Idee des Jahrhunderts ist, gerade Ranke lehrt es unwiderlegbar, vergänglich wie alles Irdische; sie macht anderen Strömungen Platz, nach dem großen historischen Gesetz der Kontrastbewegung, wie Wilhelm Wundt es genannt und der hallenser Historiker Theodor Lindner geistvoll erläutert hat. In der Geschichte, so lehrt er, finden wir stets eine Bewegung, die auf den ersten Blick an die des Pendels erinnert; ein ewiges Hin und Her, ein Auf und Ab. Sieht das Wahrheit suchende Auge nicht, daß wir gerade jetzt wieder vor einer solchen starken Pendelschwingung stehen? Scheint die Weltenuhr nicht zu einem neuen Schlag auszuholen?

In Deutschland herrscht seit den Freiheitkriegen, also seit einem Jahrhundert, die nationale Idee; nach dem Gesetz der Kontrastbewegung ist der Zweifel berechtigt, ob sie über den Ozean von Blut, über die Hochgebirge von Leichen hinweg sich noch lange in ungeschwächter Herrschaft erhalten wird. In den anderen Theilen Europas setzte sich der moderne Nationalismus eigentlich erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und unter dem Protektorat des dritten Napoleon durch; die Einheitkämpfe Italiens, die Unruhen bei den Südslawen waren das naturgemäße Ergebniß wirthschaftlicher Entwickelung. Denn sobald ein Volk eine gewisse Wirthschaftstufe erreicht hat, erwacht das Streben nach nationaler Selbständigkeit. Das ist ja auch der letzte Sinn der Balkanwirren. Bei uns ist die Idee des nationalen Staates (Friedrich Meineke hat es in seinem „Weltbürgerthum und Nationalstaat“ gezeigt) allmählich aus dem Universalismus des achtzehnten Jahrhunderts, aus Herder und Schiller über Fichte und Humboldt, über Stein, Gneisenau,

Niebuhr, Adam Müller, Friedrich von Gagern und die ganze Erbkaiserpartei, über Ranke, Duncker und Dahlmann, Droysen und Sybel zu Treitschke gediehen. Bismarck schuf dem nationalen Gedanken das Fundament; nach dem Maß des damals praktisch Möglichen und deshalb unvollständig. Denn durch die Gründung des Reiches wurde ja das Deutschthum in zwei Theile gespalten. Für Bismarck war eben der staatliche Gedanke der beherrschende und entscheidende.'

Viel zu oft hat man vergessen, daß die nationale Idee ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts ist und daß sie bei uns noch wesentlich durch das Gewicht der Staatsidee, wie sie Kant entwickelt und Hegel ausgebildet hat, gestützt wurde; hatte doch Kant im Staate Friedrichs des Großen den Satz aufgestellt, daß alle Anlagen der Menschheit sich wirklich nur in einer innerlich und äußerlich vollkommenen Staatsverfassung entwickeln können. So haben sich bei uns nationaler Gedanke und Staatsidee immer enger verschlungen. Auf der Grundlage des Obrigkeits-, Militär- und Beamtenstaates nahm das preußisch-deutsche Nationalbewußtsein seine eigenartige Färbung an. Schon der alte Friedrich Karl von Moser hat Das in seiner Schrift über „den deutschen Nationalgeist" beklagt, den er durch die „Mißgeburt einer militärisch-patriotischen Regirungform" schwer bedroht fand. Heute, wo der gebildete Deutsche allenfalls Treitschke kennt und noch stolz darauf ist, daß er nur ihn kennt, heute hält man diese nationale Ideologie leicht für Granit, für historisch Ursprüngliches, von Vätern Ererbtes und vergißt, daß dem Menschen von ehedem nie in den Sinn gekommen wäre, für einen Staat durchaus national gleiche oder einsprachige Unterthanen zu fordern, und daß noch auf dem Wiener Kongreß jede Rücksicht auf Nationalität außer Acht gelassen und Völker nicht nach nationalen (oder, wie es jetzt heißt, völkischen) Gesichtspunkten vertheilt wurden, sondern wie die Hammelheerden. Schwer ist, nachzuweisen, wie Volksbewußtsein und Nationalbewußtsein eigentlich entsteht. Immer hat es innerhalb bestimmter Volksgruppen und Stämme eine gewisse Empfindung der Eigenart gegeben; aber es war doch wohl ein mehr oder minder dunkles Gefühl und mit dem heutigen Nationalbewußtsein kaum zu vergleichen. Jenes Volksbewußtsein war im besten Fall vertheidigend, niemals angreifend wie unser heutiges. Gefühl und Liebe fürs Vaterland haben alle Völker gekannt; aber der Begriff des Vaterlandes ist beinahe eben so unbestimmt wie der der Heimath; er kann den Ort umfassen, wo die Wiege stand, die heimi-

sche Scholle oder ein ganzes großes Land. „Wo meine Freunde wandelnd gehn, wo meine Toten auferstehn", singt Franz Schubert, der deutscher war als die meisten Worthelden von heute.

Weder das fränkische Reich noch das alte deutsche waren „national" in diesem Sinn, denn sie umfaßten fremde Völker in großer Zahl. Der erste wirkliche Verkünder deutschen Volksbewußtseins und deutscher Volksart war Walther von der Vogelweide, der sein deutsches Land gegen das völlig verwälschte Papstthum pries. Und doch hätte Walther niemals daran gedacht, auf das ganz universalistische Kaiserthum zu verzichten; auch Ulrich von Hutten, der ja Walthern geistig am Nächsten war, trat niemals über die Linie des eigentlichen Volksbewußtseins hinaus. Und so blieb es Jahrhunderte lang; erst die Befreiungskriege führten langsam und fast unmerklich in deutsches Nationalbewußtsein. Ueberhaupt giebt es im strengen Sinn nationale Reiche nur in Europa, in dessen Wesen auch allein dieser moderne Begriff paßt; die Gründe sind in den kleinen Verhältnissen unseres Erdtheils, in seiner reichen Gliederung, vor Allem aber in der feudal absolutistischen Entwickelung seiner Staaten zu suchen. Jedenfalls ist es rathsam, auch für die frühere deutsche Geschichte die Worte „Nation" und „national" auszuschalten; sie passen nicht hinein und verdanken ihr Dasein nur den Tendenzen der Gegenwart. Auch sollte bei dem Versuch, eine bestimmte Nationalität zu schildern, mit großer Vorsicht verfahren und, wenn man von Nationalcharakter spricht, nicht übersehen werden, daß leicht bei dem einen Volk die Eigenschaft gepriesen wird, die man bei dem anderen tadelt. Starkes Selbstbewußtsein heißt hier nationaler Stolz, dort Eitelkeit oder Ueberhebung, Festhalten an alten Sitten gilt hier als völkische Treue, dort als Rückständigkeit. Weil eine Nationalität sich nur allmählich bildet, kann sie nicht immer so gewesen sein wie heute; wie unterschied sich, zum Beispiel, der Deutsche des achtzehnten vor dem des neunzehnten Jahrhunderts! Auch hängt die zeitweilige Größe eines Volkes nicht von der Stärke des nationalen Bewußtseins allein ab, sondern von vielen anderen Faktoren, besonders auch von der Umgebung. Die Größe eines Volkes beruht manchmal nur auf der Schwäche der anderen; ein in Manchem starkes Land kann im Ganzen dennoch schwach sein. Gerade heute möchte man fragen, ob denn das deutsche Volk während seiner klassischen Literaturperiode wirklich auf so tiefer Stufe stand, wie uns schon in der Schule gelehrt wird. Die Entwickelungreihen der

menschlichen Gesellschaft gehen nicht in gleichem Schritt neben einander her. In dem Kampf der Raserei und des Hasses sollte man nicht vergessen, daß der Gedanke an den geschichtlich engen Zusammenhang romanischer und germanischer Völker Ranke mächtig bewegte und in den Plan trieb, die Geschichte ihrer Gemeinschaft zu schreiben. Nie haben die indogermanischen Völker, die Germanen, die Romanen und die Slawen gegen einander körperliche Scheu gehegt, immer haben sie sich leicht gemischt; und in Amerika sehen wir noch heute die den verschiedensten Nationen Angehörigen einander versippt.

Der nationale Gedanke hat nicht immer geherrscht und der Geschichtschreibung sein Gesetz aufgezwungen. Der kirchliche Universalgedanke erfüllte auch in der Historik das Mittelalter, so weit es sich überhaupt zu einer bestimmten Anschauung hindurchdrang. Dann kam der Humanismus, der ins Alterthum zurückgriff, neue, weltliche Werthe in die Geschichtschreibung einführte und dem kirchlichen Universalismus die einzelnen Völker gegenüberstellte. Das Zeitalter der Reformation und ein Theil des siebenzehnten Jahrhunderts ergab sich theologischen Interessen. Dann rang die Staatsidee sich durch und gab der Geschichtschreibung neue Grundlagen und Richtlinien. Dem politisch-juristischen Zeitalter folgte, unter dem Druck des absolutistischen Staates, die Aufklärung der Geister. Voltaire trat auf und wandte sich gegen Barbarei und Fanatismus; Herder suchte in Natur und Anlagen des Menschen die Leitfäden der Entwickelung. Nun erst kam, aus den Stürmen der napoleonischen Zeit, der Morgen des nationalen Dranges. In anderen Ländern waren andere Strömungen entstanden. Unter der Nachwirkung der Französischen Revolution waren namentlich in den Weststaaten die Massen zu Bedeutung gekommen. Und während August Comte und die großen englischen und französischen Positivisten mit dem Werkzeug der Naturwissenschaft dem Wesen der sozialen Verhältnisse nachzuforschen bemüht waren und langsam die materialistische Geschichtauffassung erwuchs, die alle Erscheinungen aus der jeweiligen Wirthschaftstruktur der Gesellschaft abzuleiten suchte, hat noch Ranke nie nationalistisch im heutigen Sinn geschrieben; er hat die Entwickelungen der Kultur kaum gestreift, die sozialen Verhältnisse ganz vernachlässigt. Nicht Völker und Massen kennt er; nur Höfe, Kabinete und die großen Persönlichkeiten, die er mit beinahe dichterischem Schwung und künstlerischer Liebe zu schildern weiß. Erst das lyrische Pathos Treitschkes mit seiner

lodernden Leidenschaft und starr subjektiven Auffassung hat das Wachsen rein nationalistischer Auffassung in Deutschland begünstigt. In den letzten Jahrzehnten ist dann, unter dem Einfluß Comtes und Burckhardts, die neue, von Lamprecht geführte kulturhistorische Geschichtschreibung aufgewachsen, die Begriffswissenschaft werden, bestimmte, regelmäßig wechselnde Entwickelungstufen der Völker und eine allgemein giltige und ursächlich verbundene Reihenfolge der Kulturperioden nachweisen will. Wer von uns hätte nicht einst unter Treitschkes Bann gestanden? Aber er ist weder Ende noch Ziel. Keine Idee kann alle Verhältnisse des Daseins umfassen; jede muß, so lange sie die Vorherrschaft hat, andere Forderungen vernachlässigen. Das Leben drängt nach allseitiger Befriedigung; die bis dahin zurückgesetzten Bedürfnisse regen sich und gewinnen allmählich an Stärke. Und gerade die werden sich vordrängen, die mit der bisher leitenden Idee wenig oder nichts zu thun haben oder gar einen ihr entgegengesetzten Zweck verfolgen. Eine neue Idee, die dem gefühlten Mangel abhelfen will, kommt empor und bietet dem Auge das Kehrbild Dessen, was war.

Die universale Kultur des Römerreiches entstand durch die Verschmelzung der Völker und ihres geistigen Besitzes; aber schon auf dem Höhepunkt dieser Kultur war eine Trennung von Ost und West bemerkbar, die dann durch die Völkerwanderung zu endgiltiger Scheidung wurde. Die germanischen Völker vermochten mit dem vorgefundenen Kulturbestand nicht zu wirthschaften; langsam stieg aus dem Chaos die kirchlich-christliche Idee empor und schuf im Abendland eine neue einheitliche Kultur. Auch ihr Ende kam; die Reiche drängten nach Selbständigkeit, die Völker nach Verwirklichung ihrer religiösen Ideale. Das wirthschaftliche Leben wandte den Blick der Erde zu und das großartige Kirchensystem erlag den zerstörenden Kräften. Wieder schloß sich der freigewordene Geist in der Aufklärung zusammen und erzeugte Kosmopolitismus. Neue Probleme tauchten auf: die Religion suchte den alten Boden zurück zu gewinnen und der nationale Gedanke, die moderne Erscheinung des Patriotismus machte den Begriff des Einzelstaatsthums, der bis dahin die Unterthanen nur wie ein äußeres Gewand umgeben hatte, zum innerlichen Besitz. Auch wirthschaftlich schlossen sich die Staaten ab und traten überall, wo sich ihre Interessen berührten, in Wettbewerb. Das ist der Zustand von heute. Und auch im innerstaatlichen Leben sehen wir diesen steten Wechsel von Gegensätzen. Das Mittelalter kannte nur eine geringe Entwickelung des Staa-

tes und war geneigt, den Staat im eigentlichen Sinn aufzulösen, bis der Absolutismus endlich Ordnung schuf. Das Volk ergab sich ihm nicht nur aus Zwang, sondern auch in unbewußter Erkenntniß der Vortheile, die er gewährte. Als der Absolutismus seine Aufgaben zum größten Theil gelöst hatte, erhob sich der Widerspruch; als die Rechte der Völker schmählich mißachtet wurden, dämmerte die Aufklärung und Humanität; und endlich nahm der Konstitutionalismus den Kampf für die Anerkennung der politisch rechtlosen Masse auf. Der Liberalismus wurde geboren. Ist er nun tot? Man erwartet das Heil von einem allmächtigen Staat, der jede Lebensthätigkeit unter seine Fittiche nehmen soll. Und wie in der Religion mystisch-idealistische Zeiten mit rationalistischen abwechseln, wie nach der puritanischen Strenge der Revolution sich die englische Gesellschaft in sinnliche Genüsse stürzte, so sehen wir auch in Literatur und Kunst den Wechsel zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Bevorzugung der Form und des Inhaltes als eine lange aufgehobene Regel. Es lohnt wohl, darüber nachzudenken, wie tief ein solches Gedankensystem jeweilig reichen könne. Im Byzantinerreich sollen selbst die Marktweiber dogmatische Fragen kundig erörtert haben; ists wahr, so müßten wir diese Zeit um die Theilnahme an großen Problemen beneiden. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß oft Gelehrte diese Ideen, auch die nationale, in das öffentliche Bewußtsein einpflanzten; wenn sie voll aufgeblüht waren, hatten die Massen den Gärtner und dessen Mühe fast immer vergessen. Auch der Franzose, der Voltaire und Rousseau nie gelesen hat, kennt ihre Lehren aus dem Munde der Leute, die von der Kindheit an zu ihm sprachen. Kants Pflichtenlehre ging in das Bewußtsein aller Gebildeten ein und gelangte von da in Tiefen, wo man von Kant nichts wußte. Die Hauptsätze des Sozialismus werden seit Jahrzehnten unmittelbar in das Volk getragen und wirken auch da, wo ihr Ideengehalt nicht ausgeschöpft werden kann. Wer will entscheiden, wie weit der Einfluß von Ranke, Sybel, Droysen und besonders von Treitschke bei uns gedrungen ist und ob er nicht auch auf den Bauer im letzten Dorf, auf den ärmsten Arbeiter gewirkt hat? Keime, die in der Luft sind, werden mit der Athemluft eingesogen.

Kein Ernster kann hier aber Ewigkeitwerthe erblicken; keiner glauben, immer müsse und werde die nationale Idee sich die Herrschaft bewahren. Da Weltenkörper werden und vergehen, können auch die Gedanken armsäliger Menschen nicht ewig sein.

Aber der Imperialismus? Brachte er nicht etwa den neuen Gedanken, der den nationalen ersetzen soll? Ich zweifle. Bedeutet Imperialismus reine Machtpolitik, dann deckt er sich im Wesentlichen mit der nationalen Idee; bezeichnet er nur den Zug des Exportkapitalismus, dann gehört er ganz und gar nicht zu den treibenden Kräften des Jahrhunderts, sondern ist eine Form wirthschaftlichen Dehnungdranges und hat nur in thörichter Phraseologie mit Weltanschauung irgendwelche Gemeinschaft. Die nationale Idee aber beherrscht noch immer unsere Gedanken, giebt unserem gesammten öffentlichen, politischen Leben die treibenden Impulse, erfüllt die Köpfe und Herzen. Wie lange noch? Der Staatsmann, der in Künftiges hinaushorcht, in dem blutigen Wirrsal unserer Zeit die großen Menschheitgedanken Lessings, Herders, Schillers, Humbolds wieder aufnähme, die in allen Kulturnationen fühlbaren universalistischen Strömungen in ein neues Bett zu leiten vermöchte, wäre ein Erlöser und sein Ruhm würde in Aeonen nicht untergehen.

Richard Witting.

Wodianer.

Der junge Baron Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein betrachtete sein himmelan starrendes Haar, das über seine Stirn, früh verwelkend, endlich grau hereingebrochen war in diesem dreißigsten Jahr seines ziellosen Lebens. Der Spiegel trug nicht die Schuld. Der hatte Generationen von Wodianern in der Wiege strampeln und etwas stiller auf der ihr folgenden Bahre liegen gesehen und jedem in durchaus zuverlässiger Art ein Bild des veränderlichen Körpers gezeigt, über das in manchen Fällen sogar ein Abglanz der recht unsterblichen Seele gebreitet war. Nun saß Albrecht Wodianer als Letzter vor dem treuen Möbel und ärgerte sich über ein Stück Materie, das ihn langen Athems überdauern würde, unerblindet ihm die Unreinheiten seines Geistes wies: die weiß angelaufenen Speere seiner Haare. Albrecht Wodianer ertrug den Anblick des Spiegels schließlich nicht länger; da er aber allen Freunden gegenüber sanften Gemüthes war, zertrümmerte er ihn nicht, sondern trat den Rückzug ins Café Prag an. Er selbst, wiewohl verarmt, kam sich dort etwas deplacirt vor; ein Achtelliter Raubritterblut empörte sich in ihm gegen die spitzfindige Synagogenluft dieses Zionistenbeisels, in dessen Ecken immer ein paar jüdische Li-

teraten urchristelten. Doch der Umstand, daß sich hier Räume ärmlicher Schlichtheit über zahllose Stilepochen hinweg unversehrt im zwanzigsten Jahrhundert geborgen hatten, beruhigte ihn wieder, sonderbarer Weise, obwohl seine Nervosität und Zeitzerriebenheit sonst sich gegen die Dauer der Gegenstände empörte.

Wodianer bestellte im leeren Café irgendwas und ging dann wieder nach Haus, froh, Niemand getroffen zu haben, denn das Oeffnen des Mundes zu formellen Reden und Antworten, zu dialektischen Wortkrämereien, die nichts von seinem erschütterten Seelenzustande offenbaren durften, weil Haltung unter Egoisten Ehrensache war — dieses ganze, immer wieder nur einen konventionellen Schein liefernde Gebahren war ihm verhaßt. Und doch mußte er täglich, täglich ins Café trotten, er konnte die Zeit vor Mitternacht nie zu Haus verbringen; meist warf er diese Stunden an den nächstbesten Frauenleib oder ließ die Worte nah hockender und doch weltweit entfernter Literaten und Intellektbestien wie Fliegen in die Melange fallen, die er dann nicht austrank. Während des Heimweges empfand Wodianer eine seltsame Blutleere im Schädel und empfand sie ungern, denn sie erinnerte ihn an den Tag, da der Tod zum letzten Mal sich in seiner Nähe aufgehalten hatte, eine Stirnwunde hinterlassend und kuriose Schwächen. Folgen eines Duelles mit dem Hauptmann Orbenhayn, der eine Bemerkung Wodianers (was auf dem röthlichen Beteigeuze den Mädchen der Erde entspräche, müßte dort schöner sein) auf seine Braut bezogen hatte. Wodianer sah vor sich liegen den sterbenden Orbenhayn, dessen blutschäumender Mund röthlicher glänzte als der Stern Beteigeuze. Und spürte, in der Erinnerung wieder Leib an Leib mit Ex-Orbenhayns Braut, abermals die Wahrheit seiner Bemerkung. Auf einem winterkahlen Baum vor der Universität schwirrte es in kleinen Flügeln von Ast zu Ast, um nicht zu erfrieren. Zweigauf, zweigab glatt verschluckbare weiße Flaumenbälle: Spatzen, die in Schaaren über den Baum versammelt waren. Hier und da sauste, den Baum erschütternd, eine Elektrische vorbei; die in sich verkrochenen Klümpchen, nach Wärme hungernd, versuchten, am Stamm kleben zu bleiben. Wodianer fühlte mit ihnen kein Mitleid, er wußte: in den Thierchen schwangen die Seelen ungeborener oder abgeschiedener Mädchen, denen es bisher mißlungen war, in die Universität zu laufen, und die nun hier, nah der Wissenspforte, nächster Wiedergeburt harrten.

Wodianer haßte Frauenstudium, seine schwarzhaarige Männerfaust fuhr hinaub zu den Kieselsteinen der Reitallee und eine Faustvoll ergoß sich über rasch aufschwirrende Sperlinge. „Viel Leben um nichts!“ murmelte er, zerrte seinen Bart und fluchte schon lauter: „Nicht erwarten können sie es, die idiotischen Dinger! Stellen sich da in Nacht und Nebel an, als wäre so ein flaches Kolleg eine gute Burgtheatervorstellung. Und nicht früher werden sie aufhören, die zudringlichen Ludern ... bis sie von Logarithmen ganz verwanzt sein werden. Pfui Teufel!“ Sehr unvermittelt erklang in seinem Gehirn

die Stimme seiner toten Mutter: „Bubi, Das darf man nicht!“ Albrecht schlug mechanisch die Hände gegen einander, daß von den Handschuhen die schuldbeweisenden Steinkörnchen glitten. Hernach ward er doppelt unwirsch, krächzte heiser: „Das lebt noch immer in mir! Als ob so eine alte tote Baronin Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein wüßte, welche Gesetze heute im Leben gelten. Es war doch meine Pflicht, möglichst vielen dieser lebenschwangeren Thierchen die nächste Wiedergeburt abzutreiben!“

Seine Augen noch baumwärts gerichtet, strauchelte er über eine hervorstehende Straßenbahnschiene, fühlte sich plötzlich im Besitze zweier Kniee. Die leicht kitzelnden Schrammen bluteten stark, und indem er die eine gerechte Strafe Gottes behauptende Stimme seiner Mutter abwies, beschloß er, diesmal kein Mädchen zu frequentiren, da er spürte, er könne diesen Abend mit dem einen sanften Kräfteverlust ganz gut auskommen.

Wieder in sein Zimmer ausgespien, fragte er sich, ob er den bösen Spiegel weiß oder schwarz verhängen solle. Die Antwort darauf gab ein Knall; irgendetwas, Stein oder Kugel, durchschlug Doppelfenster und Spiegel. Wodianer riß erfreut die Fenster auf, lehnte sich über die Brüstung und seine Augen bohrten sich in die nächtigen Parks, aus denen her das Feindsälige zu ihm gedrungen war. Dann verfolgte er, bei jedem Schritt Glassplitter zermalmend, die Flugbahn des Geschosses, fand eine abgeplattete Revolverkugel ... und nannte schließlich diese Begebenheit irrsinnig, da ihm bis zum Ueberdruß bekannt war, daß er außer etlichen imaginären Halunken und Ausgeburten seines Hirnes keinen realen Freund oder Feind auf der Erde besaß. Die Schrammen der Knie bluteten noch immer im leisen Rhythmus eines kleinen Schmerzes. Er legte keinen Verband an. Schmutz in der Wunde? Wenn ein lächerlicher Sturz die Macht hatte, ihm durch Blutvergiftung das Leben zu nehmen, dann pfiff er überhaupt auf diese dumme Errungenschaft ...

Irgendwer hatte also nach ihm geschossen. Er ahnte dumpf und immer heller die altruistische Verpflichtung, den wohlgemeinten Versuch des Unbekannten zu Ende führen zu müssen, lud, am Fenster stehend, die abgeplattete Revolverkugel mechanisch in den Lauf eines Schießinstruments, die Sache ging zielgerecht in seine duellalte Schläfennarbe los; und während er mit der Hand nach den Sternen griff, als wolle er diese Steinchen auf irgendwen werfen, hörte er noch, gegen den zertrümmerten Spiegel fallend, verzweifelt als letztes Wort in der Sprache der alten Welt die bekümmerte und eines czechischen Accentes nicht entbehrende Stimme des Ewigkeitschaffners: „Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein umsteigen!“

Albert Ehrenstein.

(Aus „Nicht da, nicht dort“,
Verlag Kurt Wolff in Leipzig.)

Der Geist und das Ziel.

Kein anderes Wort ist jetzt so schwer an Inhalt wie dieses: das Ziel. Es mag Forderung oder Sehnsucht bedeuten, klare Gedanken oder unsichere Träume umfassen; es mag, auf seinen festen Kern untersucht, Erfüllung, Wende, Neubeginn oder nur die Wiederkehr von Ruhe und Gewohnheit anzeigen wollen: immer wird es Dem, der es nun ausspricht, von höchster Wichtigkeit und von nächster Dringlichkeit sein. Wir wissen von keiner Gegenwart und können uns keine vorstellen, die sich so ganz nur als Vorbereitung einer Zukunft gefühlt hätte wie die unsere. Irgendeiner Zukunft: einer, die schon geahnt und gewollt wird, oder einer ganz unverhofften, die noch Niemand wollen und ahnen kann. Aber triebhaft kämpft der Menschengeist gegen das Ungewisse und sucht auch dort zu gestalten, wo noch nicht einmal Chaos, sondern nur eine Erwartung nie erschauter Dinge ist. Freilich, sieht man genauer zu, so läßt sich leicht erkennen, daß es auch mit dieser Art von Gestaltung nicht anders ist als sonst mit den Gebilden, die der Trieb zum Endgiltigen, er sei künstlerisch, philosophisch oder politisch, aus den vorhandenen Kräften und Erfahrungen schöpft. Das heißt: am Ende gestaltet Jeder sich selbst und seinen Lebensdrang, nur etwa in größeren, reineren, allgemeiner anwendbaren Proportionen. Die Mächtigen sagen Gerechtigkeit und meinen Macht, die Schwächlichen sagen Glück und meinen Ruhe, die Gierigen sagen Schutz und meinen Ausbreitung. Von Verband zu Verband, von Gruppe zu Gruppe, ja, von Mensch zu Mensch wechselt Anschauung und Wunsch des Zieles; nur die Regung selbst, das unbedingte Weiterwollen ist allgemein und ist ungefähr gleich. Nie war eine Zeit in der Geberde einheitlicher, in der Triebrichtung zerspaltener; denn nie war eine noch so ganz nur Anlauf gegen das Ungewisse hin.

Die Macht, die Furcht, die Gier, die wirkliche und die eingebildete Kraft, sie haben alle schon in ihrer besonderen Sprache und mit ihren besonderen Sprechmitteln, so gut sichs eben schicken wollte, von Gegenwart und Zukunft, von der That und vom Ziel zu reden versucht. Die Jugend war bisher kaum zu hören; und ihr Wort müßte doch, da sichs um Zukunft handelt, mit unter den wichtigsten sein. Aber ihre beste Kraft ist in den Gräben. Auf sie stürzt die ganze wahnsinnige Wucht Dessen, was allein Wirklichkeit zu sein scheint in dieser gespenstischen Gegenwart. An uns Andere kommt nur Widerhall, Schatten oder vorausleuchtender

Traum. Ihnen wird es kaum so gut, daß sie ihre Träume austragen können. Auch wissen sie nie, ob ihr nächster Tag auf der Erde oder im Unendlichen aufgehen wird; da hat das Wort Zukunft keinen Sinn; oder einen, den Unsereins nicht recht fassen mag. Auch ist der Schritt und die Miene dieser Zeit zu schwer; die Jugend mag sich, gerade wo sie thätig das Weltschicksal erwirken hilft, schon ein Wenig unjung und außerhalb ihres sonstigen Wesens fühlen. Spräche sie von dort her, ihr Wort hätte vielleicht keinen sehr jugendlichen Klang. Diese Hemmung, die überall spürbare Alleinherrschaft gewaltig aufgestraffter Männlichkeit, mag auch dem Theil der Jugend gelten, der daheim bleiben mußte. Sie haben zu fürchten, daß in dem andersartigen Medium ihr Ton nicht rein und nicht weit genug schwingen kann.

Ließen sie sich aber ganz abschrecken, so wären sie nicht Jugend. Da und dort sind sie dem Aufmerksamen vernehmbar. Stimmen von Einzelnen können nicht durch diese Umwelt dringen; Gruppen auf irgendeiner gesellschaftlichen Grundlage nehmen in Allem leicht die zu deutlich erkennbare Färbung ihrer besonderen Interessen an. Aber eine rein geistige Gemeinschaft, die in der Annäherung und Aussprache freier Willenskräfte besteht, mag eigene Art und stärkeren Ton haben. Auch solche Versuche werden gemacht. Einer der bemerkenswerthesten äußert sich in dem Sammelheft: „Das Ziel, Aufruf zu thätigem Geist“ (bei Georg Müller in München). Anderthalb Dutzend Aufsätze, anderthalb Dutzend Namen: bekannte, umstrittene; dann wieder solche, die von tüchtiger Arbeit einen umgrenzten, aber gut befestigten Ruf haben; andere, die irgend einmal lebhaft aufgeklungen waren; und einige ganz neue. Unter den Verfassern sind Frische und Zarte, sind Mannhafte und Gereifte, ist vielleicht sogar Mancher, der schon das Altern vor sich sieht. Dennoch ist es ein Buch der Jugend. Sie wollen eben nicht auf der Linie eines äußeren Lebensabschnittes, sondern auf der Linie einer Willensrichtung vereint sein. Diese ist: dem Geist zu seinem Recht zu helfen. Und dieses Recht, behaupten sie, ist kein geringeres, als die ganze Welt aus seinen Kräften umzuschaffen und neuzuschaffen. Das aber ist immer ein wichtigstes Merkmal wahrer Jugend, daß sie das Gefühl hat, über allen sachlichen Anstoß wegschweben, nur aus den Gaben der Seele und des Gehirns heraus umwälzen und neuordnen zu können, wenn ihr erst freie Bahn gegeben wird. Der Entschluß, alles Kommende nur sich selbst zu verdanken, die Neigung, alles Gewesene für nichtig zu erklären, ist bei jeder thatkräftig anmarschirenden neuen Generation. Es giebt Männer, in denen sich

dieser Antrieb, aus mehr oder weniger natürlichen Quellen fort-ernährt, erstaunlich lange bei Kräften erhält; ältere Jahrgänge, die sich mit bewußter Klugheit für jüngere Zeiten aufgespart haben. Nicht auf Jahre und Erfahrung, sondern auf Ton und Richtung kommt es an. In den Aufsätzen dieses Buches werden Philosophen entlegenster und allerjüngster geschichtlicher Abschnitte als Zeugen und Helfer angerufen. Doch scheint es, als wäre der tiefsten Regung, die diese Geister zusammenschaart, kein Spruch alter oder neuer Weisheit so innig verwandt wie der Aufschrei des Karl Moor: „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und ..." Gleich nach diesem „und" hört die engste Gemeinsamkeit schon auf; alles Weitere wird mehr und mehr persönlich. Bei Karl Moor heißt es: Und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen. Für moderne und gebildete junge Leute ist Das kein rechtes Programm. Ihr Wollen ist dichter bestellt und fester unterbaut. Sie haben nicht nur ein Ziel, sondern auch Ziele. Aber auch sie ballen in machthungriger Erbitterung die Fäuste. Und sind, scheint es, fest entschlossen, sich nicht mehr zu gedulden. Kerls waren ja immer da, aber ein Heer noch nie. Sie wollen es nun zusammenrufen.

Ein Aufruf zu thätigem Geist; zu Leistungen der Vernunft; zu Umgestaltungen der Menschheit, die nicht aus dem Magen und nicht aus dem blind getriebenen Blut, sondern aus einer hellen und verantwortlichen Anschauung kommen. Alle, die für die Zukunft der Menschheit mitverantwortlich sein wollen, werden zur That herausgefordert. Dem bloßen Spiel mit Erkenntniß und Einfall: also der Wissenschaft, die nur feststellen und auffammeln, der Kunst, die im Wesenlosen formen und scheinen will, wird die gehässigste Fehde angekündigt. Alles, was nicht zum Ziel, Das heißt: zur Klärung und Sicherung einer sachlich, seelisch und geistig vollkommen beglückten Menschheit fördert, wird als überflüssig, als lästig und schädlich mit Verachtung abgewiesen. Keine Schwärmerei soll mehr gelten als die eifervolle mit dem heiligen Entschluß, bis zur Verwirklichung vorzustoßen. Verwirklichung, Das ist: Erlösung der Welt durch den Geist. Ordnung, Reichthum, Freiheit, menschlicher Zusammenhalt und persönliche Beseeltheit: ein Leben, in dem Vernunft Alles vollendet, jedes böse Hemmniß niederhält, jede fruchtbare Regung befreit. So kühn und so weit gestellt ist am Ende kein Blick, daß er nicht die unabsehbare Entlegenheit dieses Zieles anerkennen müßte. Auch Diese da sagen sich klar und ernst genug: Wir werden es nie mit Händen greifen. Gerade darum, meinen sie, darf der Geist nie aufhören, danach zu

zielen, der Wille nie aufhören, dorthin zu streben, die That nie aufhören, daran zu schaffen. Feststellung und Verkündung allein genügt ihnen nicht, von den prophetischen Zeitaltern halten sie wenig; sie wollen leisten. Und sie sind so klug, zu wissen, daß mit der Ueberredung der Gruppen durch die Einzelnen, der Massen durch die Gruppen nicht viel geschafft wird. Sie sind ganz dieser Zeit und glauben also: Nur, wo Macht ist, kann Recht und Ordnung werden. Macht suchen sie zunächst. Das Ziel jedes Einzelnen ist vernunftvolle Freiheit, der Zweck ihres Zusammenschlusses ist Macht. Freilich: auf die Frage, wie diese Macht zu erlangen und zu bewegen wäre, wird keine sichere Antwort gefunden. Die Meisten haben, sofern sie überhaupt davon reden, ein hypothetisches Wenn oder ein utopistisches Dann. Einige gehen kühn an das Problem heran. Aber man hat den Eindruck, daß auch sie bald stutzig werden und nicht viel Besseres wissen als eine Art von Suggestion der Ueberzeugung, die von oben (oben sind natürlich sie selbst) nach unten dringen, von den Einzelnen an Wenige, von den Wenigen an Viele, von den Vielen an Alle weitergeleitet werden, dann aber, vom allgemeinen Vertrauen mit gehörigen Machtbefugnissen beglaubigt, als anordnende Gewalt wieder nach oben, an die thätigen Geister, zurückkehren müßte. So würde es zuletzt in der Hauptsache darauf ankommen, welche suggestive Kraft ihre Aufrufe entfalten können. Zu überwinden wäre die widersetzliche Trägheit der an das Hergebrachte, Triebhafte und Anschauliche gebundenen Menschheit. Nach aller Erfahrung sind die Aussichten gering. Aber diese Entschlossenen wollen ja über alle bisherige Erfahrung hinaus; sie mögen nun zeigen, wie weit sie es mit ihrem „thätigen Geist" bringen.

Bisherige Erfahrung: ich habe zweimal miterlebt, daß der Versuch gemacht wurde, abseits von beamteter Macht, durch vernünftigen Rathschluß des thätigen Geistes lebendige Ordnung in die Welt zu bringen. Zuerst die Bewegung, die sich „Kulturpolitik" nannte. Der (damals) junge wiener Schriftsteller Dr. Robert Scheu hatte in einer klugen Schrift auseinandergesetzt, daß die beschränkte Machtpolitik der parlamentarischen Parteien zu kulturfeindlicher Unfruchtbarkeit verdammt sei. Wirklicher Fortschritt, wie ihn die Vernunft verlangt und die Menschheit ersehnt, sei nur vom sachlichen Zusammenarbeiten uneigennütziger Geister zu erwarten. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sollten daher die Wissenden, die Befugten und die Betheiligten zusammentreten, um in ehrlichen und gründlichen Berathungen das Wünschenswerthe, von da aus das Nothwendige und das Erreich-

bare festzustellen. Dies sei dann als das Gebot der ideal gerichteten und praktisch erwägenden Vernunft den entscheidenden Gewalten vorzulegen, die es, der Sache zu Liebe und auf so unantastbare Gründe gestützt, durchführen würden. Auf diesem Weg hätte sich, wenn die großen Gebiete des allgemeinen Interesses nach einander angegriffen und bearbeitet worden wären, wohl manche wesentliche Besserung in immer weiterem Umfange ergeben. Die Kulturpolitiker (zunächst ein kleiner Kreis, dem sich aber schon starke und wichtige Verbindungen fanden) waren auch fest entschlossen, anzugreifen und zu arbeiten. Aus mancherlei politischen und persönlichen Gründen wählten sie für den Anfang das Gebiet der Mittelschule (Gymnasien und Realschulen). Eine sorgsam vorbereitete Umfrage sollte fördern. Theoretische und praktische Pädagogen, Schüler, Studenten und Eltern erschienen, brachten Wünsche, Beobachtungen, Anregungen vor. Ein mächtiges Protokol wurde angelegt, gedruckt, vielleicht auch verbreitet; es muß heute noch irgendwo lagern. Die vernünftig eingeleitete Bewegung ist trotzdem in der ungeheuren Fülle des Materials, von dem sie sich beim ersten Schritt gleich umstellt gesehen hatte, stecken geblieben und nie mehr weiter gekommen. Ihr Urheber ist, nach kurzen Umwegen, ein beliebter Feuilletonist geworden. Seine Schrift ist verschollen, seine Idee abgethan. Dann, nach manchem Jahr, kam ein seltsamer Offizier in Prag auf den Gedanken, daß die verschiedenen Versuche, der Menschheit durch Aufklärung und Wohlthun zu helfen, in ihrer Vereinzelung und Zersplitterung fruchtlos bleiben, erst zusammengefaßt und nach sorgfältig erwogenem Plan geordnet das ideale Ergebniß haben müßten. Er verfaßte zunächst eine Schrift und versuchte dann eine Bewegung. Für Beide fand er den Titel: „Die Organisirung der Intelligenz". Beide waren herzlich verworren, was wohl zum größten Theil an ihrem Urheber lag, der mehr zum Schwärmen als zum Denken neigte und für die Geberde besser begabt war als für die That. Dennoch hatte seine Idee von weit her Widerhall und Zustimmung. Männer, deren Namen ringsum bekannt sind, schlossen sich an, um mitzuthun. Half Alles nicht. Die Bewegung hatte von Anfang an eine zu fatale Aehnlichkeit mit der durchschnittlichen Vereinsfreidenkerei. Ueber Mitgliederbeiträge wurde Abende lang debattirt. Plötzlich verschwand der Hauptmann aus Prag und die Organisirung der Intelligenz aus der Welt. Sie war der Ehrgeiz ihres Urhebers gewesen; da er sie im Stich ließ, wollte sich auch kein Anderer mehr um sie bekümmern. Er war damals von einer bösen Erkrankung der Nerven befallen worden. Heute soll er sich in der k. u. k. Armee

vortrefflich bewähren. Seine Schrift ist verschollen, seine Idee abgethan.

Das war in Oesterreich. Deutschland aber hat vor allen anderen Ländern in der Welt den Ruhm, das Land der zusammengefaßten Energien und der unerschütterlichen Leistungfähigkeit zu sein. Eine Aussicht mehr für die Anstrengung, die nun mit diesem neuen Aufruf einsetzt. Eine Aussicht freilich, die sich in dem Maß verringert, wie auch allen dem „thätigen Geist" widersetzlichen Organisationen hier die selbe deutsche Kraft und Entschlossenheit zugesprochen werden muß. So könnte sich unter Druck und Gegendruck zwischen den Linien des Bewegungparallelogramms eine Resultante herausbilden, deren Richtung nicht unmittelbar auf das letzte Ziel, die glückselige Vergeistigung des ganzen menschlichen Daseins, hinweist, sondern erst nur die Durchsetzung nützlicher Vorbedingungen anzeigt. Dann wäre eine Frage der geistigen Ehrlichkeit und Ausdauer, ob es gelingt, nach jedem solchen Theilerfolg die Linie immer wieder auf das im Unendlichen harrende Ziel richtig einzustellen. Geschieht Dies nicht, so kommt es im besten Fall zur Bildung einer neuen Gruppe sozialpolitischer Anreger und Besserer, die auf irgendeinem ausgesuchten Feld Gutes leisten und Anderes Anderen überlassen. Einzelne Männer vom thätigen Geist haben sich ja in ihren Aufsätzen auf Sondergebiete beschränkt, die ihnen durch Studium oder lebendige Erfahrung vertraut sind; Anderen, meist den Jüngeren, blieb überlassen, die Welt mehr im Allgemeinen in die Schranken zu fordern. Die Verschiedenheit in Form und Werth der Aeußerungen läßt die Befürchtung wachsen, daß die einzelnen Glieder des neu errichteten Bundes auf ihren Wegen zum scheinbar gemeinsamen Ziel doch bedenklich weit von einander abkommen könnten. Die Einen etwa in fachliche Vertiefung, die Anderen in politische Agitation, die Dritten in einen literarischen Betrieb, noch Andere in das Halbdunkel zwischen Philosophie und Journalistik oder gar in ein häßlich unfruchtbares Pamphletiren.

Das darf Keinen hindern, mitzuthun. Wer Muth und Lust verspürt, die Probe auf seine inneren Kräfte zu machen, hat hier, wenn er nur sonst mit Ziel und Richtung übereinstimmt, ehrenvolle Gelegenheit. Er wird im ärgsten Fall in guter Gesellschaft scheitern. Und wird in jedem Fall dem Anreger der Bewegung, dem geistreichen Kurt Hiller, nützliche Reizung und Einschaltung des Willens zu danken haben. Willi Handl.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1917.

Rußland spricht für sich.

Sakuska.

„Die Leiche ist gefunden und erkannt worden? Fragt sich, Wanja, nur, von wem. Bist Du die Unschuld vom Lande, die nicht ahnt, wie billig hier, gerade ganz oben, Aussage und Eid zu haben ist? Auf Werstweite riecht die Geschichte nach schlechtem Theater. Der Fremdling, das Gastmahl im einsamen Landhaus, der Schuß um Mitternacht, Blutspur im Schnee, das Geheimniß der Newa, unter Eisschollen begraben: Kino, mein Sohn; höchstens Vorstadtbühne. Ihr fresset, was Euch zwischen die Zähne gesteckt wird, Stockfisch oder Sterlet, gehorsam herunter. Und seid doch alt genug, um unseren Kram zu kennen. Kommt ja mal vor, daß die Wahrheit gesagt wird. Dann ists Zufall, Versehen, Ungeschicklichkeit oder der Wunsch, die liebe ‚Gesellschaft' (so nennt Ihr Euch noch) auf falsche Fährte zu locken. Sonst? Nie."

„Schön. Warum schimpfst Du eigentlich? Ich bin nicht von gestern, Hühnchen, und pfeife auf das Zeug, das sie uns in die Zeitung schmieren. Aber diese Sache liegt anders. Fülle Deinen Schnabel mit Kümmel und laß mich reden. 'raus, Hundssohn! Wenn wir Deine weiße Atlasjacke wieder sehen wollen, klingeln wir. Also. Hast Du den Kerl mal genau angeschaut, aus der Nähe, nicht nur mit flüchtigem Blick? Dann kannst nicht mitreden. Peter Pawlowitsch, der ihn kennt wie das Geschirr der Eremitage, hat

die Leiche gesehen und sagt: Gregorij Rasputin. Die Fratze vergißt man nicht; das breite, gierige Maul, die Backen, auf denen geile Hexen getanzt haben, und drüber die Apostelaugen. Ganz offen sind sie, sagt Peter Pawlowitsch, und in ihnen ist ein Glanz wie von Mondgebirgsgletschern. ‚Unverkennbar.' Ist doch auch durchaus wahrscheinlich. Beliebt war der Bursche nie. Ein sibirischer Bauer, der zu Haus den Mägden die Brustwarzen gekitzelt und sich nach ruchbarer Unzucht aus dem Staub gemacht hat, mimt hier den Bußprediger, setzt das dreckige Dorfgeschäft bei Fürstinnen fort und wird der mächtigste Mann im Reich. Noch gewaltiger und gefährlicher, als unter Alexander dem Ersten und Nikolai Alexandrowitsch der Ackerknecht Fotij Spaßkij war. Nie von ihm gehört? Ungefähr der Papst unserer Orthodoxen Kirche. Höchster Richter in jedem Glaubensstreit. Den Heiligen Synod hatte dieser Photius fest an der Leine; wenns ihm paßte, weigerte er Rechtgläubigen die Sakramente und ließ sie Lutherischen spenden. Das ist lange her. Sogar bei uns, dachte man, muß es einmal hell werden. Und Spaßkij drängte sich nicht in die Politik vor. Rasputin wollte Alles machen. Konnte auch; der dreizehnjährige Alexej Nikolajewitsch ist schon eben so vernarrt in ihn wie Vater und Mutter. Die Demokraten mochten gegen den Staretz wüthen. Wer giebt denn auf die Leute was? Je heftiger der Angriff von unten, desto fester saß der Stämmige in der Gunst. Den Synod, den Selbstherrscher ließ er wie Puppen in der Drahtschlinge tanzen. Seit er den großen Nikolai Nikolajewitsch gestürzt und sich von ihm die berühmte Maulschelle geholt hat, liegt das Spiel nicht mehr so bequem für ihn wie zuvor. Hat er den Gossudar gedrängt, sich von England zu trennen und mit Wilhelm Frieden zu schließen? Sicher ists nicht; aber man sagt es ihm nach. Und seitdem ist der Haß in die feinsten Salons der Gesellschaft eingedrungen. Der Adelskongreß, die Mumien des Reichsrathes, alle verärgerten Bonzen sind gegen Rasputin. Neun Zehntel des hohen Adels. In allen Versammlungen wird über die ‚dunklen Mächte' gewüthet, die Rußlands Leben vergiften. Stuermer war ein Mikröbchen, das sich ins Fett eingekapselt hatte. Wer das böse Thier töten will, muß ihm den Kopf abhauen. Das hat Jussupow gethan."

„Und läuft hier munter herum und flitzt mit Großfürsten hinter die Balletcoulissen? Kindsköpfchen! Ihr besprengt Euch noch

immer mit den Düften der Französischen Revolution und schwelgt in der Vorstellung heimlichen Sühnegerichtes. Solche Entschlüsse wachsen weder auf dem Newskij noch sonstwo in unserem Sumpfloch. Peter Pawlowitsch als Kronzeuge? Tu parles! Im Pagencorps war er unser bestes Medium. Wenn ich fest auf den Bauch seiner Phantasie drücke, schwört er, daß Vater Johann von Kronstadt gestern an seinem Bett gesessen habe. Und unter hundert Bauernpopen sind mindestens vierzig, die jeder geschickte Theaterfriseur zu Rasputins herrichtet. Kutte, Haar, Bart: das Andere ergänzt man sich; besonders leicht an einem Dezembermorgen in der dunklen Leichenhalle. Wie oft ist der Mensch nun niedergeknallt und totgesagt worden! Vor drei Jahren sollte eine Bäuerin ihn angeschossen haben. Die Kugel, lasen wir, ist tief in den Brustkorb eingedrungen; der fromme Mann liegt im Sterben. Ist ihm nicht übel bekommen; und war nicht sein einziger Scheintod. Rücke mir den Caviar herüber; danke. Und sieh Dir die Sache mal von der anderen Seite an. Rasputin wird gehaßt, wie hier sonst nur die Klügsten gehaßt werden. Aus seinem Namen selbst, der einen von Wollust Geknechteten bezeichnet, wird ihm ein Verbrechen gemacht; und Niemand nennt ihn doch bei dem anderen Namen, den zu tragen ihm der Zar erlaubt hat. Ist Der stark genug, den Günstling gegen alle Wühler zu halten, oder kann dieser Selbstherrischer sich auch nur entschließen, ihn fallen zu lassen? Nika! Der Letzte ist immer im Recht; und die Damen sorgen dafür, daß ihr Heiliger Grigorij in wichtigen Stunden stets der Letzte ist. Schreit draußen die Wuth gar zu laut, dann verschwindet er; wird ermordet. So wars, als Kokowzew dem Kaiser zu sagen gewagt hatte, die Begünstigung des schlimmen Burschen gefährde die Dynastie. So wars jedesmal, wenn die Fluth des Zornes zu hoch stieg. Kokowzew fiel in den Grafenstand und ist, trotz unserer Armuth an brauchbaren Leuten, nicht wiedergekommen: weil Rasputin ihn nicht will. Witte, der auf jeder Feuerstatt kochte, hatte auch mit dem Staretz einen Pakt vorbereitet und wäre heute Auswärtiger, Ministerpräsident oder Kanzler, wenn ihm nicht der Krieg den Weg gesperrt, der Tod die Lampe ausgelöscht hätte. Als Heimzahler war Grigorij die Pünktlichkeit selbst. Bleiben durfte nur, wer seine Kreise nie störte. Neun Zehntel des Adels gegen ihn? Ja: unter dem Schutzdach des Verschwörergeheimnisses; bei Thee und eingemachten Früchten wurde

er täglich verflucht und in den Abgrund der Hölle gestoßen. Meinst Du, sein Vorzimmer sei dadurch leerer geworden? Wer was wollte, ging hin oder schickte ein Weibchen, dem er zu solchem Gesuch Talent zutraute. Weil der Stank zu arg wurde, nach Stuermer auch Trepow als Rasputins Geschöpf galt, in den Schimpfchor der Miljukow und Konsorten die Mumien selbst einstimmten, ist der Unvergleichliche wieder gestorben. Amtliches Telegramm: Staretz Rasputin ist ermordet worden. Wozu, wenns wahr ist, die Anzeige? Offiziell hatte der Kerl doch keine Stellung. Ich wette drauf, daß uns diesmal das Begräbniß, die feierlichste Form der Toteneinsegnung weitschweifig beschrieben wird; daß wir lesen werden, welche Zierden der Kirche die Bahre umringten und wie inbrünstig die Menge schluchzte. Ohne Steigerung gehts nicht, wenn man Theater macht. Ich werde trotzdem überzeugt sein, daß die derbe Haut des Bengels keine Schramme hat und daß es ihm schmeckt."

„Meinetwegen. Eigensinn, der die Vierzig überdauert, ist mir ehrwürdig. Auf das Wohl des lebenden Leichnams! Ob er im Grab oder bei der Magd liegt, verwest oder im stillsten Palais tafelt, läßt mich kalt. Nur muß ich auf die Erkenntniß des Zweckes verzichten, den diese umständliche Komoedie haben könnte."

„Wirklich? Erbarme Dich, ehe Warmes kommt, dieser Lachsschnitte und lausche noch anderthalb Sekunden lang. Unseren Staatsspitzen war England sehr lästig geworden. Weils pedantische Ordnung von der Art schaffen will, die Unsereins nicht erträgt. Ueberall sitzt ein steifer, bis an den Kropf zugeknöpfter Brite, schnüffelt in jedes Geschäft hinein und hat alle Kassenschlüssel am Stahlring. Ekelhaft. Ein Sonderfriede wäre Erlösung; und auf der Basis von Brussilows Eroberung möglich. Bukowina, Ostgalizien, die nördliche Moldau, freie Ausfahrt ins Mittelmeer, Stützpunkt am Persischen Golf, Verbürgung des Reichsbesitzstandes, alles noch Uebrige später: diese Leier ist Dir nicht neu. Aus Spielerei wurde allmählich Ernst. Sasonow, Englands Legat, verschwand und der unbeschreibliche Stuermer (Boris Wladimirowitsch: also Urrusse) sollte die Suppe einrühren. Da, plötzlich, kam vom heiteren Himmel das Gewitter aus Polen. Proklamation? Explosion! Nie, seit er auf dem Thron sitzt, hat Nikolai so getobt. ‚Deutschland hetzt slawische Brüder gegen das Heilige Rußland, zwingt uns in Krieg gegen Nächstverwandte,

erweist sich also als unseren ärgsten Feind und zeigt deutlich, daß es, mit Rußlands Todfeindschaft beladen, im Westen durch Bescheidenheit Anschluß erkaufen will.' Sanfte Leute hatten Schaum vor dem Mund; und schwatzten allerlei Kindisches. Erst jetzt sei Erbfeindschaft zwischen Russen und Deutschen. Als ob der Krieg zuvor Spiel mit Zinnsoldaten gewesen wäre. Keine Silbe mehr von Frieden. Das große, unter der Hut des Zaren selbständige Polen muß Lemberg und Posen, Danzig und Krakau umfassen. Krieg bis aufs Messer! Das Band, das uns an die Westmächte knüpft, muß noch fester gezogen werden. Die Losung kam von oben. Die schlimmsten Niederlagen, Tannenberg und Gorlice, haben den Gossudar nicht in so lang wierige Raserei verleitet. Zum ersten Mal schrie er: Konstantinopel! Schön. Doch gabs, natürlich, gewichtige Stimmen, die den Flötenspielern des Hofes die Hauptschuld zusprachen. Russisch-Polen als deutsche Einflußsphäre: daher droht Lebensgefahr. Ein wirksameres Feldgeschrei ist nicht zu finden. Riechst Du den Speck? Rasputin, der, vielleicht ohne rechten Grund, als Friedensfreund galt, mußte verschwinden. Trennung wollte weder Nikolai noch sein Söhnchen. Auch nicht den Glauben nähren, daß er einem Unwürdigen getraut habe. Unter der Monomachenmütze nisten seit vierhundert Jahren die selben Gedanken. Nur der Zar, sprach Abt Josephus von Wolokolamsk, nur er, dessen Macht bis in den Bereich der Gottheit ragt, vermag Rußland vor jedem Feind zu schützen. Trara! Wers heute noch glaubt, kann im Katzenjammer selig werden. Doch ein gottähnlicher Selbstherrscher, der vor der rechtgläubigen Gemeinde groben Irrthum bekennen mußte, mag sich begraben lassen. Lieber solls Rasputin. Dem bekommts. Tot und begraben. An Prachtkäfigen, aus denen er schnell an den Hof gebracht werden kann, ist kein Mangel. Und taucht dieser Gregorios eines Tages wieder auf, dann wirkt es wie Wunder. Wer so oft aus dem Grab erstand, muß unsterblich sein. Das ist für den Mushik die Moral der Mordgeschichte."

„Ich hebe die Arme und bitte um Schonung. Auch, nach all dem Geknabber und Genipp, um Speise und Trank, die den Gaumen belohnen. Welches Weisheit aufgebot wegen dieses Lümmels! Ist ers nicht, dann irgendein windiger Monsieur Philippe, ein breitspuriger Heliodor oder anderer Hexenmeister. Ohne dieses Gelichter gehts offenbar nicht. Woraus sich ergiebt, wie richtig

das Wort des hochwürdigen Abtes Josephus war, ist und in Ewigkeit sein wird. Nur der Zar, dessen Macht bis in den Bereich der Gottheit ragt ... Ein wahrer Trost. Schläft der Weßkittel denn? Da gloßt er. Flink: Braten, Zigeunerinnen, Champagner! Nekrassow meinte, unser Rußland sei traurig. Unsinn. Was? Kein Tropfen mehr aus der Champagne? Krimsekt saufen? Ayala her; oder ich lege mich zu Deiner Mutter, Schuft ...

Nach Zarigrad?

An der Wiege des zwanzigsten Jahrhunderts hat Lord Curzon warnend gerufen: „Das Lebenscentrum, der Pivot, die verwundbarste Stelle der britischen Politik ist und bleibt Indien. Um Indien zu schützen, mußten wir nach Gibraltar und Alexandria gehen, das Kapland erobern, den Persischen Golf, den Yangtse, die Pamirs bewachen, mit Afghanistan und Siam uns verständigen und unseren Feinden den Weg nach Konstantinopel sperren. Die Sorge um Indien erklärt unsere ganze Politik.“ Von deren Wegen ist bald der Nebel gewichen und jedes nicht von Kurzsicht gehemmte Auge konnte ihre Linie erkennen. Rußland wurde nach Asien gedrängt, in Asien von den Japanern geschlagen und genöthigt, sein Ansehen durch kräftigere Aktion in Europa wiederherzustellen. In absehbarer Zeit kann es Indien nicht mehr bedrohen. Warum, dachten Eduard, Lansdowne und Grey, müssen wir in den Russen dann noch, nach Urvätermode, unsere Feinde sehen? Unsere Feinde, auch die für den indischem Besitz heute gefährlichsten, sitzen dicht hinter dem Aermelkanal. Die bauen Dreadnoughts und äugeln mit dem Islam. Wird ihre Ostflanke morgen durch russischen Druck gelähmt, so darf Britania aufathmen. Und hat keinen Grund zur Klage, wenn die Gefahr germanischer Hegemonie durch die Gemeinschaft der erstarkten Slawen und Lateiner abgewehrt wird. Vor vierzig Jahren, nach dem Russensieg über Osman Pascha, nach Gurkos Einzug in Sofia und dem Präliminarfrieden von San Stefano, kamen aus Salisburys Mund noch spitzige Worte wider die Slawen, „die fremdes Recht nicht gern achten“ und denen der Friedensfreund deshalb neuen Herrschaftzuwachs nicht wünschen dürfe. Wo ist der Schnee aus dem Winter des sechsten turko-russischen Krieges? New departure. England hat umdenken gelernt. Weiß, was es für die nächste Weg-

strecke braucht. Einen schwachen, vom europäischen Brückenkopf aus zu packenden, zu lenkenden Khalifen, der den im britischen Indien wimmelnden siebenzig Millionen Mohammedanern pünktlich die von London gewünschten Weisungen giebt. Die Ballung der ganzen Imperialmacht, also auch kanadischer und australischer, zu langfristiger Assekuranz der Seegewalt. Und auf Europens Festland einen Zustand, der die Möglichkeit läßt, von Ost und West her, wenns nöthig wird, das Deutsche Reich mit ernster Gefahr zu schrecken. Ward Absicht und Ziel auf der Zinne deutschen Staatslebens vom Wächterauge erfaßt? Nach dem in Adrianopel von Russen und Türken vereinbarten Waffenstillstand wurde, am neunzehnten Februar 1878, im Deutschen Reichstag über den Balkanstreit geredet. Der von Nationalliberalen und Freikonservativen befragte Kanzler war unwohl und knurrig. Für den Kriegsfall, sprach er, „wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist." Mit der Möglichkeit anglo-russischer Eintracht rechnete Bismarck nicht; daß sie von der irrlichtelirenden Schwäche deutscher Politik erwirkt werden könne, hat erst der Entamtete fürchten gelernt. Die von Bennigsen angedeutete Frage, ob eine Macht versuchen werde, Rußland aus der den Türken abgerungenen Stellung wegzudrängen, ließ seinen majestätisch aufs Nächste gerichteten Menschenverstand kühl. „Ich glaube nicht, daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen und die Verantwortung für die Zukunft dieser slawischen Länder zu übernehmen, durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß es ein Ziel ist, was die österreichische Politik sehr lebhaft wünschen kann, ihren eigenen slawischen Unterthanen gegenüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel zu sein." Bismarcks Rede klang, als sei das Schicksal Südosteuropas für Deutschland nicht wichtiger als Hekubas Jammer für Hamlet. Windthorst fand den Kanzler zu lau. War aus dem Vatikan ein an die Gefahr erstarkenden Griechenglaubens mahnender Ruf ins Ohr des Centrumführers gedrungen? „In dem Balkanstreit handelt es sich um die große und für alle Zukunft bedeutsame Frage, ob das germanische oder das slawische Element

die Welt beherrschen soll; und das germanische Interesse drückt sich in dem Interesse Oesterreichs aus." Daß Weltherrschaft einer Gruppe nöthig und möglich sei, ist diesem Klugen noch Gewißheit.

Der Berliner Kongreß hat Rußlands Hoffnung enttäuscht; er gab dem Zarenreich nicht, was es nach dem Opfer einer Viertelmillion Menschen und einer halben Milliarde Rubel von einem siegreichen Krieg erwarten durfte. Bismarck hat gesagt, er habe für den Nachbar Alles, was er irgend vermochte, gethan (sogar an Beaconsfields Bett), doch sei ihm nicht immer gelungen, die Wünsche, die Rußland nicht aussprechen und verantworten wollte, zu errathen. Daß der alte Groll gegen Gortschakow (der wider den Willen Alexanders am Kongreßtisch den Platz des Ersten Bevollmächtigten einnahm) sein Handeln je bestimmt oder gehemmt habe, gab er nicht zu. Im Jahr 1879 schrieb er: „Wir haben den Kongreß auf den Antrag Rußlands berufen. Wir haben auf dem Kongreß jeden russischen Vorschlag, der uns zuvor mitgetheilt worden war, befürwortet und mit Erfolg; unsere Unterstützung würde auch unter Umständen noch weitergehenden russischen Forderungen, wenn dergleichen gestellt worden wären, nicht gefehlt haben. Selbst wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde Deutschland Das ertragen können; denn politisch würden die Vortheile und die Nachtheile einer solchen Veränderung sich für uns vielleicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die Zumuthung, die an weitere russische Eroberungen im Orient sich knüpfende Feindschaft Oesterreichs und Englands auf uns zu nehmen." Im Januar 1877 hatten die Geschäftsleiter der Ostmächte sich verständigt. Im Herbst 1879, während Gortschakow mit den Franzosen schäkerte, wurde zwischen Berlin und Wien eine neue Drahtleitung hergestellt. Der alte Kaiser besuchte, auf Manteuffels Rath, zwar den wüthenden Neffen in Alexandrowo. In Gastein aber sprach Andrassy zu Bismarck: „Gegen ein russisch-französisches Bündniß ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches."

Der Berliner Friede hatte die österreichische Balkanposition mehr als die russische gestärkt. So war Englands Wille gewesen. Längst war in London Cobdens Schrift „Russia by a Manchester Manufacturer" vergessen und makulirt. Der am Bosporus herrschende Zar keine Gefahr für das Inselreich? Indien von Rußland nicht bedroht? Von solchem Wahn ließ der Mann auf der

Straße sich nicht umnebeln. Urquharts Russophobie wurde wieder modern; die Warnrufe aus seinen Türkenbüchern und aus dem Portfolio fanden wieder Gehör. Dieser Schotte hatte ein feines Ohr gehabt. Als er in Griechenland saß, hatte (1826) Nikolai Pawlowitsch dem Herzog Eugen von Württemberg schon den Herzenswunsch anvertraut, die Donaufürstenthümer zu besetzen und die Türken niederzuwerfen. Der robuste Mann, der zu Haus mit den Dekabristen, draußen mit den Persern fertig geworden war, durfte Schwereres wagen. Die Befreiung Griechenlands und der Besitzzuwachs in Armenien und an der Donau genügten ihm nicht lange. Vier Jahre nach dem Frieden von Adrianopel entschloß er sich zwar, die Osmanen gegen den Egypter Mehemed Ali zu schützen. Doch der Plan seiner ersten Selbstherrschertage war nicht aufgegeben. Trotzdem der von den egyptischen Empörern befreite Sultan in dem Vertrag von Hunkjar-Iskelessi sich insgeheim verpflichtet hatte, nur den russischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu öffnen und sie allen anderen zu sperren, suchte Nikolai Bundesgenossen gegen den Islam. Bei einem Diner in München-Gratz fragte er Metternich: „Was halten Sie von dem Türken? Ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Fürst stellte sich taub und antwortete erst auf die zweite Wiederholung; spät und fein, aber deutlich: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?“ Da war nichts zu machen. Als Nikolais Feldherr Paskjewitsch bei Vilagos die ungarischen Rebellen zur Kapitulation gezwungen, sein herrischer Wille die Olmützer Punktationen durchgesetzt hatte, glaubte er, für jeden Fall auf Oesterreich rechnen zu können. Um sicher zu gehen, wollte er auch England haben; ließ Lord Seymour kommen, den Gesandten der Queen, und sagte ihm mit dürren Worten: Egypten und Kreta für Euch, Serbien, Bulgarien, die Donaufürstenthümer für mich; Konstantinopel nehme ich nur als Statthalter Europas in Besitz. Dreißigtausend Mann sollten am Bosporus landen und Konstantinopel besetzen. Oesterreich? „Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs identisch.“ Der Brite staunte. An solche Offenheit war er nicht gewöhnt. (Bismarck, der politischen Verkehr zwischen dem Souverain und dem Vertreter einer fremden Macht nicht gern sah, schrieb nach 1890: „Daß die Sondirung durch eine Anfrage bei dem Vertreter der zu sondirenden Macht seine Bedenken hat, hatte die

russische Diplomatie durch die Vorgänge zwischen dem Kaiser Nikolaus und Seymour erfahren.“) Byzanz den Russen? Niemals. Urquhart stieß noch lauter als zuvor ins Horn. Palmerstons Sendlinge warnten den Sultan vor dem russischen Handstreich. Und Mentschikow, der dem Großherrn der Pforte ein Bündniß anbot, wurde mit seinem Ultimatum kühl abgewiesen. Osmans Erbe wollte nicht ein Vasall des Moskowiterkhans werden. So dreister Anspruch war nach dem Krimkrieg, war von dem milderen Sinn Alexanders nicht mehr zu fürchten. Blickte der Adler der Palaeologen aber nicht noch immer nach Byzanz? War die Sorge um Indien inzwischen etwa, damals schon, zur Chimäre geworden?

Nikolai, der Sohn Pauls, gehörte zu den in der modernen, von Völkerchören belauschten und beschwatzten Zeit gefährlichen Herrschern, die sich nicht leise freuen, ihren Sieg nicht im Kämmerlein feiern können. Seinen Triumph sollte die Welt sehen; sollten alle thronenden Vettern ihm neiden. Als er zur Bändigung der Magyaren mitgewirkt hatte, ließ er eine Medaille prägen, auf der Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische Wappen schirmt. Holstein-Gottorp als Schutzpatron der Habsburg-Lothringer. Warum nicht? Eure Majestät, schrieb am zwanzigsten November 1850 Nesselrode an den jubilirenden Zaren, „haben auf den Schlachtfeldern Ungarns die Einheit der österreichischen Monarchie gesichert und dem wiener Kabinet die volle Handlungfreiheit wiedergegeben, so daß es nun den ihm zustehenden Theil an der reorganisatorischen Arbeit fordern kann, die jetzt den alten Deutschen Bund beschäftigt.“ In diesem Bericht steht auch der Lobspruch: „Um die Zukunft Rußlands nicht festzulegen, haben Eure Majestät sorgsam vermieden, einem verfallenden Staate die Grenzen zu garantiren; stets aber blieb der Grundsatz Ihrer Regirung, den osmanischen Besitzstand einstweilen zu erhalten. Die Macht, in der man früher den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihr treuster Bundesgenosse und ihre festeste Stütze geworden. Der Vertrag von Hunkjar-Iskelessi, gegen den die Westmächte vegebens protestirt haben, ist nur scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit unter anderer Form verewigt. Seit den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verboten ist, sind wir auf der Seeseite gegen jeden Angriff gesichert. Und die Orientwirren haben uns noch ein höchst wichtiges

Ergebniß geliefert: die Auflösung des franko-britischen Bundes, der unseren politischen Interessen so feindlich und allen konservativen Regirungen so gefährlich war. Eure Majestät haben sich mehr als einmal gerechten Anspruch auf den Dank Europas erworben." Noch aber zeigte Europa keine Lust, diese Dankbarkeit zu bewähren; vielleicht, weil der Gossudar auf Brunnows Rath nicht gehört hatte: „Wir dürfen von unseren Bundesgenossen nicht mehr fordern, als ihre Freundschaft zu leisten vermag!" Nikolai verlangte immer zu viel. Die Türken sollten dem Mann dankbar sein, der schon 1826, noch im ersten Jahr seiner Regirung, von dem Generalstabschef Grafen Diebitsch-Sabalkanskij und dem Herzog Eugen von Würtemberg Pläne zum Angriff auf osmanischen Besitz geheischt hatte. Die Preußen, trotz Olmütz und Warschau; „dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières paroles de papa": Friedrich Wilhelm ließ die Worte des Zaren gehorsam in den Staatsanzeiger setzen. Die Oesterreicher, trotz der Medaille, der Truppenmobilisirung in Polen und Orlows herrischer Anmaßung in der Hofburg. Das Wort Schwarzenbergs: „Die Welt wird über die Größe unseres Undankes staunen" konnte man noch in den Legerbereich weisen. Als Franz Joseph (nach der Ablehnung seines Vorschlages, die russische Macht nur in Asien gegen die Osmanli kämpfen zu lassen) dem hochfahrenden Alexej Orlow erklärte, fortan werde er nur handeln, wie das Interesse und die Würde des Reiches ihm vorschreiben, als er dann in Südungarn Truppen aufstellte, das Neunte Corps zwischen Donau und Theiß Quartier beziehen und Jellachichs kroatisch-dalmatinisches Corps in Kriegspräsenz setzen ließ, war kein Zweifel mehr, daß Oesterreich sich zum Widerstand gegen Nikolais Trachten bereit hielt. So weit wars im März 1854. Schon im August kam an Theodor von Bernhardi aus Warschau ein Brief, in dem stand: „Der Feldzug an der Donau ist, besonders in Folge beständig einander widersprechender Befehle und Gegenbefehle aus Petersburg, sehr schlecht gegangen. Alle Generale sind in Verzweiflung über die Gängelei von Petersburg aus. Der Kaiser hat durchaus keine militärische Einsicht." Noch aber hoffen die Slawophilen, Menschikow werde „die Canaille" (das Heer der zum Krimkrieg verbündeten Mächte) ins Meer werfen und der Weiße Zar in der Stadt Konstantins den Frieden dik-

liren. Doch kraftlos sank die Hand herab, die nach diesem Lorber gelangt hatte. Nikolai starb, der Pariser Friede brach Rußlands osteuropäische Uebermacht und weder Alexander der Zweite noch dessen kräftigerer Sohn hat je wieder laut von dem russischen Recht auf Konstantinopel, von dem Oströmererbe zu reden gewagt.

Im Juni 1913 hat Nikolai Alexandrowitsch, Gossudar aller Reussen, sich vor dem Auge der Menschheit zum Schirmherrn aller Slawen gekrönt. „Die Slawenwelt ist nicht mehr, was sie vor einem Jahr noch war; über Nacht, wie dem gestern noch starren, blattlosen Flachland russischer Sommer, ist ihrer Seele der Hoffnung-lenz erschienen. Der Sieg der Balkanvölker hat auf und in ihr mystisches Rassebewußtsein, ihren Islam gewirkt wie das Waffenglück der Japaner auf die Asiaten, von Südpersien bis über Nordchina hinaus. Wenn wir wollen, heißt es jetzt, wenn sichs um unsere Sache handelt, nicht, wie auf Korea und in der Mandschurei, um einen befohlenen, ohne Glaubensinbrunst unternommenen Feldzug, sind wir unüberwindlich. Horchet nicht auf die Unkundigen, die erzählen, nur das Fähnlein der Panslawisten sei bereit, für den ganzen Umfang slawischen Langens, Verlangens zu fechten. Das war einmal. Wer jetzt noch so unterscheidet, hat sich in Illusionen eingelullt. Daß alle Bäche und Ströme des Slawenthumes zu einem großen Meer zusammenfließen müssen und werden, ist heute jedem Slawen Glaubenssatzung, dem Minister Sasonow wie Katkows moskauer Epigonen. Alle fühlen sich, wie die unter Heiden zerstreuten Juden, die zwischen Katholiken eingeklemmten Protestanten, in der Diaspora, doch einer mächtigen Gemeinschaft zugehörig. Das Gerede von Panslawismus als einem Klüngelbekenntniß fälscht Gewicht und Maß der Gefahr und verleitet in den Irrwahn, daß nur im Engsten der Fanatismus sprieße, den die Wirklichkeit doch als Allen gemeinsam erweist. Mit der Wucht des Allslawengefühls wächst auch seine anziehende Kraft. Ueberall strebt, hitziger als jemals, Verwandtes in Einheit." Das wurde im Mai 1913 hier gesagt; und klang Manchem allzu düster. Dann hat der stille, sanfte Nikolai, im Ton des rügenden Gebieters, die Könige von Bulgarien und von Serbien vor dem „Verbrechen eines Bruderkrieges" gewarnt, sich, der für den Fall solchen Krieges den Eingriff vorbehalte, noch einmal als Schiedsrichter angeboten und die Hadernden ermahnt, jede Gefährdung der „sla-

wischen Sache" zu melden. Ein deutlicheres Bekenntniß zum Panslawismus ist nicht denkbar. An die Gemeinschaft der dem griechisch-orthodoxen Glauben verlobten Völker war oft, auch in Athen und Bukarest, erinnert worden. Eines Zaren lauter Appell an die Stammeseinheit, an die Pflicht zu slawischer Gemeinbürgschaft: Das war noch nicht. Slawen hausen, Millionen, in Oesterreich, Ungarn, Preußen, Hellas, Rumänien. Alle (so dröhnt es aus der Depesche Nikolais über den Erdrund) schulden, neben der dem engen Vaterland beschworenen Pflicht, noch eine dem Allslawenthum, dessen Haupt der Zar von Moskau aus dem selben Weiherecht ist wie der Bischof von Rom Papst, der Türkensultan Khalif. Wenn in einen Streit zwischen Holländern und belgischen Vlamen, zwischen Schweden und Norwegern der Deutsche Kaiser mit dem Anspruch eingriffe, der germanischen Sache höchster Walter zu sein und zu bleiben, ginge ein Wuthschrei durch die Welt; schon die leiseste Anmaßung eines Rügerechtes würde aus Ost und West von protestirenden Stimmen übergellt. Principiis obsta, sero medicina paratur: Briten, Russen, Romanen würden uns das ovidische Wort ins Ohr brüllen und die in Bewußtseinseinheit Gerufenen selbst sich gegen Pflegschaft und Pfleger wehren. Kein Mund widersprach, als Nikolai unter der Junisonne den neuen Thron bestieg. Britaniens fromme Sehnsucht nach „Gleichgewicht" begünstigte die slawische Sache. Und der Dreibund war längst lahm.

Der Politiker, dessen Blickfeld nicht der nächste Abend begrenzt, empfand, daß Nikolais Depesche noch wichtiger werden konnte, als seines Großvaters Brief an Franz Joseph wurde. Während Osman Pascha, mit dem letzten Aufgebot verlöschender Kraft, aus der belagerten Festung Plewna nach Widdin durchzubrechen versuchte und die Türken, denen ein leichtfertiger Kriegsminister vorgeprahlt hatte, sie seien stark genug, um die Himmelsfeste zu stürmen, heimlich schon in Berlin und Wien die Friedensvermittlung erflehten, schrieb Alexander Nikolajewitsch an die ihm verbündeten Kaiser, wie er nach dem Kriegsabschluß den Zustand der Balkanhalbinsel gestalten wolle. Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig; die beiden Serbenstaaten durch Theile Bosniens und der Herzegowina vergrößert; Bulgarien groß, frei, aber für zwei Jahre noch von einem Russencorps besetzt. Im Uebrigen könne Franz Joseph auf ihn zählen; denn er bleibe allem in Reich-

stadt, Wien, Budapest Vereinbarten treu. Dieses Gelübde, die Wiederholung eines von Gortschakow im Dezember 1876 nach Wien gesandten, vermochte nicht über die Wahrnehmung hinwegzutrösten, daß der Zar wieder einmal in das Lager Ignatiews abschwenkte. Bosnien und die Herzegowina waren in dem reichsstädter (von Andrassy dem Botschafter Nowikow diktirten) Aide-Mémoire dem Habsburgerreich zugesagt: konnten also nicht ohne Oesterreichs Zustimmung zerstückt werden. Andrassy hatte den Russen weder die Besetzung serbischen Bodens noch das Amt des Slawenvormundes gewährt, sondern, unzweideutig, geschrieben: „Nimmt die russische Aktion alle bisher isolirten slawischen Bestrebungen in sich auf und gewinnt so den Charakter einer alle orthodoxen Slawen umfassenden Propaganda, so sieht die Oeffentliche Meinung der mächtigsten Elemente unserer Bevölkerung, der Deutschen und der Ungarn, durch das Vorgehen Rußlands die Existenz der Monarchie bedroht und gestattet keiner Regirung, ihm unthätig zuzusehen." Die budapester Militärkonvention vom fünfzehnten Januar 1877 hatte bestimmt, daß Serbien, Montenegro und der zwischen beiden Ländern liegende Sandschak Nowibazar als neutrale Zone zu gelten haben. Zwar schrieb Alexander an den Rand, er begreife nicht, wie Nowikow solche Bedingungen annehmen könne; doch der Mächtige war nicht mächtig genug, Oesterreichs Neutralität um geringeren Preis zu erkaufen. In der Convention Additionelle wurde vereinbart, daß der Sandschak zwischen Serbien und Montenegro getheilt werde, Rußland aber beim Abschluß des Friedens mit der Türkei jeder dem Interesse Oesterreich-Ungarn schädlichen Aenderung der Balkanbesitzstände seine Zustimmung weigere. Neun Monate danach schien Alexander alles Besprochene und Unterschriebene vergessen zu haben; und klagte über Untreue, da Franz Joseph ihm, am sechsundzwanzigsten Januar 1878, schrieb, eine russische Besetzung Bulgariens könne, müsse vielleicht die Konfliktsgefahr schaffen, der beide Kaiserreiche ausweichen wollten. Andrassy ließ nicht mit sich spaßen. Kein großer Slawenstaat in dem Bereich unserer Interessen: nur vom sicheren Port dieser Zusage aus hatte er mit Rußland verhandelt. Jetzt wollte Ignatiew den Türkenkrieg durch eine „belle paix" enden, die sich um Reichstadt, Wien und Budapest so wenig kümmerte, wie der von sechs Hengsten durchs

Land Gezogene um eines Dorfhündchens Gebell. Wir sollen erniedrigt werden, schreibt der Magyar an den Landsmann und Botschafter Karolyi nach Berlin. „In solcher Situation kann weder vor dem österreichischen noch vor dem ungarischen Parlament sich ein Minister halten; ich am Wenigsten." Weil er nicht „übergangen und dupirt" scheinen will, braucht er eine Europäische Konferenz, die ihren Willen den Präliminarbestimmungen von San Stefano entgegenstemmt. „Sie ist nothwendig, um die Schädigung unseres Ansehens vor der Oeffentlichen Meinung zu saniren." Er erlangt sie: und Alexander muß dulden, daß die Akte der belle paix zerfetzt und, behutsam, doch schnell, durch den Berliner Vertrag ersetzt wird. Andrassy, durfte sich gegen jede Möglichkeit russischen Sinneswechsels gewaffnet glauben und konnte den beiden Staaten, deren gemeinsame Angelegenheiten er leitete, sogar die Kosten einer Mobilisirung sparen. Wenn ein Habsburgerheer in Rumänien einmarschirte und den Russen die Verbindunglinie durchschnitt, mußte Alexanders Wille sich weichen; und zauderte er dennoch, so umdräute Englands Flotte die Meerengen. Solche Trümpfe hatte Oesterreich-Ungarn später nicht mehr; und die es hatte, konnte es nicht brauchen. Nikolai Alexandrowitsch ist, im Bund mit Britanien, stärker, als Alexander Nikolajewitsch war. Ihn als Schiedsrichter über Bulgaren, Serben, Hellenen thronen zu sehen, wäre für die Bereiter des neuen Dreibundes ein Triumph. Dicht davor stehen sie nicht. Wie ist zu erklären, daß Rußland, weitab von dem Ziel, dem es sich 1913 nah glauben durfte, heute Forderung wagt, die damals jeder verständige Russe lächelnd in den Bezirk des Hoffens auf ein besseres Jenseits schob? Serbien und Montenegro ist nicht gerettet, Bulgarien nicht überrannt, nicht einmal die Dobrudscha und die Walachei gegen den Feind gehalten worden. Rußland hat alle Balkanstaaten enttäuscht und müßte ungeheure Siege, spätestens am Konferenztisch, erfechten, ehe dem alten Banner seines Allslawenbundes wieder die Völker zuliefen. Mit immerhin fahlerem Machtschimmer verlangtes, was vor drei Jahren kaum noch von Wünschen gestreift schien. Konstantinopel, ruft der Zar, muß das russische Zarigrad, meine Hauptstadt im Süden werden; nicht früher wird Friede.

Hat er, hat sein Pokrowskij jemals die Noten Nesselrodes gelesen? Der war gegen ein festes Bündniß mit Frankreich, trotz-

dem ers billig haben konnte. „Wenn der dritte Napoleon auf uns zählen dürfte, würde er zu neuen Unternehmungen ermuthigt, in die wir, ohne uns selbst zu schaden, ihm nicht so weit, wie er wünschen müßte, folgen könnten. Er würde revolutionäre Leidenschaft entfesseln, unterdrückten Völkern die Freiheit verheißen. Kriege, in denen mit solchen Waffen gekämpft wird, dürfen wir nicht billigen noch gar mitmachen. Das wahre Interesse Rußlands und seines Herrscherhauses fordert, daß unsere Politik unter allen Umständen monarchisch und polenfeindlich bleibe. Mit Napoleon könnten wir aber auch nicht Gemeinschaft halten, wenn er die Eroberung des linken Rheinufers erstrebte; denn wir dürfen nicht vergessen, daß in der ganzen Zeit der Orientkrisis Preußen die einzige Macht war, die den festen Willen zeigte, nicht feindfällig gegen uns zu handeln. Konstantinopel wollen wir nicht für uns. Wir konnten es haben, konnten, ohne den Einspruch einer Großmacht, ohne nahe Gefährdung, das europäische Osmanenreich zerstören. Wir zogen den Frieden vor, der in Adrianopel besiegelt wurde. Nach der Ueberzeugung des Kaisers ist die osmanische Monarchie fortan durchaus auf Rußlands Schutz angewiesen; und eine Macht, die unsere Wünsche erfüllen muß, dient dem Interesse unserer Politik und Wirthschaft besser als irgendein neues Gebild, das uns zwänge, entweder durch Eroberkrieg unser Gebiet allzu weit zu dehnen oder auf den Trümmern der Türkei Staaten zu gründen, die bald danach versuchen würden, an Macht, Civilisation, Industrie, Reichthum uns ähnlich zu werden. Diese Erkenntniß bestimmt unseren Verkehr mit der Hohen Pforte." Die Sätze stehen in einem Geheimbericht an den Großfürsten Konstantin; heucheln also nicht. Herr René Pinon, ein Russenfreund, hat geschrieben: „Der Traum Peters und Katharinens kann nicht mehr Wirklichkeit werden. Der Weg nach Byzanz ist den Russen gesperrt. Und sie haben, endlich, erkannt, daß Petrograd und Konstantinopel nicht unter einem Szepter zu halten wären und daß die Balkanslawen, die nur für sich arbeiten wollen, aufhören würden, Rußlands Freunde zu sein, wenn es sie die Absicht auf drückende Vormundschaft spüren ließe." Ist, was so lange im Traumland lag, nun rasch erreichbar, weil England und Frankreich als Bürgen verhaftet sind? Oder müssen wir in das innere Leben Rußlands hineinhorchen, um zu empfinden, weshalb nur der älteste Feldruf heute Wirkung verheißt, kein anderer noch Gehör fände?

Gesellschaft und Volk.

Erst im Dezember ist, nach dem Stenogramm der Gossudarstwennaja Duma, die Rede veröffentlicht worden, die der Abgeordnete Miljukow, Führer der Konstitutionell-Demokratischen Partei (Kadeten) in der Sitzung vom vierzehnten November gehalten hatte. Sie ist für das Urtheil über Rußlands Stimmung und Parlamentarismus so wichtig, daß auch Deutsche sie lesen müssen.

„Meine Herren! Schwer ist mir zu Muth, da ich heute diese Tribüne betrete. Sie erinnern sich gewiß noch des Zustandes, in dem wir lebten, als die Reichsduma am neunzehnten Juli 1915 eröffnet wurde. Unter dem Eindruck unserer militärischen Niederlagen stellte sie als deren Ursache den Mangel an Kriegsmaterial fest; und fand eine zweite Ursache in dem Handeln und Unterlassen des Kriegsministers Suchomlinow. Sie wissen, daß damals, weil eine Allen sichtbare Gefahr drohte, das Land laut das Aufgebot aller Volkskräfte und die Schaffung eines Ministeriums verlangt hatte, dessen Mitgliedern das Land Vertrauen entgegenbringen könnte. Auf dieser Tribüne mußte Ministerpräsident Goremykin selbst zugeben, daß ‚der Krieg, wie er sich nun entwickelt habe, eine ungeheure, noch nie erblickte Anspannung der geistigen und materiellen Kräfte verlange'. Sie erinnern sich, daß die Regirung damals Konzessionen zusagen mußte. Die der Gesellschaft verhaßten Minister wurden noch vor der Einberufung der Reichsduma aus dem Kabinet entfernt. Suchomlinow, den das Land für einen Verräther hielt (Rufe links: ‚Das ist er auch!'), wurde weggejagt und in der Sitzung vom achtundzwanzigsten Juli sagte, unter allgemeinem Beifall, den Sie wohl nicht vergessen haben, Poliwanow, daß ein Untersuchungausschuß eingesetzt und beschlossen worden sei, gegen den früheren Kriegsminister ein Gerichtsverfahren zu eröffnen. Das Aufbrausen des Gesellschaftzornes war also nicht vergeblich gewesen. Unser Heer erhielt, was ihm gefehlt hatte, und die Nation trat in das zweite Kriegsjahr mit der selben Begeisterung ein, die sie während des ersten Jahres sich erhalten hatte. Weit scheint diese Zeit hinter uns zu liegen. Welcher Unterschied, meine Herren, zwischen damals und heute! Diesen Unterschied sehe ich klarer noch als irgendein Anderer, weil ich während dieser Zeit einige Monate im Ausland verbracht habe. Wir stehen jetzt vor neuen Schwierigkeiten, die nicht kleiner, nicht weniger ernst und undurchsichtig sind als die im vorigen Frühjahr vor uns aufgethürmten. Die Regirung muß heroische Mittel anwenden, um die Zerstörung auf allen Gebieten der Volkswirthschaft zu hemmen.

Wir aber sind im siebenundzwanzigsten Kriegsmonat, wie wir im ersten waren. Wie damals, so fordern und erwarten wir heute den vollkommenen Sieg; und sind, wie damals, bereit, alle, nothwendigen Opfer zu bringen und für die nationale Einigung zu wir-

ken. Doch wir glauben nicht mehr, daß diese Regirung uns zum Sieg führen kann. (Richtig!). Alle Versuche, zu bessern und Fehler zu tilgen, sind mißlungen. Die uns verbündeten Staaten zogen die besten Männer aller Parteien zur Regirung heran und sicherten ihr, in Ländern, die besser organisirt waren als unseres, dadurch Vertrauen und noch kräftigere Organisation. Was aber hat unsere Regirung gethan? Unser Beschluß hat es schon ausgesprochen. Seit sich in der vierten Duma die Mehrheit gebildet hatte, die früher fehlte und die sich bereit erklärte, jedem ihres Vertrauens würdigen Ministerium Vertrauen zu schenken, gerade seit dieser Zeit mußten fast alle Mitglieder, die irgendwie auf Vertrauen rechnen konnten, aus der Regirung scheiden. Einer nach dem Anderen verschwand. Und wenn wir früher sagen mußten, daß der Regirung die für diese schwierige Zeit unentbehrlichen Kenntnisse und Fähigkeiten fehlen, so ist diese Regirung jetzt noch unter das Niveau gesunken, auf dem sie in Rußlands ruhiger Zeit gestanden hatte. (‚Richtig!') Immer breiter wurde zwischen Reichsduma und Regirung die Kluft; und schließlich unüberbrückbar. Vor einem Jahr wurde Suchomlinow vor den Untersuchungrichter geführt; man hielt für nöthig, die mißliebigen Minister vor dem Beginn unserer Tagung zu entfernen. Jetzt hat ihre Zahl sich um ein neues Mitglied vermehrt. (Ruf links: ‚Richtig!' Ruf rechts: ‚Protopopow?'). Wir wandten uns damals nicht an den Verstand und die Kenntnisse der Regirung, sondern, weil wir bescheiden waren, an ihren Patriotismus und ihr Gewissen. Können wir jetzt das Selbe thun? (Rufe links: ‚Gewiß nicht!').

In dem französischen Gelbbuch finden wir ein deutsches Dokument, das lehrt, wie man ein feindliches Land desorganisiren, wie man darin Gährung und Unruhe bewirken könne. Wenn unsere Regirung nach diesem Ziel hingestrebt, wenn sie den Willen gehabt hätte, die von den Deutschen empfohlenen Mittel anzuwenden: ihr Handeln konnte dann nicht anders sein, als es war. (Links: ‚Richtig!' Abgeordneter Roditschew: ‚Leider ists richtig!'). Jetzt, meine Herren, sehen Sie die Folgen. Noch am dreizehnten Juni 1915 erhob ich auf dieser Tribüne meine warnende Stimme; schon, sagte ich, trägt der giftige Same des Mißtrauens allzu reiche Frucht; schon schleichen bis in alle Ecken unseres Reiches Gerüchte über Verrath und Auslieferung an den Feind; und diese Gerüchte versteigen sich bis auf die Gipfel und schonen Keinen im weiten Reich. Auch diese Warnung wurde, wie alle anderen, nicht beachtet. Das Ergebniß spricht aus dem Beschluß der achtundzwanzig Gubernatoren, die im Oktober in Moskau versammelt waren: ‚Der schmerzende, der entsetzliche Verdacht, daß Verrath die Auslieferung an den Feind besinne, das Walten dunkler, für Deutschland thätiger Mächte das Reich gefährde, die Volkseinheit bedrohe und durch Zwietrachtsaat einen schimpflichen Frieden vorbereite, muß nun der klaren Erkenntniß weichen, daß eine feindsälige Hand heimlich in den Gang unserer Staatsmaschine

eingreift. Auf dem Boden dieser Erkenntniß mußte der Glaube entstehen, daß die Regirung von der Fortführung des Krieges nichts mehr erhoffe und den Abschluß eines Sonderfriedens für nothwendig halte.' Meine Herren, ich möchte nicht gern das vielleicht etwas krankhafte Mißtrauen stärken, mit dem das erregte Gefühlsleben des russischen Patrioten auf alles ringsum Geschehende reagirt. Wie aber wollen Sie solchen Verdacht widerlegen, wenn ein kleiner Haufe dunkler Gestalten die wichtigsten Staatsangelegenheiten niedrigem Privatvortheil dienstbar machen darf? (Händeklatschen links.) Ich habe hier eine Nummer des Berliner Tageblattes mit einem Artikel, der die Ueberschrift trägt: ‚Manuilow-Stuermer'. Was darin steht, ist zum Theil überholt, zum Theil grundfalsch. Der deutsche Autor ist so naiv, anzunehmen, Stüermer habe Manassewitsch-Manuilow, seinen Privatsekretär, verhaften lassen. Wir Alle wissen, daß es nicht so war; die Männer, die, ohne Stuermer zu fragen, Manassewitsch-Manuilow verhaften ließen, wurden aus dem Kabinet gestoßen. Manassewitsch-Manuilow weiß zu viel, als daß man wagen könnte, ihn zu verhaften; Stuermer hat Manassewitsch-Manuilow nicht verhaftet, sondern enthaftet. (Händeklatschen links. Roditschew: ‚Leider richtig!'). Sie könnten nun fragen, wer Manassewitsch-Manuilow ist und weshalb er uns hier interessirt. Ich will es Ihnen sagen, Manassewitsch-Manuilow war Beamter der russischen Geheimpolizei in Paris, war die bekannte ‚Maske', die der ‚Nowoje Wremja' pikante Einzelheiten aus dem Leben der unterirdisch arbeitenden Revolutionäre lieferte. Er war aber auch, was für uns wichtiger ist, der Vollstrecker besonderer Geheimaufträge. Unter diesen Aufträgen wird einer Sie besonders interessiren. Vor einigen Jahren versuchte Manassewitsch-Manuilow im Auftrage des Deutschen Botschafters, mit einer großen Summe (man spricht von achthunderttausend Rubeln) die ‚Nowoje Wremja' zu bestechen. Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß der Mitarbeiter der Zeitung Herrn Manassewitsch-Manuilow aus seiner Wohnung warf. Der Botschafter mußte sich dann höllische Mühe geben, diese unangenehme Geschichte zu vertuschen. Sie sehen daraus, meine Herren, für welche Sorte von Aufträgen der Privatsekretär des Herrn Stuermer, unseres Ministers für Auswärtiges, erst vor ganz kurzer Zeit verwendet wurde. (Lärm links und Rufe: ‚Schande!').

Vorsitzender: Ich bitte um Ruhe!

Miljukow: Weshalb wurde dieser Herr verhaftet? Das ist längst bekannt; und ich wiederhole nur, was Sie schon wissen. Er wurde verhaftet, weil er als bestechlich und bestochen erwiesen war. Weshalb aber wurde er aus der Haft entlassen? Auch Das ist kein Geheimniß. (Lärm. Roditschew: ‚Das weiß Jeder!' Lärm. Rufe: ‚Ruhe! Lasset uns weiter hören!')

Miljukow: Manuilow, Stuermer; der Artikel nennt noch zwei andere Namen: Fürst Andronikow und Metropolit Pitirim (Lärm links). Ich war im Ausland, als Herr Stuermer zum Minister des

Auswärtigen ernannt wurde. Kaum hatte ich, einige Tage nach dem Rücktritt Sasonows, die Grenze überschritten, als zuerst schwedische und danach deutsche und österreichische Zeitungen erkennen ließen, wie Deutschland die Ernennung Stuermers aufgenommen habe. Hören, Sie, was die Zeitungen sagten; ich will ohne Kommentar einige Auszüge verlesen. Berliner Tageblatt: ‚Die Persönlichkeit Sasonows verbürgte den Alliirten die Stetigkeit der auswärtigen Politik im Lauf der letzten fünf Jahre. Stuermer ist auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ein unbeschriebenes Blatt. Zweifellos gehört er zu den Kreisen, die dem Krieg gegen Deutschland keine sonderliche Begeisterung entgegenbringen.‘ Kölnische Zeitung: ‚Wir Deutsche haben keine Ursache, diesen neusten Ministerwechsel in Rußland zu bedauern. Stuermer wird den Friedenswünschen kein Hinderniß in den Weg legen.‘ Besonderes Interesse verdient ein Leitartikel der Neuen Freien Presse, worin es heißt: ‚Stuermer mag noch so sehr Russe geworden sein (Lachen), merkwürdig ist es trotzdem, daß der Lenker der auswärtigen Politik während eines Krieges, dem panslawistische Ideen zu Grunde liegen, ein Deutscher sein wird (Lachen). Der Ministerpräsident Stuermer ist frei von allen Verirrungen, die zum Kriege geführt haben. Er hatte niemals gelobt (meine Herren, beachten Sie diesen Satz!), daß er ohne Konstantinopel und die Meerengen keinen Frieden schließen werde. Die Persönlichkeit Stuermers ist eine Waffe, die je nach Wunsch angewandt werden kann. Dank der Politik der Dumaschwächung wurde Stuermer zu einer Persönlichkeit, die den heimlichen Wünschen der Rechten entspricht, die ein Bündniß mit England gar nicht wünschen. Er wird nicht, wie Sasonow, behaupten wollen, daß die preußische Militärkaste unschädlich gemacht werden muß.‘ Woher schöpften die deutschen und österreichischen Blätter die Gewißheit, daß Stuermer Wünsche der Rechten erfüllen, also gegen England und die Fortsetzung des Krieges wirken werde? Aus Mittheilungen der russischen Presse. Die moskauer Zeitungen brachten zur selben Zeit eine Denkschrift der äußersten Rechten — also wieder eine Denkschrift der äußersten Rechten, jedesmal eine Denkschrift der äußersten Rechten (Samyslowskij: ‚Und jedesmal erweist es sich als eine Lüge!‘) —, die im Juli, vor der zweiten Reise Stuermers, in das Hauptquartier geschickt wurde. In dieser Denkschrift wird gesagt, daß man zwar bis zum endgiltigen Siege kämpfen müsse, den Krieg aber nicht zu spät beenden dürfe, weil sonst die Revolution die Früchte des Sieges vernichten werde. ‚Das ist ja ein uraltes Thema unserer Deutschenschwärmer und neu nur die jetzt gewählte Angriffsart. (Samyslowskij: ‚Unterschriften! Wir möchten die Unterschrift kennen lernen!‘ Andere Abgeordnete rufen: ‚Er soll nicht verleumden! Unterschriften! Sonst glauben wirs nicht.‘ Die Abgeordneten Samyslowskij und Wischnewskij I. werden zur Ordnung gerufen.)

Meine Quellen sind die moskauer Blätter. Im Ausland, wo ich war, wurde als sichere Thatsache angenommen, eine an das Haupt-

quartier gerichtete Denkschrift der äußersten Rechten habe die schnelle Beendung des Krieges gefordert, damit Rußland vor der Revolution bewahrt bleibe. Und von welcher Seite soll diese Revolution uns drohen? Das will ich Ihnen sagen. Der Städtebund, der Semstwoverband, der Kriegsindustrie-Ausschuß und die Kongresse liberaler Verbände wollen die Revolution. Das wird behauptet. In der Denkschrift steht: ‚Die Linke will den Krieg verlängern, um sich inzwischen zu organisiren und die Revolution vorzubereiten.' Sie wissen ja, daß ähnliche Behauptungen noch in einer Reihe anderer Denkschriften verbreitet worden sind. Die von der Linken anzustiftende Revolution: Das ist die Fixe Idee, die jeden neuen Minister um den Verstand bringt. (‚Richtig!'). Und dieser Fixen Idee wird Alles geopfert: der hohe Schwung nationaler Begeisterung, die kräftige Förderung des Krieges, die Keime der russischen Freiheit und sogar unser gutes, festes Verhältniß zu den Verbündeten.

In dieser Auffassung wurde ich bestärkt, als ich nach Paris und London kam. Hier hatte Sasonows Rücktritt wie der Eingriff vandalischer Gewalt gewirkt. Bedenken Sie, daß die Grundmauern des internationalen Baues, den wir vor uns sehen, aus dem Jahr 1907 stammen. Allmählich, recht langsam, wurde das alte Mißtrauen, das alte Vorurtheil ausgerodet, man beschloß, einander zu trauen und dadurch einen Zustand zu schaffen, der bis in die Zukunft haltbar sein könne. Nur in der Ueberzeugung, daß unser Bündniß den Krieg überdauern werde, konnte der Wille erstarken, altes Vorurtheil abzulegen und für das nationale Lebensinteresse Rußlands einzutreten. Und nur auf der Basis gegenseitigen Vertrauens wurde der Vertrag möglich, der uns Konstantinopel und die Meerengen zuspricht. Die Verbündeten zeigten bewundernswerthe Ausdauer, waren bereit, jedes Opfer zu bringen, und übertrafen nicht nur die Erwartungen unserer Feinde, sondern sogar unsere eigenen. Schon schien dem Russenreich die Ernte seiner Mühen, die Frucht aus der Saat zweier Minister des Aeußeren zu reifen; wir erlebten eine Konjunktur, die in der Geschichte kaum ihresgleichen hat und deren Anfänge wir dem König Eduard zu danken haben. Da, in diesem bedeutsamen Augenblick, sehen wir an einer Stelle, wo erfahrene Lenker persönliches Vertrauen, ein schwer zu erwerbendes Kapital, erlangt haben, plötzlich ‚ein unbeschriebenes Blatt'. Ein Unbekannter, der nicht einmal das ABC der Diplomatie beherrscht (‚Richtig!'), der jedem von draußen kommenden Einfluß nachzugeben bereit ist, wird Minister des Auswärtigen. Wer täuscht sich über die Folgen dieses Wandels? Als Sasonow das Ministerium leitete, wußte man in England und Frankreich, daß unsere Botschafter nur sagen durften, was die russische Regirung meinte. Welches Vertrauen konnte man aber Botschaftern schenken, hinter denen Stuermer stand? Freilich: die Laune eines Einzelnen kann die im Lauf von zehn Jahren geschaffenen Beziehungen nicht zerstören. Unsere Presse und die der Verbündeten war

im Recht, als sie sagte, der Personenwechsel ändere nichts an der russischen Politik. Aber das feine Diplomatenhandwerk fordert verschiedene Arbeitarten, neben einfacher Näharbeit auch Spitzengeklöppel. Diese zarte Arbeit ist nur in einem besonderen Milieu, unter besonders günstigen Umständen möglich. Meine Augen haben gesehen, wie in Paris und London die dünnen, feinen Fäden des internationalen Gewebes zerrissen wurden. Das hat Stuermer erreicht. Das ist seine That. Er hat wohl nicht umsonst auf Konstantinopel und die Dardanellen verzichtet. Ich fragte mich damals: Nach welchem Rezept verfährt der Mann eigentlich?

Ich reiste nach der Schweiz, um auszuruhen und die Politik zu vergessen. Aber die dunklen Schatten blieben mir auf der Ferse. An den Ufern des Genfersees und in Bern wurde ich an die frühere Thätigkeit des Herrn Stuermer, an das Ministerium des Innern und die Polizei erinnert. In der Schweiz kreuzen allerlei Propagandaversuche einander und dort, wo man die Mächlerei unserer Feinde gut beobachten kann, blüht natürlich das Geschäft der ‚Spezialaufträge'. Zu mir kamen Leute und sagten: ‚Fragen Sie, bitte, einmal in Petrograd an, womit sich hier der bekannte Natajew befaßt! Fragen Sie, wozu man den mir unbekannten Beamten Lebedew hergeschickt hat. Fragen Sie, bitte, weshalb alle diese Beamte der Polizei immer in den Salons von Damen herumwimmeln, deren Deutschfreundlichkeit bekannt ist!' Meine Herren: Ich merkte bald, daß Frau Wassiltschikow Nachfolgerinnen gefunden hat und ihre Arbeit fleißig fortgesetzt wird. Ich will hier nicht den Namen der Dame nennen, die von einem österreichischen Fürsten zu einem deutschen Baron übergegangen ist und deren Salon in der Via Curva in Florenz und später in Montreux als ein Mittelpunkt der Deutschfreundschaft bekannt war. Die Dame ist dann nach Petrograd verzogen; und bei feierlichem Anlaß wird ihr Name in den Zeitungen genannt. In Paris fand ich noch frische Spuren ihrer Thätigkeit. Die Pariser waren über die Deutschfreundschaft dieser Dame empört und nicht minder (mit Bekümmerniß muß ichs aussprechen) über ihren Verkehr mit der Russischen Botschaft, an dem aber unser Botschafter unschuldig war. Interessant ist, daß diese Dame Herrn Stuermer in die Diplomatenlaufbahn gebracht hat: Vor ein paar Jahren bemühte sie sich, ihm den Posten des Gesandten in einem europäischen Staat zweiten Ranges zu erwirken. Ich darf nicht verschweigen, daß man damals diesen Einfall lächerlich fand und daß der Eifer der Dame fruchtlos blieb. Aber die erste Anregung war von ihr gekommen. (Lachen.)

Was wollte ich nun mit diesen Thatsachen beweisen? Ich behaupte nicht, einen der Verschwörerkanäle entdeckt zu haben. Aber meine Hand griff eine der Maschen des Nesselgewebes, das bekannte Kreise der Gesellschaft eng umschnürt. Alle Wege und Mittel der Propaganda, über die der Englische Botschafter neulich so offen gesprochen hat, können erst hell beleuchtet werden, wenn das Verfahren

gegen Suchomlinow uns das nöthige Beweismaterial geliefert hat. Als wir Suchomlinow beschuldigten, sprach aus uns der Instinkt des ganzen Volkes. Genau so ist es heute. Aus uns spricht die Ueberzeugung der Nation. (Händeklatschen). In der Schweiz und in Paris hatte ich mir oft die Frage gestellt: Steht nicht hinter unserer amtlichen Diplomatie noch eine andere? In London tauchten noch viel ernstere Fragen auf. Ich bitte das Haus, zu entschuldigen, daß ich hier über eine höchst wichtige Sache spreche, ohne meine Quelle anzugeben; ist, was ich berichten werde, wahr, so wird Herr Stuermer vielleicht einige Spuren der von mir mitgetheilten Thatsachen in seinem Archiv finden. (Roditschew: ‚Er wird diese Spuren verwischen!'). Ueber die stockholmer Sache, die sich vor der Ernennung des jetzigen Ministers des Innern abgespielt und auf unsere Verbündeten einen üblen Eindruck gemacht hat, will ich nur sagen: Wir sahen da eine Folge der Eigenschaften, mit denen die alten Bekannten des Herrn Alexander Dmitrijewitsch Protopopow längst rechnen lernten; er ist nämlich ganz unfähig, die Wirkung seines Handelns zu ermessen. (Zwischenruf links: ‚Eine nette Censur für einen Minister!' Rechts: ‚Er war ja Ihr Führer!'). Da die Deputation sich aufgelöst hatte, war Protopopow nicht mehr ihr Mitglied; und was er sich in Stockholm leistete, geschah in unserer Abwesenheit. Persönliche Verdächtigung liegt mir fern; und ich kann deshalb nicht sagen, ob auch diese Sache aus dem uns bekannten Vorzimmer kam, durch das Protopopow, wie alle Anderen, schreiten mußte, um auf den Ministersitz zu gelangen. (Lärm links und Rufe: ‚Sehr gut!'). Jedenfalls scheint man dort solche Sachen gern zu sehen. (Rufe rechts: ‚Welches Vorzimmer meinen Sie?'). Ich nannte Ihnen die Personen: Manassewitsch-Manuilow, Pitirim, Stuermer. Das ist die ‚Partei', als deren Sieg die Neue Freie Presse die Ernennung Stuermers rühmte. Weil ich Grund zu der Vermuthung habe, daß die von einem deutschen Gesandtschaftrath Herrn Protopopow gemachten Vorschläge später wiederholt worden seien, war ich gar nicht erstaunt, als der Englische Botschafter in wuchtiger Anklagerede den selben Personenkreis heimlicher Absicht auf schnellen Sonderfrieden zieh.

Vielleicht habe ich mich zu lange bei dem Thema Stuermer aufgehalten. (‚Nein! Nein!'). Aber um seine Person schaarten sich all die Stimmungen und Wünsche, die ich zuvor angedeutet habe. Ich glaube, daß diese Stimmungen und Wünsche ihm verbieten mußten, hier den höchsten Sitz zu ersteigen; er hörte ja die Rufe, mit denen Sie ihn empfingen. Wir wollen hoffen, daß er nie wieder hierher zurückkehren wird. (Händeklatschen links. Lärm und Rufe: ‚Bravo!'). Noch einmal muß ich aussprechen, daß wir weit von der Zeit Goremykins sind und daß auch die Lage des Reiches sich seitdem sehr verändert hat. Hätte man uns damals ermöglicht, im Verein von Regirung und Reichsduma das Land zu organisiren, die von uns gewollten und vorbereiteten Gesetze, darunter das Gesetz über den Wolost, in

Kraft zu setzen, dann stände Rußland heute nicht so hilflos vor der Frage nach der Vertheilung der Lebensmittel. Das war einmal. Jetzt ist die Frage nach unserem gesetzgeberischen Wirken in den Hintergrund geschoben worden. Denn wir sehen, wir wissen, daß wir mit dieser Regirung weder Gesetze schaffen noch Rußland zum Sieg führen können. (Ruf links: ‚Richtig!').

Früher versuchten wir, nachzuweisen, daß es unmöglich sei, den Kampf gegen alle lebendigen Kräfte des Landes aufzunehmen, einen Krieg im Inneren des Landes zu führen, wenn wir an der Front zu kämpfen haben; wir sagten, wenn man, statt die Begeisterung für das nationale Ziel anzufachen und zu erhalten, nur die rohe Gewalt anwende, so erhöhe man eben die Gefahr, der die Gewaltanwendung vorbeugen solle. Jetzt sind wir, glaube ich, Alle davon überzeugt, daß es nutzlos ist, mit solchen Gedanken vor diese Regirung hinzutreten. Nutzlos, wenn die Furcht vor dem eigenen Volk, vor dem eigenen Vaterlande das Auge blendet und wenn die Regirung sich die Aufgabe stellt, um jeden Preis den Krieg rasch zu Ende zu führen, auch ohne allen Ertrag, nur damit sie nicht genöthigt werde, vom Volk Hilfe zu begehren. Am zehnten Februar 1916 schloß ich meine Rede mit den Worten: Wir können nicht mehr wagen, auf die Staatsklugheit der Regirung zu hoffen, können von ihr auf die Fragen meiner Besorgnisse keine Antwort mehr erwarten. Damals glaubten Manche, meine Worte seien zu düster gefärbt. Jetzt gehen wir weiter; und nun wird unsere Rede vielleicht heller leuchten. Wir sagen dieser Regirung: Wir werden gegen Dich kämpfen; werden mit allen gesetzlichen Mitteln so lange den Kampf fortsetzen, bis Du, Regirung, verschwunden bist!

Man erzählt, daß ein Minister (der Abgeordnete Tscheidse hat Das aus reiner Quelle) bei der Nachricht, daß die Reichsduma diesmal über den Verrath sprechen wolle, erregt ausgerufen habe: ‚Ich bin vielleicht ein Dummkopf, aber kein Verräther.' (Lachen.) Meine Herren, der Vorgänger dieses Ministers war ein kluger, der Vorgänger des Außenministers ein ehrlicher Mann. Diese Männer sitzen nicht mehr im Kabinet. Und ist es nicht, im tiefsten Grund, einerlei, ob wir unter Dummheit oder unter Verrath leiden? Wenn die Reichsduma mit immer festerer Beharrlichkeit darauf hinweist, daß man, zum Zweck erfolgreicher Kriegsführung, das Hinterland organisiren müsse, und wenn die Regirung darauf beharrt, daß eine Organisation des Landes in Revolution führe, wenn sie mit vollem Bewußtsein Chaos und Desorganisation vorzieht: ist Das Dummheit oder Verrath? (Ruf links: ‚Verrath!' Abschemow: ‚Dummheit!' Lachen.) Wenn die Regirung die allgemeine Unzufriedenheit und Erregung zur Anstiftung von Volksunruhen und Aufständen ausnützt: ist Das bewußtes oder unbewußtes Handeln? Man darf dem Volk keinen Vorwurf machen, wenn es aus Alledem Schlüsse zieht, wie sie in den von mir heute wiederholten Anklagesätzen der Gubernatoren angedeutet

sind. Uns bleibt keine Wahl. Mit allen Mitteln müssen wir den Rücktritt dieser Regirung zu erwirken streben. Sie könnten fragen, ob wir während des Krieges diesen Kampf eröffnen dürfen. Ja, gerade während des Krieges sind diese Personen gefährlich. Sie gefährden den Krieg: und deshalb kämpfen wir gegen sie, während des Krieges, im Namen des Krieges und im Namen all der Gefühle, die uns in Eintracht verpflichtet haben. (‚Bravo!' Händeklatschen.) Wir haben viele, sehr viele Ursachen, mit der Regirung unzufrieden zu sein; alle aber sind in den einen Satz zusammenzufassen: Diese Regirung ist unfähig! Und deshalb werden wir, deren Vaterland Blutströme vergossen hat und sein nationales Ziel, trotz Stuermer, ders uns nicht versprechen kann, erreichen will, deshalb werden wir, die verantwortlichen Vertreter des Volkes, kämpfen, bis wir die volle Verantwortlichkeit der Minister erreicht haben; bis vor uns Minister sitzen, die alle Aufgaben der schweren Zeit erkennen und bereit sind, in unlösbarem Einvernehmen mit der Reichsduma alle Kräfte des Landes, des Volkes für die Bewältigung dieser Aufgaben einzusetzen. Ein Kabinet, das diesem Anspruch nicht genügt, ist des Vertrauens der Reichsduma unwürdig und darf, gerade im Krieg, nicht länger von ihr geduldet werden." (Stürmisches und andauerndes Händeklatschen der Linken, des Centrums und des linken Flügels der Rechten.)

Der Deutsche Botschafter, der Suworins Erben für die Unschuld der Nowoje Wremja eine Million Mark anbieten läßt, ist eine unwahrscheinliche Excellenz. Durch den Hauptheil der Rede aber weht der Athem großer Stunden. Die Regirung ist unfähig, träg, williger, mit dem Feind als mit dem eigenen Volk sich zu verständigen, der Gefühlsgrund ihrer Politik ein Morast: so spricht Verachtung, nicht Haß. Stuermer, denken die Meisten, kanns nicht auf sich sitzen lassen; gewiß antwortet er schon morgen. Er kommt nicht. Läßt sein Gesinde erzählen, er werde gegen Miljukow einen Strafantrag stellen und den Abgeordneten zwingen, die angedeuteten Thatsachen vor Gericht zu beweisen. Ein alter Kniff, der nur Zeit gewinnen soll. Der im Parlament angegriffene Minister muß sich im Parlament wehren. Da Rußlands Ministerpräsident und Auswärtiger Minister dieser Pflicht scheu ausbiegt, wendet sogar die Patriotenpartei sich in Feindschaft von ihm. Herr Schulgin, der Führer des linken Nationalistenflügels (bei uns würde er freikonservativ heißen), spricht nicht viel sanfter als der Demokrat. „Weil unsere Weltanschauung eine unzulängliche Regirung der Anarchie vorzieht und weil der Krieg die Regirenden mit ungeheurer Verantwortung belastet, deshalb haben wir bis jetzt geschwiegen und würden geduldig noch weiter schweigen,

wenn nicht Unerträgliches uns nöthigte, der Regirung den Krieg zu erklären. Zwei Jahre währt der ruhmreiche Kampf Rußlands gegen den stärksten Feind, der es jemals bedrohte. Und was erleben wir nun? Das Land erbebt in Schrecken: nicht vor dem Feind, sondern vor seiner Regirung; die Nation, die ruhig in Hindenburgs Auge sieht, zittert vor Stuermer. Dazu sollen wir schweigen? Wir können ja nicht einmal mehr glauben, daß diese Regirung mit ernstem Willen nach dem Ziel der Nation hinstrebt. Deshalb muß sie bekämpft werden, bis sie verschwindet. In diesem Kampf ficht die Reichsduma wider eine dunkle Macht, die wie ein Alb auf unserem Vaterland liegt. Die Semstwos, die Getreide einkaufen und verfrachten, müssen fürchten, daß es in die Kluft zwischen zwei einander feindliche Ministerien fällt. Die Arbeiter, die sich an der Drehbank für Rußland plagen, sehen Banden, unter Polizeiobhut, in die Fabriksäle dringen und hören den Lockruf zu Ausstand und Aufruhr. Wenn wir unsere Pflicht thun, werden die Semstwos in getroster Sicherheit für Korn sorgen und die Arbeiter den Hetzern antworten: ‚Der Kampf, in den Ihr, niederträchtige Spitzel, uns verleiten wollt, würde nur den Deutschen nützen.' Unsere Waffe ist die Wahrheit. Daß hier von Bestechlichkeit gemunkelt und gesagt werden konnte, der Sekretär des Ministerpräsidenten habe eine heimlich empfangene Summe mit einem Anderen getheilt, ist entsetzlich; und aus dem bangen Schweigen, das danach entstand, sprach doch wohl nur die Furcht, daß es so gewesen sein könne. Und unser Entsetzen wächst, wenn wir draußen Leute, die Stuermer gründlich kennen, aufs Gewissen fragen, ob sie ihm Solches zutrauen oder den Gedanken weit von sich weisen. Nicht Einer schreit auf: Unmöglich! Alle heben die Achseln und deuten dadurch an, daß es wohl sein könne. Gehen Sie in den Reichsrath, in Stuermers Fraktion; überall werden Sie hören: ‚Vom Staatsgeschäft versteht er nichts und eine Ueberzeugung hat er nicht; in seinem Leben sind Flecke, aber seine Umgangsformen sind gefällig und auf keinem Weg haben ihn je Bedenken gehemmt.' Und wie diese Reichsrathgenossen, wie wir, genau so denken Herren, die neben Stuermer auf der Ministerbank sitzen. Das unbeschriebene Blatt, als das die Deutschen ihn lobten, ist er nicht mehr; auf diesem Blatt stehen jetzt die Worte: Nährmittelwirrniß, Begünstigung Suchomlinows, England, Polen und, am Rand, Manassewitsch-Manuilow. Und

dieses Blatt wird die Urkunde russischer Schmach werden, wenn die Reichsduma nicht tapfer auf ihrem Posten ausharrt und Rußland vor dem Untergang bewahrt." Jedem dieser Hauptsätze toste von allen Bänken Beifall nach. Aus dem Reichsrath kam Widerhall. Schnell mußte Stuermer aus allen Staatsämtern scheiden.

Im Präsidium wurde er durch Herrn Trepow, im Auswärtigen Amt durch Herrn Pokrowskij ersetzt. War nun Ruhe? Vor der russischen Weihnacht kam der Antrag, alles für die Landesvertheidigung (die nicht unfähigen Ministern überlassen bleiben dürfe) irgendwie Wesentliche auch den von Reichsduma und Reichsrath Abgeordneten vorzulegen. Wieder sprach der Kadetenführer Miljukow. „Die Vertheidigung unseres Vaterlandes ist ohne die Mitarbeit der zu diesem Zweck organisirten Gesellschaft unmöglich. Diese Mitarbeit aber wird von der Regirung gar nicht gewünscht. Die ist froh, wenn sie uns, die Rechenschaft von ihr fordern dürfen, los ist, und hat jetzt nur einen Wunsch: die zwei Sitzungtage vor den Ferien schnell zu vertrödeln. Wir aber sagen ihr laut, weils Pflicht gebietet, daß sie das gefährlichste Hinderniß der Landesvertheidigung ist. Als im November die Reichsduma gesprochen, die Krankheit und das Heilmittel gezeigt hatte, blühte ringsum neue Hoffnung auf. Der Adelskongreß und die Reichsrathsmehrheit stellten sich auf den Boden unseres Verlangens nach Verwaltungreform, Organisation der Gesellschaft, Vernichtung der dunklen Gewalten, deren Werkzeug die Regirung allzu oft war. Hohe Depeschenstöße bestätigten, daß uns das Land wieder Vertrauen schenke. Dürfen wir es jetzt enttäuschen? Wir haben nur Theilsiege erfochten und sind noch nicht am Ziel. Das müssen wir offen aussprechen; eben so rückhaltlos aber, daß wir den unfähigen Ministern von heute nicht die Kraft zutrauen, die Rußland aus seiner schwierigen Lage erlösen könnte. Diese Schwächlinge sind ja nicht einmal mit den dunklen Mächten fertig geworden, vor denen wir warnten und die seitdem wieder in Offensive vorgerückt sind. Der elende Manuilow ist frei und das gegen ihn eröffnete Verfahren auf unbestimmte Zeit vertagt. Wer begünstigt die Dunklen? Protopopow gehört, als Possenfigur, zu ihnen. Was er dort sucht, braucht er uns nicht zu erzählen; ich bin zufrieden, wenn er nie wieder in unser Gesichtsfeld tritt. Was thut die Regirung, der er auch angehört? Sie kämpft; nicht gegen die Reichsfeinde, nicht gegen die Dunklen, aber gegen uns. Die Reichsduma, wird geflüstert,

stört die Minister nur und die Organisation führt in Revolution der Gesellschaft. Diese Legende wirkt noch tiefer als die ältere, nach der die Revolution von den Juden drohte. Das Staatsgeschäft ist die Sache der Beamten; nur keine Einmischung! Weil wir über die Vertheilung der Lebensmittel gesprochen haben, braucht, nach Trepows Meinung, der moskauer Kongreß sie nicht zu erörtern. Nur durch Hirnschwund ist solche Meinung zu erklären. Unser Reichsschatz füttert Reptilien, die unsere Nährmittelpolitik bekämpfen, der Landwirthschaftminister entstellt unsere Beschlüsse von A bis Z: aber wir sollen schweigen. Das will Rußland nicht. Rußland versteht weder die Sprache des Bureaukraten Trepow noch das Handeln der über alle Vorstellung unwissenden und eitlen Regirung. Rußland möchte nicht einen Tag mehr ohne Reichsduma sein. Den Streit um Krieg und Frieden hat der klare, feste Erlaß des Zaren an Heer und Flotte geendet. So fest und klar müßte auch hinter der Front der Wille sein. Leider ist ers nicht. Um die Meerengen und Konstantinopel zu erobern, um unser Polen zu befreien und ihm das preußische und das österreichische anzugliedern, müssen wir alle Kräfte der Nation aufbieten. Wie aber soll der Bauer zusammenreimen, daß sein Kaiser die Auferstehung des geeinten Polenstaates verheißt und auf dem höchsten Platz im Ministerium der Trepow sitzt, der, im Bund mit Stuermer, vor ein paar Monaten den Polenplan Sasonows vereitelt hat? So lange der Landsturm der Reaktion unserem Reich die Regirungen liefert, kann es nicht besser werden. Die Zeit drängt, über uns ist Gewitterluft und Niemand weiß, wo der erste Blitz zünden wird. Wir müssen die Stimme, der Wille des Landes sein; müssen zeigen, daß wir, getreu seinem Auftrag, mit halber Zusage, halbem Entschluß uns nicht begnügen; und immer wiederholen, daß diese Regirung nicht einmal ein niedriges Ziel zu erreichen vermag."

Kein Urtheil heute; dazu bleibt noch lange Frist. Rußland schilt seine Regirung erbärmlich, bestöhnt, daß ihm jetzt, im dreißigsten Kriegsmonat, die zu wirksamem Kampf unentbehrliche Innenfront noch immer fehle: und gelobt mit dem selben Athem, Konstantinopel zu erobern und allen Polen in Staatseinheit zu helfen. Folge des Schwatzes über deutsche Orientherrschaft und des Versuches, Polen gegen Rußland zu waffnen. Hof und Gesellschaft sind über das Ziel einig. Und das Volk? Blutet und schluchzt, singt und betet, wälzt sich nackt im Schnee und springt dann ins Dampfbad.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1917.

Nach den Noten.

Zwei Jahre nach dem Abschluß des anglo-preußischen Vertrages von Westminster, in dem König Georg und sein Staatssekretär Lord Holderneß sich heimlich verpflichteten, das österreichische Niederland von der Verbürgung deutschen Besitzstandes auszunehmen und die preußischen Kaufleute mit zwanzigtausend Pfund Sterling von ihren Kaperverlusten zu entschädigen, übergab König Friedrich von Preußen dem Englischen Gesandten Mitchell eine Denkschrift, deren Zweck war, die londoner Regirung in kräftigeren Machtgebrauch zu drängen. „Noch sind Englands Waffen in Amerika nicht glücklich gewesen. Trotz dem großen Aufwand für Seerüstung ist auf dem Meer nichts erreicht worden; und die fünfzigtausend Mann, die in England stehen, sind heute nutzlos, weil Frankreich nicht die zu einem Landungversuch nöthigen Leute hat. Eine Entschädigung von den Verlusten scheint nur von Erfolgen zu hoffen, die England mit seinen Bundesgenossen auf dem Festland erringen kann. Während die Franzosen alle Kräfte einsetzen und im Bund mit den größten europäischen Mächten gegen England vorgehen, nützt Britanien nur einen Theil seiner Kräfte; man glaubt, den Kampf eines kräftigen Mannes gegen einen, dem ein Arm gelähmt ist, zu sehen. Von diesem Verfahren kann England eigentlich nur einen Ausgang erwarten: daß seine Genossen in Deutschland zermalmt werden und daß

Frankreich triumphirt. Dann wird es Deutschland Gesetze vorschreiben und als Besitzer von Ostende und Nieuport (die ihm der wiener Hof abgetreten hat) sofort mit allen Kräften über Britanien herfallen. Dazu kommen andere Erwägungen. England ist Bürge für das Kurfürstenthum Hannover. Das braucht jetzt Hilfe. Soll man sagen, das hochherzige Britenvolk habe den Staat seines Königs schutzlos gelassen? Will es sich selbst um den Einfluß bringen, den es stets auf die deutschen Angelegenheiten hatte? Kann das Heer der Verbündeten ohne den Beistand der britischen Truppen die Franzosen über den Rhein zurückwerfen? Das wird erst wahrscheinlich, wenn England Truppen schickt; einem siegreichen Heer werden dann auch die Holländer sich anschließen und Frankreich wird zur Räumung von Ostende und Nieuport und zum Verzicht auf alle ehrgeizigen Pläne gezwungen werden. Mir scheint also, England müßte, um seine Kraft zu brauchen, entweder unser Heer durch ein Corps verstärken oder, wenns aus unerrathbaren Gründen Das nicht will, ertraglose Ausgabe sparen und lieber noch mehr für die Seerüstung aufwenden. Dann wird es wenigstens in einem der beiden Elemente den Erbfeind seiner Macht und der europäischen Freiheit besiegen." Daß er den furchtbaren Ernst seiner Lage erkennen will und erkennt, hat, vier Wochen zuvor, der König bewiesen, als er in Parchwitz bei Leuthen zu seinen Offizieren sprach: „Ich werde, gegen alle Regeln der Kunst, einen beinahe zweimal stärkeren, auf Anhöhen verschanzt stehenden Feind angreifen. Ich muß es thun oder Alles ist verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich. So werde ich auch handeln. Sollte ich bleiben und Sie nicht für Das, was Sie übermorgen thun werden, belohnen können, so wird es unser Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und sagen Sie, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern. Ich werde jedes genau bemerken. Das Kavallerieregiment, das nicht sogleich, wenn es befohlen wird, sich à corps perdu in den Feind hineinstürzt, lasse ich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, auch nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung schneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; übermorgen um diese Zeit haben wir den Feind geschlagen oder

wir sehen uns nie wieder.“ Sie schlugen den Feind; und Fritz schrieb nach dem Sieg: „Ohne den Einbruch der Nacht wäre die Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden.“

Anderthalb Jahre danach ersehnt er inbrünstig das Ende der Kriegsnoth. „Von Tag zu Tag wurde die Gefahr größer und die Last schwerer. Die Preußen hatten viel Glück, waren aber so oft darauf angewiesen, daß sie es nicht immer erlangen konnten. Das einzige Mittel war: die Mächte der großen Alliance zu entzweien, von einander zu trennen. Man mußte versuchen, Frankreich oder Rußland von Oesterreich zu lösen. Die Könige von Preußen und von England kamen überein, allen Mächten mittheilen zu lassen, daß sie die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens wünschten, und Prinz Ludwig von Braunschweig erhielt den Auftrag, es im Haag den Gesandten der Krieg führenden Staaten anzuzeigen. Den Franzosen, denen Mißgeschick und Verluste den Krieg, von dem nichts mehr zu hoffen blieb, verleidet haben mußten, ließ England sagen, es sei zu Verhandlungen bereit.“ König Fritz schrieb an seinen Gesandten, den Geheimrath Baron Knyphausen, nach London: „Wie es scheint, wenden sich die Dinge zum Frieden. England gewinnt dabei Kanada und Guadelupe. Wir, hoffe ich, werden am Ende des Feldzuges in der selben Lage sein wie im vorigen Winter. Ich denke mir Folgendes. Wir brauchen, wenn irgend möglich, Salbe auf die Wunde. Entweder man schlägt jeder Macht vor, Das zu behalten, was sie beim Friedensschluß besitzt, oder man will lieber zurückgeben und muß dann an Aequivalente denken. Da Ostpreußen und meine rheinischen Besitzungen lange nicht so viel werth sind wie Sachsen, so kann man uns die Niederlausitz lassen und den König von Polen mit Erfurt entschädigen; oder mir Preußisch-Polen nach dem Tode des Königs garantiren oder sonst irgendein Land, vorausgesetzt, daß es Salbe auf die Wunde ist. Im schlimmsten Fall können die Dinge auch wieder in den Stand vor dem Kriege gebracht werden. Berichtet mir, was Ihr von dieser Idee haltet. Es wäre recht schön, wenn ein geschickter Unterhändler durch seine Kunst den Frieden so günstig gestalten könnte. Frankreich wird sich (durch einen Sonderfrieden mit England) sehr bald mit den Oesterreichern und den Russen überwerfen; daraus können wir vielleicht Vortheil ziehen.“ Drei Monate später sagt er in einer anderen Denkschrift: „Um

England zu einem erträglichen Friedensschluß zu bringen, müßte Frankreich seine Bundesgenossen verpflichten, auch Frieden zu schließen, oder, wenn sie Nein sagen, ihnen seinen Beistand weigern. Denn welche Rolle würde Frankreich sonst spielen? Eine Statistenrolle, in der es nur die Macht seiner wahren Feinde vergrößert. Diese Rolle ist nicht glänzend und steht einer Großmacht schlecht an. Betrachtet man dies Alles mit unparteiischem Blick, so scheint es wohl möglich, Europa aus der üblen Lage zu befreien, in die es durch die Wunderlichkeit der Verhältnisse gerathen ist. An diesem einfachen und verständigen Plan müßte ein weiser und aufgeklärter Minister wie der französische (Choiseul) arbeiten; wodurch er dem Ruhm seines Gebieters nichts vergiebt. Der Ruhm, Europa den Frieden geschenkt zu haben, ist den glänzendsten Erfolgen der Friedensstörer vorzuziehen. Zum Wohl der Menschheit ist zu wünschen, daß die Mächte dieser vernünftigen und nützlichen Auffassung zustimmen und daß ein Minister, von dem so viel Gutes gesagt wird, dadurch unsterblichen Ruhm erwirbt, daß er die Zwietracht endet, die noch viele Menschen ins Unglück stürzen, das politische Antlitz Europas aber nicht mehr ändern kann." Ein Friedensangebot ohne Bedingungen.

Am dritten April 1760 lehnten Oesterreich, Rußland und Frankreich den (vier Monate lang von ihnen verzauderten) Antrag ab, über die Möglichkeit eines Friedensschlusses zu sprechen. Erst ein Jahr später schienen sie bereit, einen Friedenskongreß, der in Augsburg tagen sollte, zu beschicken. Ueber ihre Vorschläge schreibt Fritz: „Frankreich hat zum ersten Mal den Wunsch nach Wiederherstellung des Friedens ausgesprochen. An seiner Ehrlichkeit ist um so weniger zu zweifeln, als der französische Hof ihn seinen Bundesgenossen ausgesprochen hat. Dazu konnte nur die Nothwendigkeit treiben, durch Beendung des Krieges den völligen Zusammenbruch des französischen Staatskredites aufzuhalten. Mir scheint, daß Frankreich die Verbündeten nicht zu bestimmen vermocht hat, ihm die Vertretung ihrer Interessen anzuvertrauen. Die Königin von Ungarn (Maria Theresia) stimmt der friedlichen Absicht Frankreichs nur widerwillig zu. Vielleicht hofft sie, durch solche Verhandlung England von Preußen zu trennen und so für sich Vortheil zu ernten. Aus Gefälligkeit hat sie dem Beschluß zu Sonderverhandlungen zwischen Frankreich und Eng-

land zugestimmt, will aber von einem Friedenskongreß nichts hören; sie kennt die Langsamkeit solcher Verhandlungen und rechnet auf die Zufälle des Feldzuges. Sie hofft, noch irgendeinen Vortheil zu erringen, der ihr bei den angeknüpften Verhandlungen dann das Uebergewicht sichert. Die letzte Annahme ist um so wahrscheinlicher, als die Kaiserin und ihre Verbündeten keinen Waffenstillstand vorgeschlagen haben. Dadurch verräth sie ihre Hinterabsicht und klar tritt zu Tage, daß der Friedenskongreß nur ein Köder für die Oeffentlichkeit ist, der mehrere Zwecke haben kann. Erstens: ihren Unterthanen die Aussicht auf nahen Frieden vorzuspiegeln, damit sie desto williger die hohen Steuern zahlen, die sie von ihnen verlangt. Zweitens: die Spanier einzuschüchtern, falls sie ihre Ansprüche auf Italien weiter vertreten, indem sie ihnen den nahen Abschluß der schon angeknüpften Unterhandlungen vorspiegelt. Drittens: vielleicht auch die Türken einzuschüchtern, falls sie irgendwelche Anschläge gegen die Staaten der Königin im Sinn haben. Das sind zwar nur Vermuthungen; doch sicher ist etwas Wahres daran. Für uns hat das Ganze nach meiner Meinung die folgende Bedeutung. Die Franzosen wollen mit dem Vorschlag eines allgemeinen Waffenstillstandes nur den feindlichen Mächten den Puls fühlen und sie, wider ihren Willen, nöthigen, ihre geheimsten Absichten zu enthüllen. Ich habe zwar Gesandte für den Kongreß ernannt; wenn ihm aber kein Waffenstillstand vorausgeht, so ist das Ganze bedeutungslos. Deshalb dürfen die Gesandten zwar alle Vorschläge anhören und zur Kenntniß nehmen, sich aber nicht als zu Verhandlung ermächtigt erklären; sie dürfen bessere Vorschläge erbitten, aber selbst nicht mit der Sprache herausgehen. Denn weder gute Gründe noch ihre Beredsamkeit werden uns einen guten Frieden verschaffen, sondern allein das Waffenglück im Lauf dieses Feldzuges. Soll der Friede zu Stand kommen, so muß als Grundlage die völlige Wiederherstellung unseres Besitzstandes von 1756 verlangt werden. Um Das zu erreichen, ist, gemäß dem Manifest vom August 1756, zu behaupten, daß die Oesterreicher die eigentlichen Angreifer sind; denn sie haben mich in die unabweisliche Nothwendigkeit gebracht, den Krieg zu beginnen. Darum kann ich große Entschädigung verlangen, die man aber beim Fortschreiten der Verhandlungen fallen lassen kann, um die völlige Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes

zu erlangen. Da dieser Kongreß aber nur ein eitles Schaustück ist, weil ihm kein Waffenstillstand vorausgeht, so müssen wir uns passiv verhalten. Wie aber (wird man fragen) hoffst Du zum allgemeinen Frieden zu gelangen? Als Grundlage dieses heilsamen Werkes betrachte ich die Beilegung allen Zwistes zwischen England und Frankreich. Diese beiden Mächte müssen gemeinsam dann die Vorbedingungen allgemeinen Friedens feststellen. Auf diesem Weg würde die Welt bald einig und dem für Deutschland, aber auch für alle anderen Krieg führenden Mächte schädlichen, grausamen, verhängnißvollen Kampf wäre vom Grund aus das Ende bereitet." Durch einen Friedensvertrag, nach dessen Abschluß Fritz gerufen hat: „Wer konnte voraussehen oder sich denken, daß Preußen dem Angriff der furchtbaren Liga von Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden und dem ganzen Heiligen Römischen Reich widerstehen und aus einem Krieg, wo ihm überall Untergang drohte, ohne den geringsten Besitzverlust hervorgehen werde? Wenn die Vorsehung auf menschliche Armsäligkeit herabblickt, so gebe der Himmel, daß Preußen unveränderlich blühe und in Zukunft vor dem Jammer und Elend bewahrt bleibe, die das Land in diesen Zeiten des Umsturzes und der Verwirrung heimgesucht haben! Die Zeit, die alle Uebel heilt und tilgt, wird gewiß auch bald den preußischen Provinzen ihren Wohlstand, ihr Gedeihen und ihren ersten Glanz wiedergeben. Auch die anderen Mächte werden sich wieder erholen. Dann werden andere Ehrgeizige wieder neue Kriege heraufbeschwören und neues Unheil bereiten. Denn es ist eine Eigenschaft des Menschengeistes, daß Beispiele Keinen bessern. Die Thorheiten der Väter sind für ihre Kinder verloren; jede Generation muß ihre eigenen machen."

Das in der Denkschrift erwähnte Manifest vom August 1756 ist die „Darlegung der Gründe, die den König von Preußen gezwungen haben, den Anschlägen des wiener Hofes zuvorzukommen." Hauptzweck: zu beweisen, daß nicht Preußen, sondern Oesterreich der Angreifer sei. In der Konstruktion dieses Beweises hatte Fritz feinere Klugheit gezeigt als beim Spinnen der Fühlfäden, an denen er sich in Frieden tasten wollte. „Nachdem der König Alles erschöpft hat, was man von seiner Mäßigung erwarten konnte, hofft er, daß ganz Europa ihm die schuldige Gerechtigkeit erweisen und überzeugt sein wird, nicht er, sondern der wiener

Hof habe den Krieg gewollt. Der König ist unterrichtet von allen Umtrieben des wiener Hofes, von dessen Einflüsterungen an allen europäischen Fürstenhöfen, wo er an einem Bündniß gegen Preußen arbeitet. Die Kenntniß dieser schlimmen Absichten zwingt den König, das Prävenire zu spielen. Gewiß: er beginnt die Feindsäligkeiten. Da aber dieser Ausdruck oft mit dem des Angriffes verwechselt wird und der wiener Hof stets geflissentlich darauf ausgeht, Preußens Schritte zu verleumden, so hält man es für angezeigt, den Sinn beider Worte zu unterscheiden. Unter Angriff versteht man jede Handlung, die dem Sinn eines Friedensvertrages zuwiderläuft. Ein Offensivbündniß, Feinde, die man einer anderen Macht erweckt und zum Kriege gegen sie drängt, Pläne zum Einmarsch in die Staaten eines anderen Fürsten und zu plötzlichem Ueberfall: Das sind Angriffe, obwohl nur das Letzte zu den Feindsäligkeiten gehört. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann feindsälig handeln, ist aber nicht der Angreifer. Da der wiener Hof die von allen europäischen Mächten verbürgten Verträge brechen will, da sein Ehrgeiz ungestraft die heiligsten Schranken umstürzt, die menschlicher Begehrlichkeit gesetzt sind, da er sich den Weg zur Gewaltherrschaft über das Deutsche Reich bahnen will und seine weitausschauenden Pläne auf den Umsturz dieser Republik von Fürsten abzielen, die zu erhalten die Pflicht der Kaiser ist, so hat der König beschlossen, sich den Feinden seines Vaterlandes hochherzig zu widersetzen und den verderblichen Folgen dieses gehässigen Planes vorzubeugen. Seine Majestät versichert, daß die Freiheit des Deutschen Reiches nur mit Preußen zugleich begraben werden soll. Er ruft den Himmel zum Zeugen an, daß er alle geeigneten Mittel erschöpft hat, um seine Staaten und ganz Deutschland vor der Geißel des drohenden Krieges zu bewahren, nun aber gezwungen ist, die Waffen zu ergreifen, um eine Verschwörung gegen seine Besitzungen und seine Krone zu sprengen. Umsonst hat er auf allen Wegen gütliche Verständigung gesucht, ja, die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hand der Kaiserin gelegt. Er giebt die gewohnte Mäßigung auf, weil sie nicht mehr eine Tugend ist, wenn es gilt, seine Ehre und Unabhängigkeit, sein Vaterland und seine Krone zu vertheidigen.“ Sieben Jahre danach: in Hubertusburg Friedensschluß ohne Gebietszuwachs, ohne Entschädigung von den Kriegskosten.

In Ursache und Ursprung, Lagerung und Nutzbarkeit der staatlichen Kraftmassen hat der Siebenjährige Krieg mit unserem nichts Wesentliches gemein. Dennoch wird man immer wieder zu Rückblick auf Fritzens schwersten Kampf gezwungen, weil nur er (weder die Feldzüge gegen die Heere des Nationalkonvents und Bonapartes noch der Krimkrieg) die Sonderheit des Koalition-Krieges in unserem Auge noch zugänglicher Zeit erkennen lehrt. Jeder Anfang bringt ein langwieriges Geschiebe von Anklagen und Schuldbehauptung, in dem Nachwelt höchstens noch die listige Kunst der Schieber bewundert; jeder Versuch, ans Ende zu gelangen, führt durch Schachte, Stollen, Schlupfgräben, über Trughügel und Hinterhaltstreppen. Und zwischen Anfang und Ende lauert überall im grauen Kittel die Sorge, vom Freund geprellt, vom Feind in Dickicht und Sumpf gelockt zu werden. Auch nach einem Staatenzweikampf streckt der Sieger die erste Forderung meist über die Linie hinaus, auf der er stehen oder zu neuem Streich ausholen will. Nach dem Sieg bei Königgraetz forderte König Wilhelm außer Schleswig-Holstein noch Oesterreichisch-Schlesien, einen böhmischen Grenzstrich, Ostfriesland, Thronwechsel in Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau; allmählich wurden die Annexionen von Hannover, Hessen, sächsischer Landstücke, von Ansbach und Bayreuth in die Wunschliste aufgenommen. Die schrumpfte rasch wieder; nicht nur, weil Karolyi jede Hingabe österreichischen Gebietes und jede Schmälerung Sachsens ablehnte, sondern, weil „der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten", die von Oesterreich angebotenen Bedingungen für Preußens Zukunft ausreichend fand. („Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Oesterreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu verhüten, wenn es sich ohne Beeinträchtigung unserer deutschen Politik thun ließ. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres in die feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein Bedürfniß. Wie sich die späteren Kriege um die Behauptung des Gewonnenen gestalten würden, war nicht vorauszusehen; in allen Fällen aber war es von hoher Wichtigkeit, ob die Stimmung, die wir bei unseren Gegnern hinterließen, unversöhnlich, die Wunden, die wir ihnen und ihrem Selbstgefühl geschlagen, unheilbar sein würden. In

dieser Erwägung lag für mich ein politischer Grund, einen triumphirenden Einzug in Wien, nach napoleonischer Art, eher zu verhüten als herbeizuführen. In Lagen, wie unsere damals war, ist es politisch geboten, sich nach einem Siege nicht zu fragen, wie viel man dem Gegner abdrücken kann, sondern nur zu erstreben, was politisches Bedürfniß ist. Die Verstimmung, die mein Verhalten mir in militärischen Kreisen eintrug, habe ich als die Wirkung einer militärischen Ressortpolitik betrachtet, der ich den entscheidenden Einfluß auf die Staatspolitik und deren Zukunft nicht einräumen konnte." Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.) Die schärfsten Mißtrauenszacken aber entschleiert erst der von Koalitionen geführte Krieg. Da wird laut für den Genossen verlangt, was man ihm im Grund gar nicht gönnt, und die Pflicht, lückenlose Eintracht zu heucheln, zwingt Manchen, eine Forderung zu unterschreiben, deren Annahme ihm selbst unbequem wäre. Hundertfünfzig Jahre haben das Bild solchen Mächelns kaum geändert. Viel fordern, um sich vor Verlust zu schützen: noch immer gilts als der Weisheit letzter Schluß. Entschädigungrechte anmelden, die Anmeldung dann unter den Tisch fallen lassen und froh sein, wenn man nicht noch draufzahlen muß: Fritzens Rezept ist nicht veraltet. Damit der Nachbar nicht mit dem Feind äugele, muß er täglich vor Tücke gewarnt, muß seinem Schädel die Gewißheit eingehämmert werden, daß der Mund des Feindes nur Gift athmen kann. 1761: „Oesterreichs Kongreßvorschlag ist ein eitles Schaustück, ein Köder für die Oeffentlichkeit." 1916: „Die verbündeten Regirungen von Belgien, Frankreich, Großbritanien, Italien, Japan, Montenegro, Portugal, Rumänien, Rußland und Serbien, die in fester Gemeinschaft die Völkerfreiheit vertheidigen und der Pflicht, niemals einzeln die Waffen niederzulegen, treu bleiben, haben beschlossen, gemeinsam auf die angeblichen Friedensvorschläge zu antworten, die ihnen durch die Vermittelung der Vereinigten Staaten, Spaniens, der Schweiz und Hollands aus den feindlichen Ländern überbracht worden sind. Vor jeder Antwort aber müssen sie laut die zwei Hauptangaben der Note abweisen, die ihnen die Verantwortlichkeit für den Krieg aufbürdet und den Sieg der Centralmächte behauptet. Die Verbündeten müssen eine zwiefach falsche Angabe abwehren, die genügt, um jeden Unterhandlungversuch unfruchtbar zu machen.

Die verbündeten Nationen haben alles Mögliche zur Verhütung des Krieges gethan, den sie seit dreißig Monaten nun ertragen. Ihr Handeln hat bewiesen, wie sie den Frieden lieben. Die Liebe ist in ihnen heute noch eben so stark wie 1914; auf das Wort Deutschlands aber, das seiner Pflicht gefehlt und den Frieden gebrochen hat, kann er nicht gegründet werden. Der Vorschlag, Verhandlungen anzufangen, ist, wenn ihm nicht Bedingungen angefügt sind, kein Friedensangebot. Der unklare, inhaltlose Vorschlag, den die Kaiserliche Regirung in Umlauf gesetzt hat, ist einem Kriegsmanöver ähnlicher als einem Friedensangebot." Der Geist dieser Sätze aus der Note, die Ministerpräsident Briand am dreißigsten Dezember 1916 Herrn Sharp, dem Botschafter der Vereinigten Staaten, übergab, blickt uns aus eben so alten, trüben Augen an wie Fritzens mürrischste Denkschrift. Und in hundert Artikeln war seit dem Geburtstag des deutschen Wunsches vor dem „schiefen Manöver", dem „Schwindel", der „Falle" gewarnt worden. „Wenn Deutschland, um seinen letzten Trumpf auszuspielen, neuer Verbrechen bedarf, wird es dazu bereit sein und, unter Berufung auf den Vorschlag von gestern, zu seinen Opfern sagen: Ihr habts gewollt! Wir sind gewarnt; Jeder sieht die Falle." (Le Temps.)

Geschichte und Erlebniß mahnen, das mythologische Gerede von Schuld und Sühne, Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge nicht gar so feierlich zu nehmen; nicht viel ernster als den ersten Preis, den in einem Bazar des Erdostens der Händler für schönes Geräth fordert. „Hundert Pfund Sterling." Der Kauflustige fragt, ob er in eine Räuberhöhle oder in ein Irrenhaus gerathen sei, nennt den Teppich, die Ampel, das Kaffeegeschirr, wornach ihn lüstet, einen plumpen, schadhaften, mit fünf Pfund thurmhoch überzahlten Quark und fährt dem Schatzhüter, der den Einkaufspreis, den winzigen Nutzen nachweisen will, derb übers Maul. „Kein Wort mehr! Nach diesem unverschämt kindischen Prellversuch kann von Geschäft zwischen uns nie wieder die Rede sein." Flüche, Gelächter, Schluchzen, eisiger Hohn und väterliche Rüge, schriller Streit und huldvolle Versöhnung: das Geschäft wird. Manchmal erst nach Tagen, heftigen Auftritten, falschen und richtigen Abgängen; doch es wird. Sind Kaufmann und Kunde erst so weit, daß sie, bei Mokka und Cigaretten, einander Gauner und Filz, Erzschelm und Preisdrücker schimpfen, dann ists halb schon in

Ordnung. Daß nach dreißig Monaten unerschauten, unerträumten Krieges die ersten Schriftstücke über die Möglichkeit eines Friedensschlusses die Gemüthsfarbe sanfter Entsagung zeigen würden, konnte nur ein argloses Kinderherz wähnen. Und sollte das Gespräch der Blutenden, Keuchenden entgiftet werden, dann mußte der Vorschlag frei im Denkraum stehen, nicht zwischen Anklage und Siegesverkündung. Wenn eine Industriegesellschaft ersten Ranges sich eine nicht schwächere Gruppe versöhnen will, wird sie nicht rufen: „Ihr wolltet uns die Kehle zudrücken und seid dafür bestraft worden; da wir aber vornehme Leute sind und den Markt beherrschen, läßt sich über die Wiederaufnahme des Verkehres immerhin reden. Die Bedingungen könnt Ihr erfahren, wenn Eure Unterhändler unsere aufsuchen.“ Solchem Ruf würde zunächst die Antwort: „Was Ihr in die Welt schreit, ist, Alles, unwahr. Ihr habt uns nicht den Athemraum gegönnt, seid für Habsucht und Machtgier hart bestraft worden, lechzet, weil der Markt Euch entschwindet, nach Versöhnung. Wir aber, deren Gewissen rein, deren Ehrenschild blank, deren Kasse übervoll ist . . .“ Auf Höhen, in Tiefen ists Brauch. Trotzdem bleibt die Versöhnung denkbar.

Auch nach der Note vom zwölften Januar 1917, in der die zehn Mächte Wilsons Frage nach ihren Kriegszielen beantworten? Vor dem Urtheil muß man den englischen oder französischen Wortlaut kennen. Die Uebersetzungen, in denen wichtige Staatsschriften uns vorgelegt werden, dürften nicht in so trauriger Weise unzulänglich sein; müßten, in durchsichtigem und sprechbaren Deutsch, den Sinn bis ins Kleinste, den Ton bis in die leiseste Schwingung wiedergeben. Der beste Stilist des Auswärtigen Amtes wäre dazu gut genug; einer, der beider Sprachen Meister ist. Jetzt muß man jedesmal warten, bis eine feindliche oder neutrale Zeitung den Urwortlaut bringt; und die Kriegspost eilt im Trab lahmer Elephanten. Doch zwei Thatsachen heben sich sofort über jeden Zweifel. Erste: In das Joch der hier angedeuteten Bedingungen könnten nur zerschlagene Völker sich beugen. Zweite: Die Note ist nur leidliche Handwerkerarbeit. (Das hätte, in Ton, Logik, Satzbau, Lord Grey, wie die Erinnerung an seine Note über die Schwarzen Listen lehrt, ganz anders gemacht. Auch sonst wäre ein mit ihm über Friedensmöglichkeit begonnenes Gespräch ersprießlicher geworden. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, daß dieses Schaufenster-

stück aus dem feinen Kopf Balfours kommt. Erst das Original, nicht unser Satzgeklump, kann den Verfasser ahnen lehren.) Die zweite Thatsache ist fest in die erste verhakt. Der Schreiber der Note mußte begründen, daß er dem Vierbund, dessen Vorsprung unbestritten ist, die Bedingungen völlig besiegter Staaten vorschreiben dürfe. Das hat er gar nicht versucht. „Helenen, mit verrückten Sinnen, Helenen will er sich gewinnen und weiß nicht, wie und wo beginnen; asklepischer Kur vor Anderen werth.“ Die Manto aus Goethes Klassischer Walpurgisnacht könnte antworten: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt! Tritt ein, Verwegener, sollst Dich freuen! Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.“ Mußte uns aber in irdische Klarheit führen. Ob man sich am Geländer des Tones hineinfühlen kann, ist nicht aus einer „Uebersetzung“ zu schließen, der ich als ein schreckendes Beispiel (eins von vielen) den wüsten Satz entnehme: „Im Allgemeinen legen die alliirten Regirungen Gewicht darauf, zu erklären, daß sie den hohen Gesinnungen, von denen die amerikanische Note beseelt ist, den Zoll ihrer Anerkennung darbringen, daß sie sich mit all ihren Wünschen dem Plan der Schaffung einer Liga der Nationen anschließen, welche Frieden und Gerechtigkeit in der Welt sichern soll, und sie erkennen alle Vortheile, welche die Einrichtung internationaler Bestimmungen zur Hintanhaltung gewaltsamer Konflikte zwischen den Nationen für die Sache der Menschheit und der Civilisation bringen wird, Bestimmungen, welche die erforderlichen Maßnahmen in sich schließen müssen, um die Ausführung zu gewährleisten und so zu verhindern, daß die anscheinende Sicherheit nicht dazu diene, neue Angriffe zu erleichtern.“ Das ähnelt kaum noch irgendeiner lebenden Sprache. Und auf so speckige, wurmige Nothplanken ist ein haltbares Urtheilsgerüst nicht zu stützen. Für heute also nur nüchterne Prüfung des Inhaltes. Die Zehn glauben, für Menschheitrecht und Völkerfreiheit zu fechten, an dem Kriegsausbruch durchaus unschuldig zu sein, und wehren mit freundschaftlicher Offenheit deshalb den Versuch ab, sie auf eine Stufe mit ihren Feinden zu stellen. Denen werfen sie Bruch der Neutralitätverträge und ehrwürdiger Sittlichkeit, Armeniermorde und Syrerschinderei, Luftangriffe auf offene Städte und Versenkungen schutzlos unter neutraler Flagge fahrender Handelsschiffe, Rechtsbeugung und Gräuel aller Art vor. Der Rechtsbruch soll gesühnt, für Verlust Ersatz gewährt, die Selb-

ständigkeit der Stämme und Kleinstaaten anerkannt und die Wiederkehr so grausen Ereignisses durch internationale Wehreinrichtung gehindert werden: sonst ist Friede nicht möglich. Wer bis an diese Stelle gelangt ist, hält, trotz der streitigen Vorgeschichte des Krieges, rasche Verständigung nicht für unvorstellbar.

Dann dunkelt der Himmel; die Einzelforderungen marschiren auf. Der erste Eindruck, der tiefste: England begehrt für sich nichts; nach Opfern, auf deren Firnhöhe Pitt selbst die Landsleute nicht zu rufen gewagt hätte, verzichtet es, schweigend, ohne Gestus, auf jeden greifbaren Gewinn. Nach der Annahme des in der Note umrissenen Friedensprogrammes wäre, freilich, Großbritanien sehr stark, zu den westlichen Festlandsmächten ungefähr in dem selben Verhältniß wie in Amerika die Vereinigten Staaten zu den Lateinerrepubliken; doch durch Menschenalter blieben die Kriegsfolgen ihm schmerzhaft fühlbar, Japan, dem es in den Großmachtrang half, könnte mit beiden gelben Händen in den Besitz des Schutzherrn von gestern greifen und London wäre als Goldhorthüter und Finanzvorsehung von New York entthront. Dennoch fordert England nicht, wie Mancher früh weissagte, die Auslieferung der deutschen Flotte; und daß es die deutschen Kolonien nicht erwähnt, zeigt die Bereitschaft, darüber zu reden. Das Osmanenreich soll (wie in anderer Zeit Treitschke wollte) in Asien eingegrenzt und Konstantinopel die dritte Hauptstadt Rußlands werden. Kein anderer Entschluß kann Britenhirnen so schwer geworden sein wie dieser; daß sie ihn faßten und verkündeten, ist aus dem wohlmeinenden Kinderschwatz über ein märchenhaftes „Mitteleuropa“ zu erklären, das von Emden sich bis nach Bagdad strecken und England zwingen würde, um jeden Preis Rußland (und danach die Vereinigten Staaten) in ein Dauerbündniß zu verpflichten. Meint ein Staat oder eine Gruppe, solches Wunder wirken zu können, so mögen sie den Bau still beginnen und vor dem Richtfest kein Prahlwörtchen laut werden lassen. Wer an jede Mauer die Anzeige klebt, er balle die Kraft, die alle nicht zum Klüngel Gehörigen in Staub ducken werde, darf nicht staunen, wenn wider solchen Versuch neue Bündelung entsteht, die ohne ängstliches Zaudern nach jedem Hilfe verheißenden Mittel greift. Ein Briten, Russen, Romanen feindliches Deutschland militärische, politische, wirthschaftliche Vormacht und Allverwalterin zwischen Nordsee und Persergolf: lieber, denkt der Bedrohte, sehe

ich den Weißen Zaren an der Marmara thronen. Um auf dem Landweg nach dieser Utopia (von der fürs Erste kaum mehr als der Zins einer mageren preußischen Industrieprovinz zu ernten wäre, deren Zukunftmöglichkeit aber den von deutscher Zauberkunst Geblendeten schreckt) jedes ersinnliche Hinderniß vor den Machtwillen des Feindes zu häufen, versprechen die Zehn den Balkanstaaten und den ins Habsburgerreich eingesplitterten Volkstheilen Paradieseswonne. „Czechen, Italer, Rumänen, Südslawen sollen von der Fremdherrschaft frei werden.“ Der Satz weist wohl nicht in Gebietstrennung, sondern nur in Garwins homerule all round, in das auch Iren und Schotten zugesagte Recht freier Selbstverwaltung. Solche Völkerbundspläne wären in Oesterreich nicht neu (Bismarck hat Aehnliches empfohlen), in Ungarn nicht unausführbar. Deutschland würde fritzisch vernünftig handeln, wenn es seine Fremdvölker auf ihre Fasson selig werden ließe. Eines Friedenspaktes, der auch Russen und Briten in so weise Duldsamkeit verpflichtet, dürften wir uns freuen. Und das Königreich Belgien, das der vlamischen Mehrheit eben so viel Recht und Selbständigkeit gewährte wie der wallonischen Minderheit, böte dem deutschen Nachbar die einzige „reale Garantie“, die ihn vor Ueberraschung und listigem Trug zu schützen vermag. Nur dummes Greisenvorurtheil kann uns die Achtung der Nationalität und des dem kleinsten Staat eingeborenen Lebensrechtes verleiden. „Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit: das Recht, ohne Einmischung und lastenden Machtdruck Fremder nach dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die tief und fest begründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Jedes Volk ist, als Rechtsbesitzer und vor dem Rechtsstuhl, jedem anderen aus der Völkergesellschaft gleich.“ Scheuen Europäer die Grundsätze, die das amerikanische Institut für internationales Recht vor einem Jahr verkündet hat? Die unsinnige Forderung, daß nur Menschen gleichen Stammes, sie aber unter allen Umständen einen Staat bilden sollen, traue ich dem Rath der Zehn nicht zu; er müßte sonst zuerst das Vereinigte Königreich und das Heilige Rußland auflösen, Sohle und Absatz vom Apenninstiefel reißen und die Deutschen aus zwei Kaiserreichen in einen Staatsbau laden. Ueber das allgemein Grundsätzliche seiner Note wäre Verständigung denkbar. Freiheit und Gerechtigkeit, Civilisation und Frieden werden die aus dem Feld Entlassenen,

sammt ihren Sippen, überall erstreben; gewiß auch festere Einschränkung des Militarismus. Grob kränkende Worte verhallen rasch; was haben Fritz und Bismarck den Oesterreichern, was Bayern, Preußen, Sachsen einander gesagt! Ernsteres Hemmniß ist die Gebietsforderung (wenn sie auch, wie drüben mit Recht betont wird, neben der winzig scheint, die Belgien, Nordfrankreich, Briey und Belfort, Polen, Litauen, Wolhynien, Kurland, zwei Serbenreiche, Stücke der Dobrudscha und Walachei, am Ende gar Venetien und Egypten erraffen will). „Provinzen und Gebiete, die den Verbündeten früher gewaltsam oder gegen den Willen ihrer Bewohner entrissen wurden, sind zurückzugeben“: das Zwischensätzchen zielt auf Elsaß-Lothringen. (Auf Preußens Ostmarken nur, um das Auge zu erinnern, daß der Polenstreit noch lange nicht in letzter Instanz schwebt.) Ich habe triftigen Grund, zu glauben, daß der Versuch schleuniger Friedensstiftung an den Mauern von Straßburg und Metz nicht zerschellen würde; daß neun Zehntel aller Franzosen sich nicht in die Lebensgefahr deutschen Rächerdranges sehnen, sondern gern sich mit einem edlen Gestus Deutschlands, mit der Gewißheit würdig friedlicher Nachbarschaft und mit dem heldisch erkämpften Recht auf das Wort begnügen würden: „Wir sind nicht mehr die Besiegten von 1870.“ Doch wem frommt in so ungeheuren Händeln einsamer Glaube? Er wäre erprobt worden, wenn die Häupter des Vierbundes offen ausgesprochen hätten, unter welchen vernünftigen Bedingungen sie den Krieg enden und fortan ihr Verhältniß zu anderer Menschheit einrichten wollen. Die Redlichkeit ihres Wollens wird vom Feind schroff geleugnet. Der Zweck des deutschen Friedensvorschlages, stand in der Dezembernote, „ist, von neuen Verbrechen sich im Voraus zu entschuldigen: von Unterseekrieg, Neutralitätbruch, Verschleppung, Versklavung, Einreihung schutzloser Menschen in ein Heer, das ihr eigenes Vaterland bekämpft.“ Jetzt fletschen unerfüllbare Wünsche die Zähne. Und die Wüthenden kommen nicht so leicht in Ruhe zurück wie in dem Bazar, wo der Handel um einen Teppich oder eine Ampel ging. In Gespensterharnisch hockt unter dem Schädeldach der Wahn von Ehre, die ohne schmetternden Sieg in Sack mach ersticken müßte. „Weh dem Lauen, der von Verständigung noch zu reden wagt!“ Fritz von Preußen that, was so Laue nur malen; und schloß einen Frieden, den Urenkel als ein Werk muthiger Staatsweisheit preisen.

Die dritte Phase des Zionismus.

„Schon die dritte Phase? In kaum zwanzig Jahren, die der Zionismus besteht? Das geht ein Bischen schnell, nicht?“

Ich kann nur sagen, daß es trotzdem so ist. Und sogar ganz natürlicher Weise so gekommen ist. Ja, daß ich es für sehr schlimm halten würde, wenn der westjüdische Zionismus seine drei Phasen nicht so eilig durchmessen hätte. Der westjüdische Zionismus, sagte ich. Denn der Zionismus im Osten hat eine längere, ruhigere Entwickelung hinter sich. Und der Zionismus des jüdischen Volkes überhaupt, im Westen durch die Emanzipation für kurze Zeit unterbrochen, die nicht organisirte Zion-Liebe, mehr gefühlt als durchdacht, beginnt mit dem frühestmöglichen Datum: mit der Zerstörung Jerusalems.

Die reißend schnelle Entwickelung und innere Veränderung der zionistischen Idee in den letzten zwanzig Jahren halte ich also für ein ganz gewaltiges Glück. Meine Ansicht kann freilich nur auf recht umständliche Art begründet werden. Der ganze folgende Versuch dient diesem Zweck. Schon hier sei aber bemerkt, daß die Thatsache der sich überstürzenden und komplizirten Entwickelung des Zion-Gedankens allerdings einen großen Nachtheil hat: für die Gegner und Kritiker dieser Idee. Es ist ja in der That höchst ärgerlich, wenn man die Sache, die Einem aus irgendeinem Grunde unsympathisch ist, nicht glatt packen kann und nun am Ende Das, was man mit einem Handstreich zu „vernichten“ unternahm, gründlich und unter nicht unbeträchtlichen Anstrengungen studiren soll. Als ob man nicht übergenug geleistet hätte, wenn man eine Brochure liest, zwei zionistische Versammlungen anhört und drei Parteizeitschriften durchblättert! Und nun gar noch dicke Bücher, Protokole, Statistiken, ganze philosophische Systeme! Und Eins widerspricht dem Anderen, Alles ist überholt! Wer soll sich in diesem Chaos auskennen! Ja, ich gebe zu, es ist nicht ganz leicht, sich ein Urtheil über den Zionismus zu bilden. Die Literatur der Bewegung ist eben so reich und mannichfach wie ihre Praxis. Von Tag zu Tag verbreitert sich die Basis, auf der wir stehen. Man zieht aus, um den Zionismus zu suchen, und findet das Judenthum, den sozialen Aktivismus und Aehnliches: so wie mir mag es Manchem ergangen sein. Bei mir hat es nahezu siebenjähriger Vorbereitung (davon viele Monate fast ausschließlich zionistischer Thätigkeit) bedurft, ehe ich wage, mit diesem ersten zusammenfassenden Versuch über den Zionismus vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Zwei neue Bücher ermuthigen mich hierzu, weil beide, den ganzen historischen Verlauf des westlichen Zionismus mit bedeutsamen Antrieben und Glossen begleitend, die klare Einsicht in die innere Umwandlung der Idee zu fördern geeignet sind. Sie seien Allen empfohlen, die sich von dem Ernst der in dieser Bewegung gestaltend auf-

tretenden Kräfte ein getreues Bild machen wollen. „Am Scheideweg“ von Achad Haam (aus dem Hebräischen übersetzt von Torczyner) und Martin Bubers „Jüdische Bewegung“. Beide Bücher erschienen im Jüdischen Verlag in Berlin. Wie sie neben der offiziellen Partei entstanden sind, so will auch meine Darstellung als durchaus private Meinung eines Einzelnen über die Partei genommen sein.

Ein Ausspruch Herzls, scharf und rund herausgestanzt wie so viele seiner Worte: „Der Zionismus ist das jüdische Volk unterwegs.“ Unterwegs. Das heißt: dynamisch gesehen, nicht statisch. Die Kräfte des jüdischen Volkes von ihrer Erweckung an, sich fortwälzend, bis zu ihrer vollständigen Neubefestigung in der Heimath der Väter. So dachte es Herzl. Während aber der Zionismus diesen äußeren Weg von der Diaspora nach Zion angetreten hat (vorläufig nur: angetreten), haben die Zionisten zu gleicher Zeit einen mindestens eben so bedeutsamen inneren Weg bereits zurückgelegt: den Weg vom Schreibtisch zur That, aus den Studirstuben in die Wirklichkeit. Dieser innere Weg ist es, den die drei Phasen des Zionismus bezeichnen. Auch in diesem Sinne gilt: Der Zionismus ist das jüdische Volk unterwegs.

Der Weg vom Entschluß zur That. Der Begriff der That verändert sich hierbei, indem er immer substanzieller, handgreiflicher, eingreifender, realer wird. Was zuerst als That galt, erscheint im Rückblick dem verfeinerten Sinn als bloße Agitation für eine That, als Stückchen Papier, als Gerede, als bloßes Zuschauen und Applaudiren, als Wort, ja, als Phrase. Wenn dieser verfeinerte Thatensinn zugleich vernünftig ist, wird er allerdings anerkennen, daß die vorangegangenen Stadien zur Herbeiführung des gegenwärtigen nothwendig waren. Mehr noch: daß seine That vielleicht auch nur eine Tapetenwand vor dem eigentlichen metaphysisch-wahrhaftigen Thun ist.

Das jüdische Volk nun hatte es auf seinem Weg vom Denken zum Thun besonders schwer. Zionismus ist die aktive Einstellung des jüdischen Volkes als eines sein Schicksal selbstbestimmenden Faktors in die Weltgeschichte. Da wir nun seit nahezu zweitausend Jahren nur ein passives Element im Völkergeschehen waren, spricht es immerhin für eine gewisse Begabung, daß wir nach so langem Schlaf nicht länger als etwa zwanzig Jahre vom ersten Aufdämmern der Aktivirungidee bis zu ihrer vollständigen Erfassung gebraucht haben. Daß bei dieser beispiellosen Aufrüttelung die Gedanken manchmal etwas wirr durch und gegen einander liefen, daß noch heute der ganze Schauplatz der Herzen ein ziemlich komplizirtes Bild bietet und nicht so bald geordnet sein wird: darüber wird nur staunen, wer statt des Willens zur Erfassung historischer Prozesse ein Schema im Kopf hat.

Die erste Phase rechnet man vom Auftreten Theodor Herzls (Erscheinen des „Judenstaats“, 1896) bis 1908. Es ist der politische Zionismus, charakterisirt durch den Aufruf zur Selbstbesinnung, durch organisatorische und diplomatische Arbeit. Herzl verwarf jede kolonisatorische Kleinarbeit in Palästina vor Erlangung des „Charters“,

einer öffentlich-rechtlichen Garantie für die neue Stellung. Die zweite Epoche (1908 bis in die jüngste Zeit) läßt neben politische Bemühungen die „Gegenwartarbeit", praktische Kleinkolonisation in Palästina, treten. Die dritte Phase, die meiner Ansicht nach in unseren Tagen beginnt, stellt neben die älteren Ideale die Forderung rascher sozialer und kultureller Volksarbeit im Galuth (Diaspora, Zerstreuung als Gegensatz von Palästina). Das erwähnte Buch Bubers interessirt nicht zum Wenigsten durch einige Essais, die kühn und klar schon 1901 und 1902 dieses Programm der dritten Phase vorausnehmen.

Der Uebergang von einer Phase zur nächsten bringt jedesmal die selbe Erscheinung: man erkennt, daß man bisher eigentlich nur zuschaut, wie Andere arbeiten, selbst aber nichts Wesentliches gethan hat, und beschließt, Das zu ändern. Zuerst erschrickt man vor den neuen Aufgaben, die sich die ohnehin überlastete Schaar auflädt. Aber mit den neuen Aufgaben erscheinen sofort neue Kräfte, die bisher fern standen. Die Kreise erweitern sich. Jeder Schritt zur That hin ist zugleich ein Schritt zur wahren Totalität der Volksbewegung hin. Immer mehr Seelen werden erfaßt und diese Seelen immer tiefer.

Am Anfang war es Herzl nahezu allein, der arbeitete, wirklich Etwas that. Alle die andern tapferen, opferwilligen Mitbegründer leisteten doch nur vorbereitende Nebendienste, waren mehr oder weniger Chorus. Mußten es sein, dem ganzen Charakter der diplomatischen Thätigkeit gemäß, die in Audienzen bei einigen Herrschern, in Denkschriften, Konferenzen und Aehnlichem gipfelte. Wenn einmal die Tagebücher, die Herzl über sein zionistisches Wirken führte, veröffentlicht sind, wenn die Testamentsvollstrecker seine ungeheure Korrespondenz in Sachen der Partei freigeben, dann erst wird man die Arbeitkraft dieses Mannes nach Gebühr bestaunen. Einstweilen erzählt ein rührend schlichtes und sachliches Buch von Freundeshand, ergreifend zu lesen wie selten eins, die Geschichte dieser ganz einzigartigen Laufbahn: „Das Leben Theodor Herzls" von Adolf Friedemann (Jüdischer Verlag).

Herzl hat in seinem Leben den ganzen Weg vom Schreibtisch zur That gleichsam symbolisch vorausgenommen. Er hatte, aufgerüttelt von den ersten Vorgängen gegen Dreyfus, in Paris den „Judenstaat" geschrieben. Damit hielt er die Sache, so weit sie ihn betraf, für erledigt. Aber die Schrift wirkte. Rückwirkend kam die Welle zu ihm zurück. Poscimur. Man verlangte ihn, den Journalisten, der bis dahin „die Politik verachtet und verabscheut hatte", als Führer. In dem Augenblick, da er den Ruf annahm, entschied sich sein Schicksal. Er gab sich ganz hin, Person, Vermögen und Glück. Er ist nach sieben Jahren unerhörter Aktivität tot zusammengebrochen. Erst vierundvierzig Jahre alt. Sein Herz hielt es nicht länger aus.

Herzls Zionismus entstand als unmittelbare Reaktion auf den Antisemitismus und ist darüber im Wesen nicht hinausgekommen. Die ökonomische und soziale Judenfrage gedachte Herzl durch ein groß-

artig angelegtes „Transportunternehmen“ zu beantworten. Alles Andere war ihm nur Mittel. An jüdische Geisteskultur glaubte er nicht. Er habe einen Fachmann gefragt, ob es Etwas dieser Art gebe, und die Frage sei verneint worden, erklärte er auf dem dritten Kongreß. Und sein „Altneuland“ hat nichts als europäische Sprachen; freilich sehr viel jüdischen Geist, der eben unbewußt die Konzeption beherrscht.

Herzl sah das Problem recht einfach, die Lösung nah. Wer weiß, ob er sich sonst an sie heran gewagt hätte? Gerade der Irrthum (in zwanzig bis dreißig Jahren sollte die Uebersiedlung beendet sein) drängte zur That. Der Vergleich mit Kolumbus, der den Weg nach China auf ein Viertel der wirklichen Entfernung schätzte, drängt sich auf. Beide haben ihr Ziel nicht erreicht, kamen aber statt nach Zipangu immerhin nach Guanahani. „Des Elementaraktiven Trieb, zu handeln, ist so stark, daß er ihn hindert, in reiner Kraft zu erkennen.“ So charakterisirt Buber das Phänomen Herzl.

Alles, was Herzl dachte, schrieb, that, ist durch Einfachheit und großen Zug ausgezeichnet. Das zeigte sein Plan, allen Juden zu helfen, allen Juden sofort zu helfen. Und der aus der Sphäre des wiener Feuilletons hervorgegangene Mann konnte die Wesenheit der echten Juden nur ahnen. Obwohl er mindestens zunächst nichts von seinen vielen Vorläufern, von den schon gethanen Vorarbeiten, überhaupt von der historischen Konstellation seines Eingreifens wußte, ging er ans Werk. Die Heimlichkeiten der Judenfrage verletzten ihn. „Man spricht bekanntlich nicht gern von der Judenfrage,“ sagt er in seinem schönen Essai gegen Leroy-Beaulieu: „man glaubt noch immer, sie durch Schweigen totmachen zu können. Es ist etwas Unheimliches in solcher Verblendung sonst kluger Leute. Es ist, wie wenn Jemand an einem Ort, wo nicht geraucht werden soll, die brennende Tabakpfeife in die Tasche steckt. Er kriegt ein Brandloch in den Rock und wird nachher doch erwischt.“ Die Oeffentlichkeit des Kongresses, die Publizität aller Bestrebungen ist denn auch das Eigenste, was Herzl der Bewegung gab und was ihn von allen Vorgängern unterscheidet. „Es kann sich bei uns nicht um Bündeleien, geheime Interventionen und Schleichwege handeln, sondern nur um eine freimüthige Erörterung unter der beständigen Kontrole der Oeffentlichen Meinung.“

Das demokratische Organisationstatut, das offene Programm von Basel („Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina“), das Parteiblatt „Die Welt“, die Bank: alle Schöpfungen Herzls zeigen die selbe feste Linie. Selbst seine schwierigsten Leistungen, seine ernstesten Schriften scheinen sanft und leicht, sind ohne Pathos und fast elegant. Nie spielerisch, immer spielend einfach und eindeutig, weil innerlich ganz geschlossen, behandelt er sein Thema. Offenbar liebte er, seiner sicheren, ungebrochenen Natur gemäß, die runden Abmachungen. Die heimliche „Infiltration“ jüdischer Einwanderer in Palästina sollte aufhören. Die allgemeine, anerkannte, öffentliche

Masseneinwanderung mußte mit einem Schlag die Idee verwirklichen. Bis dahin sollten die Geldmittel der Partei „thesaurirt“ werden. Kein Pfennig für Landkäufe ohne den Charter. Alle Zionisten hatten bis zu diesem nah erhofften Augenblick keine andere Arbeit zu leisten als die, sich zu organisiren, die Idee weiterzugeben, Geld zu sammeln. Alles oder Nichts: war die Parole.

Das Prinzip wurde verlassen. Seit 1908 (Herzl starb 1904) arbeitet der Jüdische Nationalfonds auf allen Gebieten der palästinischen Kolonisation. Ueber das bis heute Geleistete belehrt am Besten die Schrift „Der jüdische Nationalfonds“ von Adolf Böhm; wissenschaftlich erschöpfend ist das Werk von Dr. Kurt Nawratzki. Genaue Daten auch in Davis Trietschs Palästina-Handbuch.

Die Nothwendigkeit, vom Abwarten des Charters zur Kolonisation überzugehen, ergab sich aus sehr verschiedenartigen Gründen. Den materiellen Grund schuf der Zustand der bereits bestehenden Kolonien. Sie waren ohne Mithilfe des westlichen „politischen“ Zionismus, etwa seit den Pogromen in Rumänien und Rußland (1881), entstanden. Zwanzig unerfahrene Studenten, denen auf der Ueberfahrt nach Jaffa das Geld gestohlen worden war, machten mit jenem unbegreiflichen ostjüdischen Enthusiasmus, der auch bei den Freidenkern aus dem Gluthschacht religiöser Ergriffenheit hervorzusteigen scheint, den Anfang. Was über diese ersten Kolonisten, die „Bilu“, berichtet wird, grenzt ans Wunderbare. Die Gesellschaft „Chovewe Zion“ (Zionsfreunde), später das „Odessaer Komitee“ förderten das Werk. Führer waren Dr. Lippe und Pineles in Rumänien, Lilienblum, Dr. Pinsker, Mohilewer in Rußland, Birnbaum in Wien. Man höhnte diese Männer, weil sie das langsame Tempo der Miniaturkolonisation nicht zu beschleunigten vermochten und schon „erfreut waren, wenn eine neue jüdische Ziege in Palästina meckerte“. Schließlich ging es doch vorwärts. Baron Edmund von Rothschild übernahm die Kosten von sechs Kolonien und ist seither der bedeutendste Förderer der Arbeit geblieben. Ein lehrreiches Beispiel, wie das greifbar Vorhandene, das Geschaffene, die wirklich begonnene That alle erdenklichen Mittel zum Weiterbau magnetisch an sich lockt, während das bloße Wort und der Plan vergeblich nach Finanzirung auslugen. Und so ist es wohl auch in der Logik der Thatsachen begründet, daß die bestehenden Kolonien den vorhandenen, geduldig für die erträumte Zukunft aufgesparten Geldfonds der zionistischen Partei schließlich an sich zogen. Vorher hatte ein Mißverhältniß bestanden: die Kolonien in Palästina warteten auf zionistische Hilfe und die in Europa bereite Hilfe wartete auf Kolonien. Man war denn auch damals unter den palästinischen Siedlern, die mit harter Händearbeit schufen, gegen den rein ideologischen Zionismus drüben schlecht genug gestimmt. Ein allgemein Menschliches trat hier ergreifend in Erscheinung: der Gegensatz zwischen dem idealen Entwurf, der nur Vollkommenes oder nichts will, und der unvollkommenen Wirklichkeit,

die für sich nur das eine, allerdings gewichtige Argument vorbringen kann, daß sie wirklich ist, Gegenwart, Leben. Die Wirklichkeit hat mit ihrer formell weniger, materiell mehr heischenden Forderung gesiegt. Das Palästina-Amt der zionistischen Organisation fing in Jaffa zu arbeiten an; es fand die Kolonien in einem Zustand der „Ueberalterung" und mußte eine „Blutauffrischung" verordnen, wie Dr. Arthur Ruppin, der Leiter der neuen zionistischen Kolonisation, schrieb. So faßte er seine Arbeit im Wesentlichen als „Erziehungsarbeit" auf, zum Zweck der Heranbildung eines geeigneten Nachwuchses für die Landbebauung. Wie die materielle Lage in Palästina zum Einschreiten zwang, so war auch die psychologische Situation des ständigen Abwartens und Hoffens eine Gefahr für die Organisation geworden. Die That in Palästina verjüngte alle Kräfte, auch in der Diaspora, und warb besser, als die schönsten Reden und Bücher vermocht hatten.

Zwei Einwände richten sich immer wieder gegen diese Arbeit: das Geleistete scheine im Verhältniß zu der ungeheuren Aufgabe zwerghaft; und auch das im besten Fall zu Leistende könne niemals das Problem lösen, weil Palästina gar nicht im Stande sei, allen Juden oder auch nur einem beträchtlichen Theil Heimath zu werden. Die Organisation ist als „Pionierarbeit" zu betrachten. In den sechs Jahren ihres Wirkens, also in ganz kurzer Zeit (denn man darf diese Epoche erst von 1908 zu zählen beginnen und natürlich nur bis zum Kriegsausbruch), und mit sehr geringen Aufwendungen hat sie Alles „aus dem Zustand der Erstarrung in einen solchen frisch pulsirenden Lebens überführt". „Das Palästina von heute ist mit dem von 1908 überhaupt nicht mehr zu vergleichen. Damals Stagnation, Auswanderung tüchtiger Kräfte, Muthlosigkeit, heute regsame Arbeit allüberall, Zustrom junger, hoffnungfreudiger Elemente (Arbeiter und Intellektueller, Agronomen, Techniker, Lehrer, Aerzte usw.), soziale Neubildungen, wie die Arbeitergenossenschaften, Ausbreiten der privaten Siedlerthätigkeit, kulturelles Aufblühen. Diese völlige Aenderung der Physiognomie des jüdischen Palästinas ist natürlich nicht nur der Zionistenarbeit zu danken; wohl aber hat ihr sozialer und nationaler Geist befruchtend und befeuernd gewirkt. Deshalb kann gesagt werden, daß diese Arbeit, mag sie quantitativ auch noch nicht allzu groß erscheinen, qualitativ von ungemeinem Werth war."

Gegen die zweite These ist uns ein nichtjüdischer Zeuge erstanden. Professor Ballod weist in der „Europäischen Staats- und Wirthschaftszeitung" nach, daß Palästina zur Aufnahme von sechs Millionen neuer Einwanderer geeignet ist. Diese Ziffer übertrifft die kühnsten Berechnungen der Zionisten.

Gerade in dem bedeutendsten Theoretiker des modernen Judenthums hat Herzl seinen schärfsten Gegner gefunden: in Achad Haam. Ascher Ginzberg (so ist sein bürgerlicher Name; Achad Haam bedeutet „Einer aus dem Volke") kritisirt mit Erbitterung, mit einer manch-

mal sogar recht peinlichen Ironie; seine skeptischen Glossen lassen die Bewegung vom ersten Kongreß an nicht locker, bis er in jüngster Zeit in seinem Essai „Die Bilanz" mit Zufriedenheit findet, daß der Zionismus von den ursprünglichen Formulirungen abgewichen ist und sich mehr und mehr dem „Achad-Haamismus" angepaßt hat.

Thatsächlich hat Achad Haam mit seinen Arbeiten (in klassischem Hebräisch) eine ungeheure Wirkung erzielt. Seine Lehrsätze sind Gemeingut des Volkes geworden und klingen ihm, wie er einmal spöttisch feststellt, sogar in den Argumenten der Gegner entgegen. Er selbst betrachtet sich nicht als Literaten. Er schreibt nur, wenn er keinen anderen Ausweg findet, wenn er das so oft irrende Volk wieder einmal vom rechten Weg abweichen sieht. Der von glühender Liebe zum jüdischen Geist erfüllte Mann war lange vor Herzl Zionist; doch in einem ganz anderen Sinn. Niemals ist der Zionismus so schonunglos „enthüllt" worden wie in den Schriften dieses Nichts-als-Zionisten. Unbestreitbar, daß seine Gegnerschaft, wie selten eine, positiv, wohlthätig auf die Bewegung gewirkt hat. Wie steht es nun mit seiner (nachher von Anderen oft wiederholten) Behauptung, daß der Uebergang des Zionismus in die zweite Phase ein Uebergang zum Achad-Haamismus ist? Ich spüre in dieser Behauptung ein Verkennen der Entwickelung, gebe aber gern zu, daß sich der Zionismus durch einzelne achadhaamistische Elemente glücklich ergänzt hat.

Die zweite Phase hat die erste nicht aufgehoben, sondern setzt das politische und organisatorische Werk Herzls mit größter Bedachtsamkeit fort. Hinzugetreten ist die Kleinkolonisation, weggelassen ward nichts. Achad Haam aber verachtet, wie so viele Ostjuden, alles Organisatorische. „Vielleicht haben viele Leser erwartet," sagte er einmal, „hier auch praktische Rathschläge und Anträge zu finden; in der letzten Zeit hat ja die Arbeitordnung oder die Organisation für Zionisten besondere Wichtigkeit erlangt. Nach meiner Ansicht ist Das aber nicht die Hauptsache. Ist der Gedanke selbst einmal genügend klar und zur bewußten inneren Erkenntniß geworden, so ist er der sicherste Organisator und schafft sich immer die ihm nöthigen Organe in zweckentsprechender Form." Automatisch? Von selbst? So möchte ich fragen.

Zwei Einwände wiederholt Achad Haam immer wieder gegen Herzl. Der bietet ihm zu wenig an jüdischer Kultur, an echtem Geist des Judenthums und zu viel an Versprechungen. Nach Achad Haam kann Palästina nie eine „Heimstätte" für das ganze jüdische Volk werden, sondern nur eine „Heilstätte" für den jüdischen Geist. Und auch Dies nicht sofort. Der in den Gedankengängen von Spencers Evolutionlehre Erzogene sieht eine langsame Entwickelung voraus. Palästina wird die „kulturelle Judennoth" aufheben, glaubt Achad Haam, niemals aber die ökonomische und soziale Noth der Massen. Diese kann niemals aufgehoben werden; wenigstens zeigt Achad Haam kein Mittel dazu. Das interessirt ihn auch nicht besonders. Ihm genügt vielleicht das Prophetenwort: Ein Rest wird sich bekehren. So tritt

er als Geistesaristokrat dem demokratischen, die allgemeine Lösung wollenden Zionismus Herzls entgegen, den er für utopisch hält. Er steht als nüchterner Realpolitiker vor dem „Träumer" Herzl. Merkwürdig ist dabei, daß der „Realpolitiker" gerade für das Postulat des reinen Geistes, der nur geistigen Erlösung aus „innerer Knechtschaft", eintritt, während der „Phantast" Herzl vornehmlich an die materielle, volkhafte Seite des Problems denkt. Ein schönes Wort Herzls zu dem Vorwurf des Phantastischen sei hier eingefügt: „Ja, nur das Phantastische ergreift die Menschen. Und wer damit nichts anzufangen weiß, mag ein vortrefflicher, braver und nüchterner Mann sein und selbst ein Wohlthäter im großen Stil. Führen wird er die Menschen nicht und es wird keine Spur von ihm bleiben." In diesem Sinn sind freilich Beide, Herzl wie Achad Haam, Phantasten und heben sich in erfreulichster Weise von Dem ab, was man heute Realpolitik nennt.

Achad Haam findet auch noch ein logisches Band zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig Herzls; womit er ihn ganz widerlegt zu haben glaubt. „Da nun der politische Zionismus selbst empfindet, daß er nicht im Stande ist, dem Volk die sittliche Kraft, der es in seinen Leiden bedarf, zu verleihen, daß daher das Volk immer mehr die Geduld verliert und sich nicht mit Versprechungen für eine ferne Zukunft trösten lassen will, darum stellt er sich als eine nah bevorstehende Lösung hin. Wäre Dem in der That so, könnte der ‚Judenstaat' (Anmerkung: irreführender Terminus. Der Zionismus erstrebte nie mehr als eine zusammenhängende jüdische Siedlung im Rahmen des türkischen Staates, der den Juden seit Jahrhunderten wohlgesinnt ist) in naher Zukunft gegründet werden und das ganze Volk der Diaspora in sich aufnehmen, dann könnten wir für eine Weile diese ideale Frage von der Tagesordnung absetzen."

Die „ideale Frage" ist für Achad Haam immer nur die „Neubelebung der Herzen", die Wiederaufrichtung einer eigenthümlichen jüdischen Geisteskultur, zum Heil des jüdischen Volkes und damit mittelbar der ganzen Menschheit. Daß er und seine Schule, zu der in dieser einen Hinsicht auch Buber zählt, mit unermüdlicher Energie und vorbildlicher Unerschrockenheit, trotz zahllosen Angriffen, immer aufs Neue diese „Kulturfrage" in den Vordergrund gestellt haben, obwohl Das Herzl oft sehr unbequem wurde (denn es rollt die Frage der Religion wie auch neuerdings den Streit zwischen dem Hebräischen und Jiddischen auf, lenkt jedenfalls von der „Transportunternehmung" ab): Das ist und bleibt Achad Haams dauerndes Verdienst.

Mit dem „Zuwenig an jüdischer Kultur" hat er manchmal gegen Herzl Recht gehabt. Wie steht es aber mit dem „Zuviel"? Verliert der Zionismus nicht allen Grund und Boden, wenn er auf die in absehbarer Zeit erreichbare ökonomische Erlösung der jüdischen Massen verzichtet und nicht mehr schaffen kann als das vielberufene „geistige nationale Centrum in Palästina"? Hier ist der springende Punkt.

Gerade diese Entwickelung soll ja nach Achad Haams „Bilanz"

die palästinische Kleinkolonisation gezeitigt haben. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hat Achad Haam den zionistischen Kongressen beigewohnt, kein Wort entgeht ihm, immer wieder ist er, von Liebe zur Sache erfüllt, nach Palästina gereist, um die Erfolge, die ihm selbst am Meisten am Herzen liegen, zu prüfen. Er sieht Erfolge. Aber seiner Ansicht nach weisen sie nicht auf das universelle Massenziel hin, nicht auf die „weiten Horizonte", die er so zu verspotten weiß; sondern Alles, was geleistet wurde, zielt eigentlich insgeheim auf die Schaffung eines kulturellen Mittelpunktes. Ein Mittelpunkt, dessen „Peripherie" jedoch weiterhin, weil es das beklagenswerthe Schicksal des jüdischen Volkes so will, unabänderlich im Galuth sich hinziehen wird, durch Massenpauperisirung, Schwitzarbeit, Entrechtung und Verfall hin. In Palästina jedoch wird sich inzwischen „eine echte Miniatur des jüdischen Volkes, wie es sein sollte", gebildet haben. „Und jeder Jude in der Zerstreuung betrachtet es als ein Glück, wenigstens einmal in seinem Leben das ‚Centrum des Judenthums' zu sehen, und wenn er in seine Heimath zurückkehrt, sagt er zu seinen Freunden: Wenn Ihr den echten Typus eines Juden in seiner urwüchsigen Gestalt sehen wollt, sei es ein Rabbiner, Gelehrter oder Schriftsteller, sei es ein Bauer, Handwerker oder Händler, dann gehet nach Palästina und Ihr werdet ihn zu sehen bekommen."

Eine Reinigung des jüdischen Geistes also. Mittel hierzu sieht Achad Haam in dem großen hebräischen Schulwerk, das die zionistische Organisation (neben ihrem Agrarwerk) im Lande geschaffen hat. Noch ist zu wenig bekannt, daß Hebräisch eine durchaus lebende Sprache ist; unter den lebenden vielleicht die ehrwürdigste, weil sie die längste kontinuirliche Literatur besitzt. Hebräisch ist in Palästina das erste Wort der Kinder, ist die Sprache bei Spiel, Unterricht, auf der Gasse, bei Landarbeit, Politik; ist natürliche Muttersprache. Noch Herzl glaubte, daß Niemand in hebräischer Sprache ein Eisenbahnbillet verlangen könne. Heute erscheint in Warschau eine hebräische Tageszeitung neben den vielen jiddischen; die neuhebräische Publizistik, Philosophie, Literatur in Palästina, Polen und Amerika ist kaum zu überblicken. Im hebräischen Gymnasium in Jaffa wird Algebra, Zoologie, Goethes „Iphigenie" hebräisch vorgetragen. Eine hebräische Hochschule in Jerusalem ist geplant.

So wichtig diese Entwickelung ist, in der dem jüdischen Geist endlich ein auf die eigene Kraft angewiesenes, von ihrem vielbehaupteten „Schmarotzerthum" abgesondertes Feld geboten wird: von der Warte Herzls und seines Zionismus aus gesehen, wäre diese rein spirituelle Erlösung ohne wirthschaftliche Befreiung ein karges Resultat. Und die vielerlei Angriffe, daß der Zionismus die ökonomische, damit aber auch die sozial-ethische Judenfrage nicht beantworten könne, wären berechtigt. In diesen Angriffen vereinen sich bekanntlich die Assimilanten mit den jüdisch-nationalen Autonomisten in Rußland (Dubnow), den „Alljuden" (Birnbaum, Kaufmann), den jüdischen Sozialdemokraten,

„Bundisten" und Anderen. Ein komplexes Zusammenspiel von Parteiungen, die mit Achad Haam in der These, daß der Zionismus nur ein geistiges Centrum schaffen kann, übereinstimmen. Gehen sie dann weiter und erklären, daß „geistige Erlösung" gegenüber der maßlosen moralischen und materiellen Noth der jüdischen Massen eben nichts sei, dann haben sie auf diese Art den ganzen Zionismus „erledigt".

Achad Haam läßt freilich die wirthschaftlichen Fortschritte in Palästina nicht außer Acht; ja, er verwahrt sich heftig gegen den Einwurf, daß sein „geistiges Centrum" darin bestehe: „zehn Batlonim (Müßiggänger) anzusiedeln, die sich dort mit geistigem Nationalismus befassen sollen". Aber nach seiner Ansicht hat „die ganze materielle Ansiedelung, ganz gleichgiltig, ob ihre Begründer selbst sich Dessen bewußt sind oder nicht, nur den Zweck, eine Unterlage für das geistige nationale Centrum zu bilden, das im Lande unserer Väter geschaffen werden muß durch das innerliche Bedürfniß, das im Geist unseres Volkes lebt und energisch seine Befriedigung fordert, während die materielle Noth unseres Volkes auch nach der Gründung der sicheren Heimstätte nicht schwinden wird, weil es unmöglich ist, auf natürliche Weise, durch Uebersiedelung in die Heimstätte, die Zahl der Juden in jenen Ländern zu vermindern, in denen jetzt ihr größter Theil lebt und wo das natürliche Wachsthum sie alljährlich um viele Zehntausende vermehrt." An dieser Stelle muß ich nun meine Behauptung aufstellen: Herzl, der nichts oder wenig vom jüdischen Geist wußte, bethätigt ihn mehr als Achad Haam, der von ihm so viel weiß.

Als ein Hauptmerkmal des jüdischen Geistes führt Achad Haam selbst (in dem prachtvollen Essai „Die Schwankenden", gegen die christelnden Juden gerichtet, die in den Evangelien die „Krönung" des Alten Testamentes sehen) die über „jede begrenzte, sinnlich faßbare Gestalt" hinausreichende Intention des Judenthums an, die Neigung zur Totalität der Volksgemeinschaft und, am Ende der Zeiten, der ganzen Menschheit (Jesaja und Andere).

Wenn Herzl in seinem von Achad Haam allzu übel zerzausten Roman „Altneuland" an der Stirnwand des wiedererbauten Salomonischen Tempels, in dem der Friedenskongreß aller Nationen tagt, die Worte liest „Nil humani a me alienum puto", wenn sein Held nach Lösung der Judenfrage keine andere Sehnsucht kennt als die Lösung der Negerfrage (gerade diese von Achad Haam verlachte Stelle hat mich stets am Meisten ergriffen): dann ist Herzl in seinem Universalismus jüdischer als der jüdisch gelehrte, in allen Segnungen der Tradition aufgewachsene Achad Haam, der sogar bei seinem eigenen Volk mit einer matten, rein spirituellen Lösung sein Genügen findet.

Der Zionismus darf meiner festen Ueberzeugung nach niemals seine Richtung aufs Ganze aufgeben. Deshalb sind auch die Siedelungen in Palästina nur als Theile einer weitausgreifenden sozialen Bewegung gedacht. Die Idee der Bodenreform, die dem Nationalfonds als Ganzem und insbesondere in der Verbindung mit Oppen-

heimers Genossenschaftstheorie der Arbeiterfarm „Merchawja" zu Grunde liegt, will nicht nur als Basis einer jüdischen Sprachkultur im Sinn des Hebraismus, sondern auch als Basis einer in sich selbst werthvollen jüdisch-ethischen materiellen Entwickelung betrachtet sein. Es genügt nicht, den jüdischen Geist in Palästina zu Höchstleistungen zu führen; auch die jüdische Wirthschaft, das ganze jüdische Leben dort muß, abgesehen davon, daß es natürlich auch Unterbau des Geistigen ist, seine eigenen, in der besonderen jüdischen Lebensgestaltung fundirten sozialen Ideale aufstellen und erfüllen. Diese Totalität, die wir als Herzls bestes Erbe in die zweite Phase hinübergenommen haben, übersieht Achad Haam, von dem Bilde der provisorischen Kleinkolonisation befangen, vollständig.

Ferner muß der Zionismus die Erlösung aller Juden bleiben, darf nicht die heute noch kleine Palästinagruppe allein umfassen. Von Achad Haam haben wir die Bedeutung des „jüdischen Geistes" gelernt. Es giebt aber zwei Arten der Geistespflege. Archaismus ist es, alte Geistesprodukte anzuhäufen. Renaissance, den alten Geist zu leben, nachdem man ihn kennen gelernt hat. Der letztere Nebensatz wird von den westlichen Renaissancejuden leider eben so oft vernachlässigt wie das Leben von den östlichen Archaismusjuden.

Die neue Monatsschrift „Der Jude", die Martin Buber im Verlag Löwit herausgiebt, scheint mir der bedeutsame Sammelpunkt für Das zu werden, was ich als dritte Phase des Zionismus bezeichnet habe.

Herzl wollte durch die Uebersiedelung eines großen Theils des jüdischen Volkes das soziale und ökonomische Judenproblem, damit auch das Problem des Antisemitismus lösen. Diese vollständige Uebersiedelung dachte er sich nah bevorstehend.

Der Unterschied zwischen der ersten Phase des Zionismus und der zweiten (Kleinkolonisation) ist dem zwischen ursprünglichem Marxismus und Revisionismus vergleichbar. Die nahgeglaubte Umwälzung bleibt aus, man beginnt daher, sich in der Gegenwart irgendwie einzurichten.

Zweifel an der universellen Erlösungmission des Zionismus entstehen. Vielleicht ist er wirklich nur zur Einrichtung eines „geistigen nationalen Centrums" in Palästina kräftig genug, wie Achad Haam es vorhersah? Und was wird aus den jüdischen Massen?

Darauf hat schon die zweite Phase Einiges geantwortet. Der jüdische Geist ist ein Geist der Totalität. Je geistiger also Palästina wird (falls man nur Geist im richtigen jüdischen Sinn der „Väterspruche" auffaßt, daß „Wissen ohne Wirken nichts ist", also die praktische Ethik in das Centrum des „geistigen Centrums" stellt), je intensiver man, zum Beispiel, die im tiefsten Wesen der jüdischen Tradition begründeten Gebote der Bodenreform, Genossenschaftbildung, der sozialen Gerechtigkeit überhaupt befolgt, desto mehr Platz wird in Palästina für die jüdischen Massen.

Für Die aber, die noch nicht in Palästina sind oder die nie hin-

gehen können, was bleibt für sie? Die erste Phase des Zionismus hatte für sie nur Abwarten, Organisiren, Schekelsammlungen. Die zweite giebt ihnen die Theilnahme an der realen Schöpfung, dem wirklichen Neuleben im Heiligen Land. Aber immer nur Zuschauen. Zuerst sah man einer Sache zu, die nicht geschah, jetzt einer, die immerhin in der Welt des Realen vor sich geht. Schon dieses Theilnehmen wirkte bis zu einem gewissen Grade befreiend. Ueberdies steigerte es sich nicht selten zur Mitwirkung. Aber es war doch nur ein Mitwirken am fremden Werk, auf große geographische Distanz hin. Heute ist die Erkenntniß herangereift, daß neben dem Mitwirken Arbeit am eigenen Werk noththut. Dieses eigene Werk soll die Juden durch Neuschöpfungen im jüdischen Geist auf dem Gebiet sozialer Vereinheitlichung, auf dem Gebiet des Gottesdienstes, der Erziehung, der Geselligkeit, der Jugendbewegung, Berufswahl, Volksgesundheit, Presse, Literatur, Sexualreform auch schon in der Diaspora zu einer auf das Größte, auf Zion, eingestellten menschlichen Stufe emporsteigen lassen. Dies die dritte Phase, die neben die Ideale der beiden vorigen Phasen tritt, ergänzend, nicht ausschließend. Siegfried Lehmanns „Volksheim" (in Berlin) bezeichnet ihr Aufdämmern.

Warum also noch Juden? Warum nicht einfach: gute Menschen? Ganz grob gesagt und mit Ausschaltung aller Gefühle: es ist ein technischer Kunstgriff zur Erzielung der größten Wirkung. Wer die allmenschliche Gesellschaft bauen will, darf die vorhandenen Bausteine (Völker) nicht zuvor in Individuen zerspalten. Man bedient sich der gegebenen Grundlage, der vorhandenen Differenzen in der menschlichen Materie, die nun einmal in Nationen zerfällt. Wäre es denn besser, wenn es nur Einzelne gäbe, ohne jede reale Bindung? Das paulinische Christenthum freilich nebst seinen modernen Neophyten (in Hellerau) durfte von diesen Differenzen absehen. Das ist aber nicht Uebernationalität, sondern Gleichgiltigkeit gegen alles Materielle, Irdische, kombinirt mit einer romantischen Entgleisung des an sich ehrwürdigen jüdischen Triebes nach Totalität.

Zionismus ist also, nach einem an seiner Stelle allerdings simpler gemeinten Wort Herzls, „die Heimkehr zum Judenthum noch vor der Rückkehr ins Judenland". Rückkehr? Da lauert der Einwurf: also Archaismus, Bibliophilie, Museum, statt der eben gerühmten Aktivität. An diesem Punkt glaubt der sonst einsichtigere Ludwig Rubiner („Legende vom Orient", Weiße Blätter, Juni 1916) den Zionismus ad absurdum führen zu können. Buber aber formulirt trefflich in seinem Buch: „Jüdische Renaissance: man hat darunter eine Rückkehr zu den alten, im Volksthum wurzelnden Gefühlstraditionen und zu deren sprachlichem, sittlichem, gedanklichem Ausdruck verstanden. Eine solche Rückkehr würde den edlen Namen ‚Renaissance', diese Krone der Geschichtzeiten, in keiner Weise verdienen. Wir müssen schon tiefer graben, wenn wir die Zukunft unseres Volkes verstehen wollen. Ghetto und Golus, nicht die äußeren, sondern die inneren Feindesmächte dieses

Namens, halten es mit eisernen Fesseln zurück: Ghetto, die unfreie Geistigkeit und der Zwang einer ihres Sinnes entkleideten Tradition, und Golus, die Sklaverei einer unproduktiven Geldwirthschaft und die hohläugige Heimathlosigkeit, die allen einheitlichen Willen zersetzt. Nur durch einen Kampf gegen diese Mächte kann das jüdische Volk wiedergeboren werden. Der äußeren Erlösung von Ghetto und Golus, die nur durch eine weit über das heute Gewährte hinausgreifende Umwälzung geschehen kann, muß eine innere vorausgehen. Den Kampf gegen die armsälige Episode ‚Assimilation', der zuletzt in ein wortreiches und inhaltarmes Geplänkel ausgeartet ist, soll ein Kampf gegen tiefere und mächtigere Zerstörungskräfte ablösen. Dieser soll latente Energien in thätige umsetzen, Eigenschaften unseres Stammes, die sich in seiner Selbständigkeitgeschichte geäußert haben, um in den Qualen der Diaspora zu verstummen, unserem modernen Leben in dessen Form wiederschenken. Auch hier keine Rückkehr, sondern ein Neuschaffen aus uraltem Material."

In diesem Sinn also sind wir Nationalisten. Sonst aber hat der jüdische Nationalismus blutwenig mit den heute herrschenden (und wüthenden) Nationalismen gemein. Die Juden sind nicht nach Analogie anderer Nationen zu beurtheilen, hebt Achad Haam sehr gut hervor (ohne sich leider immer an seine eigene Konstatirung zu halten). Gerade ein kosmopolitischer, völkerverbrüdernder Zug, die Neigung zur Totalität kann aus dem Kern unseres Volksgeistes nicht weggedacht werden. Wir Nationaljuden sind nun der Meinung, daß wir diese Tendenz stärken und ihr kräftigere Wirkung verleihen, wenn wir uns als Volk konsolidiren, nicht, wenn wir als Einzelne unter die Völker, die in diesem Punkt wesentlich imperialistischer fühlen, zerfließen. Manchmal dämmert es mir wie heilige Ahnung auf, als sei Dies sogar der welthistorische Sinn unseres zweitausendjährigen Leidens unter den Völkern: daß wir in der Verbannung mit den Schattengebilden des machtpolitischen Volksbegriffes leben, ihn dabei durchschauen mußten und bis zu unserer endlichen Befreiung einen neuen, besseren Nationalismus jüdischer Prägung in uns ausreifen lassen konnten. Einen Nationalismus sui generis. Ich weiß, auch andere Nationalismen sprechen von ihrer „Mission" unter den Völkern. Aber meist wollen sie der Menschheit dienen, indem sie sie beherrschen.

Die jüdische Mission ist (zwar nicht so passiv, wie unsere liberalen Juden alten Stiles geduckt murmelten) vornehmlich nach innen, hier allerdings mit höchster Aktivität auf Neubelebung, Schaffung einer Mustergemeinschaft und auf ihre sanfte Propagirung ohne Zwang, nur durch Vorbild und freiwillige Beispielnahme gerichtet. Dieser eigenartige Nationalbegriff diene zugleich als ein Beispiel jüdischer Eigenart, deren Dasein, seltsam genug, noch immer bestritten wird.

Prag. Dr. Max Brod.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1917.

Wilsons Weltordnung.

Am dreiundzwanzigsten Januartag wird, nach Menschenvoraussicht wohl ein Jahrhundert lang, von jedem Kalender, jeder Gedächtnißbrücke der Satz leuchten: „Wilsons Friedensbotschaft an den Senat der Vereinigten Staaten.“ Bedarf der Satz einst, nach gewaltigem Menschheiterlebniß, der Erläuterung, dann wird zum Enkel der Ahn, zum trägen der wache Kopf sprechen: „An diesem Tag, dem neunhundertfünften des ungeheuren Krieges, hörte die Welt die erste Stimme, die in klaren, gründlich vorbedachten Worten, nicht im Schleier zager Wünsche, den Weg in die Möglichkeit haltbaren Erdfriedens wies.“ Ob der Weg früh oder spät, froh oder scheu beschritten, ob der Rath, ihn zu betreten, morgen mürrisch abgelehnt werden wird, können wir heute nicht voraussehen; und sind dennoch gewiß, daß kein Sturm der Horen diese Botschaft je wieder wegzuwirbeln vermag. In der dunklen Wurzeltiefe der Seelen wirkt sie fort und muß die Zahl der zu redlichem Frieden Willigen allgemach so mehren, daß in den Ländern mündiger Völker keine Macht ihnen auf die Länge widerstehen kann. Drei Fragen blicken uns an: Zu wem, von wem, was ward gesprochen? Die erste Frage ist rasch beantwortet. Nach der am siebenzehnten September 1787 von George Washington unterzeichneten, vom Volkswillen in Rechtskraft erhobenen Verfassungurkunde ist alle Gesetzgebergewalt dem Kongreß der Ver-

einigten Staaten anvertraut, der aus dem Senat und dem Abgeordnetenhaus besteht. Jeder Staat wählt, auf sechs Jahre, zwei Senatoren; wählbar ist, wer mindestens dreißig Jahre alt, seit neun Jahren Bürger der Vereinigten Staaten und am Tag der Wahl Bürger des Staates ist, der ihn wählt. Jeder Senator hat eine Stimme; die Stimme des Vicepräsidenten der Republik, der dem Senat vorsitzt, ist nur giltig, wenn ohne sie Stimmengleichheit, ein Senatsbeschluß also nicht erlangbar wäre. Das Wesen des Mannes, das zu dem Oberhause sprach, ist hier manchmal betrachtet worden. Nicht im Tagwerk eines Roders war das Dickicht zu lichten, das diesen Präsidenten umwachsen hatte. Im Drang des Geschehens, dem sich Schicksal entbindet, kann Vorurtheil Verhängniß werden. Ist der wahre Wilson nun erkennbar?

Während in dem Dreimännerkampf Taft-Roosevelt-Wilson die ersten Lanzen splitterten, gab ich Zweifeln an der Wahl des (damals in Deutschland ungemein laut gerühmten) Herrn Roosevelt Ausdruck und sagte, ich glaube nicht, daß ein Volk von dem jugendlich starken Vernunftwillen und dem fröhlichen Idealismus der Sternenbannermenschheit zum zweiten Mal sich ein Oberhaupt wählen werde, das in die Grimasse eines Straßenplakates erstarrt scheine und, mit hellem Verstand und unbestreitbarer Thatkraft, mehr doch an einen Feuer-Ausrufer als an einen kühlen Wäger der Alltagspflicht erinnere. Darauf antwortete mir privatim einer der ersten und klügsten Finanzkapitäne der Vereinigten Staaten, auch er könne sich nicht für den „großen Theddy" begeistern, werde ihn, als den Mann der Praxis und Erfahrung, vielleicht aber dem weltfremden Theoretiker vorziehen, der mit allerlei Dogmen und vorgefaßten Meinungen in das höchste Staatsamt komme und Jahre brauchen könne, ehe er sich in die Wirklichkeit einfühle, seine Denkform in deren oft harte Gebote einpasse. Die Aufgabe, von der Willkür eines solchen Mannes sich strecken und kürzen, in neue Form kneten zu lassen, dürfe, wers gut mit den Vereinigten Staaten meint, ihrer wirthschaftpolitischen und sozialen Struktur nicht zumuthen. So ungefähr sprach auch in Deutschland das erste Vorurtheil über Herrn Dr. Woodrow Wilson. Vor Professorenpolitik hatte Bismarck, einst das Ziel ihres grimmigsten Hasses, dann, in der Glorie des Erfolges, ihr Abgott, oft spöttisch gewarnt: und nun wollte das Land ohne Ba-

falte und Ritterlegenden, das Volk fleißiger Farmer, Fabrikanten und Händler das bedeutsamste Staatsgeschäft und das höchste Staatsgeschick einem von Erfahrung nicht belehrten Professor anvertrauen? Mit der überlegenen Selbstzufriedenheit Dessen, der an ererbte Allweisheit, an die Eingebung besonderer Gottesgnade glaubt und, mit noch feuchtem Auge, jauchzt, wenn auf Amurath wieder Amurath, auf den Vater Friedrich der Sohn Friedrich folgt, harrte man des Schauspieles, das jenseits von der Atlantis nun werden mußte. Was, hieß es vielfach, nützt den Leuten die Republik, wenn ein Professor ihr Haupt ist? Daß der Bürger den weder durch angeborene noch durch erborgte Majestät, weder durch Purpur noch durch den Goldschimmer des Waffenrockes Ehrfurcht gebietenden Präsidenten öffentlich ungestraft, nach dem Witzwort von Mark Twain, einen Esel nennen dürfe, schien Manchem der einzige Vortheil, den diese seit Jahrtausenden immer wieder gepriesene Staatsgestalt der Volksmasse spende.

Psychologie ist nicht die starke Seite des Deutschen. Allzu leicht ist er bereit, sich in fremdes Volksthum zu verlieren, ohne sich ihm ganz hinzugeben. Wer anders ist als das in der Heimath Gewöhnte, ist ihm unheimlich, scheint seinem ersten Blick häßlich; und oft tadelt ers laut, statt sich um das Verständniß der anderen Wesensart zu bemühen. Auch, glaube ich, hat man noch nicht genug auf die gefährliche Thatsache geachtet, daß die Volksmassen, die auf den Gebieten feinerer Geistigkeit Analphabeten sind, einander fast nur aus den Witzblättern „kennen". Nun ist Witz (wenn er sich zu echtem Humor auch verhält wie Saccharin zu Rohrzucker oder in Blech konservirte Bohnen zu frischer Ackersfrucht) gewiß köstlicher Besitz; doch er wird Denen, die Witzfabrikation als alltägliches Geschäft treiben, zu einem Gesicht und Geschmack trübenden Hirnschnupfen. Für ihren stets offenen Laden brauchen sie vereinfachte Formen und grelle Farbentöne; aus der Fülle vielfach nuancirter Wesenszüge, die das innere Bild einer Nation den nachdenklichen Betrachter ahnen läßt, machen sie einen plumpen Typus, der weithin kenntlich ist, aber von dem Wesen, dessen Extrakt er geben sollte, nur ein paar Höcker, Gesichtswarzen und Beulen bewahrt. Jahrzehnte lang war im Atlas dieser Witzblattwelt der Franzos ein windiges, kokettes Kerlchen, halb Phraseur, halb Friseur, der Deutsche ein in Wollstoff gewickelter, bär-

tiger und bebrillter Höhlenbewohner, der Engländer ein in breit karrirten Cheviot gekleidetes Lineal und der Nordamerikaner, den träge Dummheit immer noch „Yankee“ schilt, der dürre Dollarjäger und Anbeter des Goldenen Kalbes. Lebt Der etwa nur jenseits vom Atlantischen Ozean in Heerden? Hat nicht jedes dem Kapitalismus unterthane Land eine Menschenschicht, die alle Kraft an den Erwerb, an die Häufung der Geldmacht setzt? Darf Einer, der nicht blind ist oder sein will, übersehen, wie beispiellos Großartiges amerikanischer Idealismus in Wohlthätigkeit für die leiblich und geistig Armen leistet? All diese Einwände warnender Vernunft blieben ertraglos. Vergebens hatte vor Jahrzehnten Herr Paul Bourget, hatten später deutsche Gelehrte, vom Augenschein erleuchtet, das alberne Märchen widerlegt, in den Vereinigten Staaten habe King Dollar im Osten, King Colton im Westen den Geist erwürgt und von den Idealen der Lincoln und Washington kaum noch das Buchstabengewand übrig gelassen. Von Leuten, die, als Fabrikanten, Händler oder Kunstreisende, Amerika in kürzerer Zeit, als in Europa möglich gewesen wäre, reich gemacht hatte, die sich zu Dankbarkeit aber nicht verpflichtet fühlten, wurde dieses Märchen in jedem Jahr wieder in Kurs gesetzt. Dürfen wir gar so empört klagen, daß man uns Militaristen und Boches, Hunnen und Piraten schimpft und uns nach einem Häuflein schreisüchtiger Kraftprotzen beurtheilt, wenn wir selbst, sogar in Friedenszeit, zur Bezeichnung eines Gemeinwesens von der Größe, Jugendkraft, Zukunftmöglichkeit der Vereinigten Staaten immer nur die vier Worte anwenden: Dollar, Trust, Korruption, Monroe-Doktrin (die, in ihrem historisch bedingten Ursprung, ihrem Sinn und Ausblick unerforscht, als das Merkmal eigensüchtiger Ueberhebung gedeutet, also gefälscht wird)? Auf der von so krüppelhafter Völkerpsychologie gepflasterten Landstraße erwirbt man keine Freundschaft. Nur Schlagwörter zu bequemem Alltagsgebrauch und verleitende Trugschlüsse. Einer davon, ein besonders thörichter, lautete 1913: „Die Yankees möchten Mexiko einstecken und sind wüthend, weil der weltfremde Professor, den sie zum Präsidenten erwählt haben, den Kampf um das Oelparadies nicht schlau genug anfängt.“ Das Zerrbild war fertig. Die kleine Schaar der wirklich Gebildeten wußte, freilich, immer, daß solcher Schwatz das Sinnen und Trachten der Vereinigten Staaten nirgends be-

rührt; daß deren vernünftige Bürger weder an die Annexion Mexikos noch an anderen Imperialismus, durch den ihr ungeheurer Landbesitz noch vergrößert würde, je ernstlich gedacht haben. Der in Witzblattpsychologie erzogenen Menge wars nicht auszureden; die Vorstellung einer Gier, die sich durch den Irrthum einer Präsidentenwahl selbst um die lange ersehnte, mit Speisegeruch schon ihre Nase kitzelnde Beute geprellt hat, haftete fest im Massengehirn.

In dieser Stimmung fand es der Krieg. Die Hochfluth grimmigen Zornes über die Feinde ließ den Gedanken an das ferne Amerika zunächst nicht aufkommen. Das, hieß es, wenn daran erinnert wurde, wird nicht gegen uns sein, niemals im Lager unserer Feinde; unter der Bewußtseinsschwelle regte sich sogar die (von apolitischen Leuten genährte) Hoffnung auf eine tiefe, aus der Zeit der Selbständigkeitkämpfe übrig gebliebene Feindseligkeit des Amerikaners gegen den Briten, die eines Tages vielleicht das Sternenbanner unserer Kriegsflagge verbünden könnte. Vanitatum vanitas; doch dem ringsum Bedrängten schmeckt jedes tonic, das irgendein Quacksalber oder Apotheker anpreist. Mancher freute sich, als der Deutsche Kaiser sich entschlossen hatte, Herrn Wilson eine Darstellung des in Loewen Geschehenen zu geben, und fand die Antwort des Präsidenten, die etwas einer internationalen Untersuchung Aehnliches ankündete, allzu frostig. Immerhin hielt sich der Glaube, daß die große Republik, in der so viele Deutsche, Deutschenenkel, Iren leben und die, um frei zu sein, sich von Englands Vormundschaft lösen mußte, nie feindlich gegen das Deutsche Reich handeln werde. Bis die Nachricht kam, Amerika liefere den gegen uns Koalirten Waffen, Munition, Kriegsgeräth. Da brauste der Sturm auf und überheulte die Mahnung nüchterner Vernunft. „In allen Kriegen neuer Zeit hat, trotzdem das Deutsche Reich sich für neutral erklärte, die deutsche Industrie einer Kriegspartei Geschütz und Geschosse geliefert und das Recht dazu als die Voraussetzung dauernder Leistungfähigkeit gefordert. Dieses private Liefergeschäft würden die amerikanischen Fabrikanten auch mit Deutschland gern machen, wenn die Seesperre nicht die Abnahme hinderte. Die Vereinigten Staaten wollen nicht einen Rechtszustand, der sie, wenn ihnen Krieg aufgezwungen würde, hindern müßte, die ihnen fehlenden Waffen aus neutralen Ländern einzukaufen; sie wollen nicht, daß jeder

Staat, um nicht von dem bis an die Zähne Gerüsteten überwältigt zu werden, genöthigt sei, schon in Friedenszeit Waffen zu häufen; denn solche Häufung führt in die Versuchung, jeden Streit, statt ihn vor das Schiedsgericht der unbetheiligten Staaten zu bringen, durch Krieg zu entscheiden." Diese und noch weiter ausgreifende Begründung des amerikanischen Handelns wurde besonders deutlich in der Note gegeben, die Staatssekretär Lansing an die Regirung von Oesterreich-Ungarn richtete. Vergebens. Wer hält in so fürchterlicher Wirrniß die Seele, den Kopf von Kriegspsychose völlig frei? Die Menge empfand nur, daß aus amerikanischen Haubitzen und Mörsern amerikanische Munition in die Reihen deutscher Menschen niederprassele, daß in diesem Industriekrieg Amerikas gewaltiges Gewerbe unseren Feinden helfe, und schwor darauf, daß solche Hilfe mit der Pflicht echter Neutralität unvereinbar und durch eine schnöde Profitsucht bewirkt sei, die wir einstweilen wenigstens mit ehrlichem Haß strafen müßten.

Dieser Haß wurde durch Gerüchte geschürt, deren Nachprüfung in Kriegszeit, unter einem der Censorenwillkür ausgelieferten Post- und Telegraphenverkehr, kaum möglich war. Hier, wurde zuerst geflüstert und bald geschrien, „handelt es sich nicht um beschränkte Waffenlieferung, wie Krupp sie in anderen Feldzügen leistete. Die Vereinigten Staaten sind eine einzige große Waffenschmiede und Munitionfabrik unserer Feinde geworden. Sie haben den größten Theil ihrer Gesammtindustrie, auch der, die früher Klaviere und Nähmaschinen lieferte, für diese einträgliche Fabrikation umgestellt; und der Krieg wäre längst zu Ende, wenn solche Lieferung verhindert worden wäre." Ich habe dem Gerücht nie geglaubt. Unternehmer, deren Geschäft lahmte, haben überall, gewiß also auch in der Neuen Welt, von der Kriegskonjunktur Heilung erhofft. Doch die Umstellung einer Industrie, ihre Ueberleitung in die Nothwendigkeiten anderer Fabrikation ist so theuer und beschwerlich, daß sie nur da beschlossen wird, wo die alte Arbeit- und Absatzmöglichkeit aufgehört hat. Warum sollten die Industriegebieter der Vereinigten Staaten, denen, außer ihrem eigenen Erdtheil, der ganze überseeische Markt Deutschlands und Belgiens offen steht und die dem größten Theil des englischen und französischen Kundenkreises ihre Produkte anbieten können, sich zu theurer Umstellung entschließen, die ihnen die Gelegenheit

zur Ausdehnung ihrer Kundschaft nähme und nach dem Krieg mit neuen Kosten rückgängig gemacht werden müßte? Vielleicht hat die geschäftige Phantasie alles aus Kanada, Australien, Südamerika Gelieferte auf das Konto der Vereinigten Staaten gesetzt. Mir schien die Rechnung der „World“ glaubwürdig, nach der die gegen uns kämpfende Koalition nur sechs Prozent ihres Kriegsgeräthes aus den United States bezogen habe; von diesem Prozentsatz wäre die Entscheidung niemals abhängig gewesen. Immer habe ich bedauert, daß die Regirung der Republik nicht selbst eine Ziffer nannte; daß ihr Schweigen das Gerücht zu bestätigen schien, nur Amerikas Hilfe ermögliche unseren Feinden die Fortsetzung des Krieges. Ist nicht leicht begreiflich, daß die Eltern, Kinder, Geschwister, Ehefrauen und Bräute unserer Krieger in Zorn über eine Menschenschicht aufflammten, die, ungefährdet, in behaglicher Sicherheit, Kapital und Zinsgenuß dadurch reichlich mehrte, daß sie gegen Söhne eines Landes, aus dem sie nur Freundliches empfangen hatte, Mordinstrumente in ganzen Gebirgen lieferte? Der Tadel, der aus dem Lager der Westmächte in das Weiße Haus schlich, wurde überhört; vergessen, daß Nordamerika für die Ernährung Belgiens in jedem Monat Millionen opfere und mittelbar uns dadurch die Kriegslast erleichtere. Nur von dem einträglichen Waffengeschäft, das ein unzweideutiges Zeichen amerikanischer Deutschfeindschaft sei, war, Tag vor Tag, die Rede. In dem Bewußtsein, der Staatengemeinschaft Lincolns und Washingtons nie ein Leid gethan oder auch nur gewünscht zu haben, fühlte die Volksmenge sich tief gekränkt; und war deshalb bereit, Denen Beifall zu spenden, die sagten, das von allen Seiten umbrandete Deutschland dürfe kein Mittel, das seinen Feinden die Waffenzufuhr auf dem Meer sperren könne, unversucht lassen.

Des Zornes schärfste Spitze bohrte sich in den Ruf des Präsidenten. Der, knirschten redliche Deutsche, konnte das Verbot der Waffenausfuhr vom Kongreß fordern, erzwingen; da ers nicht versucht hat, ist er Britaniens Handlanger und will uns schaden. Daß man den Versuch in den Wunsch nach Begünstigung einer Kriegspartei umdeuten und daß der Kongreß, Abgeordnetenhaus und Senat, ihm die Zustimmung weigern konnte, wurde in der Hitze natürlicher Gefühlsaufwallung gar nicht bedacht. Und während die Presse der Westmächte Herrn Wilson höhnisch vorwarf,

er lasse sich durch deutsche Ausflucht hinhalten und antworte auf Rechtsbruch in höflichen Noten, wurde er bei uns, in der Zeit des heftigen Tauchbootstreites, beschuldigt, mit neutralitätwidriger Demuth sich in englische Wünsche zu fügen. Anklage und Verdammungurtheil schallten so laut, paßten in so häßlicher Schnelle sich den Zerrbildformen der Witzblätter an, daß ernste Geister sich des Lärmens und Schimpfens zu schämen begannen. Auf keinem Feld aber wächst ein Kraut, das Thorheit in Weisheit wandelt. Wenn ich (der Wilsons mexikanische Politik so wenig wie die des dritten Napoleon loben konnte) den von eitler Beifallsucht freien Idealismus des Mannes rühmte, der, um nicht durch die Bedingungen eines Millionenlegates den Klassenspalt weiten zu lassen, aus dem Präsidium der Princeton-Universität schied, wenn ich das von ihm über Washington, die Geschichte des Amerikanervolkes, das Wesen des Staates, über Kabinets- und Kongreßregirung, den Lebensrhythmus des Politikers und Literaten Geschriebene als den Ausdruck edler Klugheit pries, war ich sicher, in einem ganzen Haufen schmähender Briefe der Verletzung vaterländischer Interessen geziehen zu werden. Davon darf sich nicht einschüchtern lassen, wer die Pflicht empfindet, Wahrheit auszusprechen, die nicht gern gehört wird, aber, weil nur sie verwirrtes Gefühl in klare Ordnung zurück führen kann, gehört werden muß. Was liegt an Schmähung des Einzelnen, wenn der großen Sache der Nation auch nur der kleinste Vortheil errungen wird? Der wollte sich lange nicht zeigen. Den vier bunten Wortsteinchen, aus denen das Mosaik des Urtheils über die Vereinigten Staaten sich bildet, gesellte ein fünftes sich: „Wahlpolitik". Dieselben Leute, die weder wissen, wie gleichgiltig den Bürgern einer anderen Welt, deren Pivots Südamerika und Ostasien sind, in Friedenszeit europäische Politik war, noch, was Herr Wilson seit 1913 für die wirthschaftliche und soziale Gesundheit der Republik gethan hat, ließen sich nun in den Glauben schwatzen, das Verhältniß zu den in Europa, Südwestasien und Afrika kämpfenden Mächtegruppen müsse auch in dem amerikanischen Parteienfeldzug die Entscheidung bringen. Die Zahl der Deutschen, die vom Wollen ferner Demokraten und Republikaner eine deutliche Vorstellung haben, ist nicht größer als die der Amerikaner, denen die Verfassung des Deutschen Reiches und das Partikularrecht der Bundesstaaten nicht ein Buch mit sieben Siegeln ist. Seit Roosevelts An-

hang in die Republikanergemeinde zurückgekehrt war, galt hier als gewiß, daß der Demokrat unterliegen werde. „Ein Mann, der nicht auf die höchsten Schutzzollgipfel klettern, nicht der gehorsame Knecht großkapitalistischer Syndikate sein will, der den Eisenbahnern den Achtstundentag gewährt hat und für den Deutsch-Amerikaner, Iren und alle von Englands Hochmuth und Schwarzen Listen Verärgerten nicht stimmen werden! Dollar, Trust, Korruption, Monroe-Doktrin!" Das alte Lied. Reuters falsche Meldung vom Republikanersieg wurde von Schadenfreude begrüßt.

Tief aber war und blieb der Eindruck, als aus Zweifeln die Gewißheit vom Sieg wurde, der wohl der Persönlichkeit mehr noch als dem Parteiprogramm zu danken war. Zweimal hat das Volk der Vereinigten Staaten dem ernsten, gründlich gebildeten, im Innersten sauberen Mann den höchsten Staatssitz eingeräumt; und dem nun auch von Regentenerfahrung Belehrten durch die unbeirrte Wiederholung des Votums ein Ansehen geschaffen, dem selbst der Spötter von gestern sich nicht ganz zu entziehen vermag. Der als „weltfremder Theoretiker" Verschriene hat gesetzgeberischen Zugriff gewagt, vor dem mancher „Mann der Praxis", in der Sorge um Massengunst und Beifall aus Wallstreet, vielleicht gezaudert hätte. Auch den Deutschen ist er allmählich in das Maß der Menschen gewachsen, die nur nach dem Befehl der als heilig empfundenen Ueberzeugung handeln. Wer in solchem Ruf steht, ist von Zerrbild und Witzblattpsychologie nicht mehr verwundbar. Der wankende Grund unserer Erde ist an Staatsmännern von Schöpferwillen und Schöpferkraft nicht reich; aus mittelwüchsigem Gesträuch ragt kaum irgendwo ein hoher Wipfel hervor. Deutschland hat keinen Anlaß, Herrn Wilson für einen ihm mit besonderer Zärtlichkeit zugewandten Freund zu halten. Aber es hat (spätestens, seit Deutschlands Feinde die Kunde vom Sieg der Wilsongegner bejubelt haben) an sein ernstes Streben nach Gerechtigkeit glauben gelernt und dankt dafür mit dem aufrichtigen Wunsch, auch im Kampf um das Lebensrecht deutscher Nation würdige Freundschaft mit dem kräftig vorwärtsschreitenden Volk der Vereinigten Staaten und mit deren höchstem Vertreter zu wahren. Wir haben von ihm nichts zu fordern, nichts zu erbitten; und er hat nur den Vortheil seiner Heimath zu bedenken, der ein zerrüttetes, in seiner Kaufkraft gebrochenes Europa nicht willkommen sein kann. Müssen aber nicht alle Menschen guten

Willens eine erfreuliche Schicksalsfügung darin erblicken, daß in der Zeit unahnbarer Krisis der Lenker der stärksten neutralen Macht aus der reinen Höhenluft der Wissenschaft, nicht aus den Dünsten der Klassenkämpfe um Geldmacht, kam, durch muthiges Bekenntniß zu gesundem Idealismus die tüchtigste Volksschicht, nicht durch undurchsichtige Versträhnung in Einzelinteressen einen Caucus für sich gewann? Ein Mann dieses Schlages wird die Kindermärchen von deutscher Rachsucht, deutschem Streben nach Weltherrschaft und Drang nach Südamerika belächeln. Er wird sich auf jedem Weg, auch auf dem steilsten und schmalsten, dem Geist der Menschheit dienstbar fühlen und stets den Punkt suchen, wo dieser Dienst mit der dem Vaterland schuldigen Pflicht nützlich zu vereinen, durch frohen Aufschwung aller Seelen- und Willenskräfte Menschheit und Heimath zugleich zu fördern ist. Nur ein Aufstieg kann den Professor, der Präsident geworden ist, noch locken: der auf den nie umwölkten Berggipfel, von dem die Gestalten der Menschheitbeglücker durch die Erdgeschichte leuchten.

Daß aus seiner Brust das von aller Menschheit ersehnte große Herz aufblühen werde: diese Hoffnung wagte ich schon vor neun Monaten hier auszusprechen. Den Wilson, den mein inneres Auge sah, ließ ich reden, wie er, nach seinem Werk, dem Inbegriff seines Wollens, in Gewissensdrang reden konnte.

„Meine Botschaft ergeht an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika und zugleich an alle Reiche, alle Völker Europens, kämpfende und neutrale. Sie will aussprechen, was ist; aus der Summe des in einundzwanzig Monaten Ermöglichten das Nothwendige errechnen und die Wege weisen, auf denen es zu sichern wäre; will also Frieden stiften. Nicht Anmaßung eines mir nicht gebührenden Rechtes hat diesen Willen aufgerichtet. Spräche ein anderer Mund: ich schwiege gern. Wer aber entbürdet mir die schwere Pflicht? Dreizehn Völker sind in Kriegswirrniß. Die nah neutralen Staaten noch vereint zu schwach, um durch ihr Gewicht eine Wägschale senken zu können. Für hunderttausend Keime und Körner, die Europäergeist und Europäerfleiß in unseren Boden säte, haben wir zu danken. Und hätten würdig gedankt, wenn Europa durch unseren Rath gerettet würde. Der kann nur nützen, wenn er aus leidenschaftlichem Drang nach Gerechtigkeit kommt und mit der Zunge des rückhaltlos Aufrichtigen redet. Schmerzende Wahrheit muß gesagt, doch soll Niemand gekränkt

werden. Europa ist in diesen Krieg gestrauchelt, wie ein Kind, dem die dünne Eishaut tragfähig schien, in reißendes Wasser. Braucht es nicht einen kräftigen Arm, ders aus der Strömung hebt? Und diesen Arm hinzustrecken, befiehlt uns Pflicht um so lauter, je näher die Gefahr rückt, daß auch uns die Schicksalsströmung in ihren Wirbel niederlecke. Noch sind wir neutral; nicht ohne Basalte nur: auch ohne das Vorurtheil, das aus Einheitbewußtsein der Rasse wie Schlingkraut aufschießt. Wer unsere Menschen betrachtet hat, fand in Gestalt und Antlitz die Spur aller Stämme aus Alter Welt; die Wesenszüge des Briten und des Romanen, des Kelten und des Deutschen, der Skandinaven und der Iberer. Wer mit dem Blick die Oberfläche durchdrungen und das Staunen darüber verlernt hat, daß er Donnerstag neben einer Spanierin, Freitag neben einer Schottin saß, die, Beide, in Amerika, von Amerikanern gezeugt und geboren waren, Der wird bald auch in unserem Wesensschrein die Ideologismen und Idealismen aller Völker, oft wirr durcheinandergeworfen, finden. Wir sind Erben, die Ahnen sein möchten. Nicht mehr (trotz dem albernen Zerrbild, das der Neid täglich malt) als andere emsig raffende, häufende Völker auf münzbaren Gewinn erpicht; nur, weil nirgends bei uns, nach dem Wort des deutschen Dichters, unnütze Erinnerungen und verfallene Schlösser sind, eher als die Hüter solcher Horte geneigt, im Besitz den Werthschöpfer, mindestens den Werthmesser zu sehen. Könnte es anders sein, da wir weder Fürstengewalt noch Lehnsmannschaft, weder Kriegerkaste noch Adel haben und der flinke Kopf des Bengels, der feuchte Zeitungen ausschrie, den Kindern Paläste gebaut, wüste Abladeplätze in prangende Gärten gewandelt hat, die noch den Herrn von Versailles entzücken müßten? Fern bleibe stets uns die kindische Grille, Europa in unser Ebenbild umschaffen zu wollen. Fern der übermüthige Wunsch, in das Schicksal eines Erdtheiles, der so lange der Erde Gesetz, der Menschheitgeschichte Inhalt und Form gab, mit der Frechheit ehrfurchtlos Thatlüsterner einzugreifen. Das Feld, auf dem wir gebieten und von dem wir ernten dürfen, liegt zwischen dem Cap Lincoln und dem Cap Hoorn: und hat Raum für alles von Kind und Kindeskind je zu gebärende Volk. Das Heil und das Weh beider Welten aber ist durch seine Nervenstränge so fest verknotet, daß völlige Trennung kaum noch denkbar, das Versiechen der einen ohne tiefe Schwächung der anderen nicht mehr vorstellbar ist.

... Weil Militarismus Bereitschaft zu und Verlockung in Krieg erleichtert und nur fortwuchern oder ausgejätet werden kann, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich verfeindeten, die leise aller neutralen Mächte. Wie lange nur ihre? Nach dem unahnbar grausen Gemetzel, von dem heute schon fünf Millionen Leichen, zehn Millionen Krüppel, mindestens, zeugen, wird auch zwischen Hamburg und Bagdad der Schrei nach Friedensverankerung jeden anderen überdröhnen. Ist sie, ist die Entwurzelung des Militarismus möglich? Mir: unabwendliche Gewißheit. Deren Nahen nur durch das blöde Trachten verlangsamt würde, einer Macht ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Stück aus dem Leibe zu hacken. Diese Macht wäre gezwungen, vom ersten Tag nach dem Friedensschluß an der Wiederherstellung ihres Reichskörpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und Gut zu bringen. Besinnet, Grey, Briand, Sasonow, in welcher Gewitterschwüle, welchem Elendsdrang Ihr hinschmachten müßtet, wenn diese verstümmelte Macht das unsterbliche Deutschland wäre, das alle Kräfte des Hirnes und der Wirthschaftmuskeln in den Willen zur Spaltung des vor sein Haus gewälzten Blockes und zur Ahndung frevler Ungebühr sammeln müßte! Vergesset aber, Bethmann und Burian, auch nicht, daß Schmächtige noch empfindlicher als Riesen sind und daß Serbien selbst einmal schon aus der Modergruft, in die es geurnt schien, auferstanden ist! Friedensschluß, der, wie der Krieg, Krüppelvölker hinterließe, brächte nur Waffenstillstand. Und wir wollen nicht Frieden, der Waffenstillstand ist, sondern Waffenstillstand, aus dem edler Friede und Europas Ostern wird. Wollen ihn heute: weil er möglich ist.

Wir: alle nicht von vernunftloser Wuth geblendete Menschen, deren Zahl jeder Tag in Gewimmel mehrt und mit denen aus beiden Lagern, Mann vor Mann, die Toten stimmen. Fernab stehen nur noch, die wähnen, dieser Krieg sei im Wesen anderen Kriegen ähnlich und könne, müsse sogar wie andere, mit Sieg und Niederlage, Vertrag und Entschädigung, enden. Denen noch nicht die Erkenntniß tagt, daß dieses Krieges sicherste, einzig sichere Folge die ungeheuerste Revolution aller Zeiten sein wird, eine Europa durchlodernde, den ganzen Erdtheil umpflügende, neben der die von 1789 und 93 ein neckischer Kinderspaß scheinen mag, und daß jeder Mensch guten Willens und naturfrommer Andacht sich inbrünstig

mühen muß, diese Revolution vor Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen. Kein Staat, kein Volk, keine Klasse, weder Mann noch Weib wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken. Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden!

Waffenstillstand ist möglich. Nirgends Unentbehrliches noch zu erkämpfen; nichts, wodurch des Kampfes Kraftaufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmenlose Heiligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen, muffigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menschen, die, weil sie stark und auf Vernunft stolz sind, den Willen zu friedlicher Auslese der Tauglichsten, Einzelnen und Völker, bekennen dürfen. Der Wolf wird nicht neben dem Lamm grasen noch der Leu das Hasenpanier schwenken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von Grund aus, so ändern wie nach der ersten Sintfluth, da der Fluch und die Verdammung alles Lebendigen von der Erde wich und der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheit überbrückte. Diese Hoffnung lächelt Euch nicht? Ihr wollt Rache, Strafe, Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Nur um den Preis eigener Versiechung kann eine Gruppe die andere niederringen. Und hinter dem Denkmal, Trauermal so allschädlichen Sieges höbe der Militarismus sich in höhere, breitere Wipfelswölbung. Jetzt, aus dem Gefild bewährter Waffenehre, nachprüfbarer Kraftprobe, doch unentschiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann die Macht, die ihn aus dem Vermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel blank scheuerte, ihn, ohne innere und äußere Verarmung, bestatten. Die Zeit des Weltrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hindern, in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. Rieth Weisheit nicht immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun und mit unvermeidlichem Opfer früh noch Nutzen einzuhandeln?

Wie Scharnhorst dem Feind, den Führern der französischen Rebellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob, das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann den nicht Habsburg unterthanen Deutschen die Einheit gewinnen sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem Werth münzen, der ihm gedeiht. ‚Weil wir im unfertigen, vom Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplitterung noch nicht angepaßten Europa von Nachbarsneid bedroht, vom Alb feindlicher Koalition bedrückt waren, haben wir, in Armuth und Reichthum, niemals etwas unserer Wehrmachtstärkung Dienliches versäumt noch verknausert. Daß wir in dem Bemühen, den militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nachtaumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organisirter Friede. Auf das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können wir nicht verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb, nach der Erfahrung von gestern und dem Bedürfniß von morgen wandeln. Nichts irgendeiner demüthigenden Verpflichtung auch nur von fern Aehnelndes hinnehmen; aber in dem vom Spinnengewebe grauer Tückeverträge gereinigten, seelisch geläuterten Europa mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in redlicher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht stellen. Ohne Furcht, überstimmt und in Unbill geduckt zu werden: denn die Sehnsucht nach Friedenswahrung wird in jedem anderen Land zehnmal noch, hundertmal mächtiger als in unserem sein und aus keinem der Wunsch auftauchen, uns, nach dem in zwei Sommern, zwei Wintern Geleisteten, muthwillig anzugreifen.‘ Spräche Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und dem Muth seiner Seele würde die Welt zujauchzen.

Nicht einen Tag länger dürfte der Krieg, nicht einen unnützes Erinnern an vergeblichem Streit danach währen. ‚Horchet! Horcht dem Sturm der Horen! Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd; welch Getöse bringt das Licht!‘ Das Morgenroth verjüngter Menschheit. Die athmet auf. Läßt, endlich, wieder Vernunft zu Wort kommen, Scham über Selbstvergottung und

Feindverteufelung dichte Schleier spreiten. Wer hält die Wette, daß sie aus Waffenstillstand, wenn ihr auch eine Hoffnungblüthe verreifte, erfröre, sich nicht wieder in Krieg entschlösse? Was könnte er ihr bescheren? Den Franzosen Elsaß-Lothringen und Kamerun, den Deutschen Kurland, polnisches, litauisches Gebiet, den Oesterreichern und Ungarn Serbien, die Czernagora, Nordalbanien? Das wäre, statt kräftigenden Friedens, der Keim neuer Kriege; und die Gewißheit zerreibenden Haders im eigenen Haus. Welchem Europäerstaat hat im letzten Jahrhundert die Einverleibung fremden Volksthumes denn leidlich genützt? Rußland, Oesterreich, Preußen, Niederland, Deutsches Reich: keinem; die in Savoyen, an der Seealp Geborenen sind Halbfranzosen und, wie die meisten auf Fremdenindustrie Angewiesenen, der Brandung des Nationalgefühles entrückt. Annexion ist von Hellsicht längst als eine mit Europäergewohnheit unvereinbare Art der Machtdehnung erkannt worden. Sie ist rasch verkündet. Ist der geschluckte Bissen aber unverdaulich und spiee der Schlinger ihn gern wieder aus: Ehre befiehlt, ihn bei sich zu behalten und, noch mit Lebensgefährdung, gegen Feindesgier zu vertheidigen. Deutsche Banken und Industriegesellschaften beherrschen (kontroliren: heißt der newyorker Heuchelausdruck) manches ausländische Unternehmen; offen oder hinter eine mit anderen Farben bepinselte Wand versteckt. Sie erwarben die Aktienmehrheit oder eine ihr nahe Summe, aber nicht Gebäude und Boden; und hüteten sich, deutsche Beamte ins Haus zu setzen und die Reichsfahne herauszuhängen. Warum müssen Staaten unklüger handeln? Macht giebt Recht; Machtschein nur Aergerniß. Meines Geistes Auge sieht neue Zeit ... Frankreich, das liebenswürdig unvernünftige, vor unheilbarer Erschöpfung der Zeugerkraft bewahrt; der von altgallischer Fröhlichkeit umkicherte Quell feinsten Gesellschaftvergnügens und bald vielleicht, auf eigenes Verlangen, wie das (auch von Rachsucht) freie Belgien, von dessen Aufbaukosten Deutschland zwei, England und Frankreich je ein Viertel übernehmen, neutralisirt. Großbritanien: Erdmacht und Seemacht, dem grämlichen Wunsch entwachsen, Europens mißtrauisch nörgelnder Vormund zu sein, rauh aus trägem Schlummer, allzu lässigem Behagen geweckt; dem Deutschen Reich, dem es Kohlenstationen und weites, ergiebiges, nicht von Fremdkolien durchsetztes Siedlerland geöffnet hat, aufrichtig versöhnt; zwischen Gleichberechtigten der Vormann auf dem von Pri-

senrecht und anderem Mißbrauch neidiger Raubzeit befreiten Meer. Rußland endlich, nach dem Orkan, von Tatarenwust und Spukbleibseln reingefegt; mit breitem Ausgang in stets offenes Meer; fern von der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu pressen; dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen, Polen, Ukrainern, Letten kein Staatsbürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen Tschin, geistlichen und weltlichen, im Feuer fesselloser Massenzornes läutert. Oesterreich-Ungarn ein Staatenbund, zwischen deutschem und schweizer Muster, in den Serbien, mit allem Serbenvolk und guten Handelshäfen, als selbständiger Bundesstaat, wie Sachsen in Deutschland, aufgenommen ist, jeder Balkanstaat, wenn ers will, aufgenommen werden kann; Herr seiner Adriaküste, von der die Westslawen den Erben Roms abschrecken; fest und klar in dem Entschluß, schädliches Vorurtheil auszuschalten, jedem Volk seine Zunge, jedem Glied des Reichskörpers Regungfreiheit zu gewähren; im nahen Orient Sämann und Schnitter. Deutschland: Ihr werdet es prangen sehen. Wenn überall Freiheit herrscht, Güte, nicht schwächlich, gebietet und Menschenrecht noch im zerlumpten Bettler geachtet wird Wenn Europa vor den Grüften und Urnen der Gefallenen sprechen darf: Dafür starbet Ihr; nicht für gestern begehrte, morgen verleidete Landsetzen noch für das zeitwidrige Werk künstlicher Einpflanzung von Stammessplittern, um die aus unserem Fleisch und Blut bald Eiter rönne. Ihr starbet für helle Freiheit und würdigen, in Fels gerammten Frieden des Vaterlandes, der Mutter Europa."

Am siebenten September 1916 beschloß der Senat der Vereinigten Staaten, meine Artikel „Wenn ich Wilson wäre" und „Der wahre Wilson" (denen ich heute ein paar Bruchstücke entnommen habe, die aber auch auf die Nothwendigkeit internationaler Schutzgenossenschaft mit starker Polizeitruppe oder Miliz und zinsendem Schatz hinwiesen) „zu ewigem Gedächtniß" dem amtlichen Sitzungprotokol einzufügen. Im Congressional Record, Band 53, Nummer 223, füllen sie die Seiten 16380 bis 88. Daraus war zu schließen, daß der Senat dem Präsidenten zustimmen würde, der aus dem Bewußtsein der in den zwei Artikeln angedeuteten

Rechte und Pflichten zu ihm spräche. Nun ist's Ereigniß. Das Bild, das mir aus Wilsons Schriften entstanden war, trog nicht.

Die Botschaft mahnt zu vernünftiger Bescheidung und meidet selbst jede Anmaßung ungebührlichen Rechtes. Präsident Wilson fühlt sich als den vielleicht Einzigen, der in einem hohen Staatsamt, unter dem Druck schwerer Verantwortlichkeit, rückhaltlos reden darf, keinen Theil seines Wollens zu bergen braucht. Er weiß, daß seine Republik über die Bedingungen des Friedens nicht mitzusprechen hat, und wehrt den Verdacht ab, sie wolle einen ihr nicht gefälligen Pakt hindern oder entkräften. Doch nach seiner Ueberzeugung kann den Frieden, der am Ende solchen Krieges wird, nicht ein gesiegelter Vertrag, nicht der Wille einer Macht, einer Gruppe sichern. Das vermag nur ein Weltbund, der stark genug ist, Störrigen, einzelnen und koalirten Staaten, seine Beschlüsse aufzuzwingen. Und in diesen Weltbund werden die Vereinigten Staaten sich nur einknüpfen, wenn er schützend einen Frieden umfangen will, der, weil er das Menschheitsehnen stillt, Dauer verheißt und des Schutzes drum würdig ist. Wird, nach Englands breiiger Wortlatwerge, ein „neues Gleichgewicht der Kräfte" erstrebt, die Zwietracht, nicht Friedensgemeinschaft, organisirt, dann winkt dem Mühen kein Lohn: und eines Flickwerkes Bürge will Amerika nicht werden. Gleichgewicht, das dem Jahrhundert zwischen dem Utrechter Frieden und dem Wiener Kongreß das Allheilmittel schien, würde morgen, wie gestern, durch das Machtpfund eines Kleinstaates gestört. Da in beiden Lagern die Absicht auf Vernichtung des Feindes geleugnet wird, ist Friede ohne Sieg zu hoffen. Der brächte nicht Demüthigung, schürte nicht Groll und Rachsucht, wäre nicht in Flugsand verankert. Die milde, nicht schwüle Sonne sieglosen Friedens würde den guten Willen zu freundlicher Verständigung reifen, der eben so wichtig ist wie das der Rasse, dem Stamm zu gewährende Recht. Das soll den Kleinsten selbst fortan nicht bestritten werden; der Riese, ders ihm zu schmälern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutzgenossenschaft, haftbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer, die über die Staatsgewalt verfügen. Niemand darf Völker in Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den Dienst eines Staatszweckes nöthigen, der ihrem Wesen feindlich ist. Keine Nation und kein ihr Zugehöriger soll Dünger

auf fremder Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer seelischen und gesellschaftlichen Entwickelung frei wählen. Der große Staat lerne den kleinen, das starke Volk das schwache achten; irgendwo sind, im tiefsten Erdgrund, ihre Wurzeln ineinander verschlungen und vom Riß der dünnsten Faser blutet im Dunkel und siecht mählich vielleicht noch unter trutzigem Wipfel der Stamm. Die Menschheit, die in hellem Bezirk Sklaven, Leibeigene längst nicht mehr duldet, entwuchs nun auch der Vorstellung, von den Leichen zertretener Völker sich mästen zu müssen, und reckt sich in höhere Ordnung. Trieb nicht gefährliche Tollheit ihre Glieder, zu Verwundung und Totschlag sich wider einander zu waffnen? Wars nicht, als zerfleischte der rechte den linken Arm, den zu naher That unentbehrlichen Gesellen? Aus den Fegefeuern des Krieges kehrt so sinnlose Wuth nicht zurück. Freie Völker heischen die Gewißheit ungefährdet freien Verkehres. Oeffnet allen die Hauptstraßen oder wenigstens neutralisirte Nebengäßchen, die ins Meer führen. Das bleibe frei, jedem Sperrversuch, was auch geschehe, entzogen. Begrenzet, zu Land und zu Wasser, die Rüstung nach dem Rath gerechter Vernunft; Heere und Flotten seien das Werkzeug des Rechtswillens, der Freiheit und Menschenliebe. Löset die Bündnisse und verzichtet auf die heimliche Zettelei, deren Ziel die Mehrung eigener, die Verstümmelung fremder Macht ist, und entsaget, Euch selbst zum Heil, dem Thorenversuch, fremde Volksart in Eure Herrschaft, Euer Staatsgefüge einzujochen. Noch aus dem Lager des Feindes wirbt innige Geduld sich Freundschaft. Warum, wenn Ihr nicht wollt, daß Eure Seele in Wirrniß erblinde, eifert Ihr, Menschen, ehrfurchtlos wider das Menschheitsehnen nach Heiligem Geist?

Ihm hat der Vormann der Vereinigten Staaten gehorcht. Daß sein Grundriß beiden Kämpfergruppen noch nicht genügt, daß seinen Plan billig erhöhter Hohn an jeder Kante zerbeizen kann, kümmert mich heute nicht. Hier ist Einer, der auf sichtbarer Zinne aus freiem Willen sich in das Bekenntniß zu nicht weichlichem Idealismus erkühnt; der in verbrauchter, stickiger Luft den aufrechten Muth zu Neuem hat. Die geduckten Völker, Europens Krankheit und Schmach, nicht aus altem Staatsverband gelöst, doch im Geist, im Innersten frei, die Meere und Meerthore offen, alle Wehrlast erleichtert, statt widrigen Gebündels ein Menschheitbund, Dom und Festung, Gerichtshaus und Werkstatt: in toten Augen weckt der Traum von solchem Weltfrühling ein Lächeln.

Erkenntnißkritischer Realismus.

Die Anzeige einer Schrift des (inzwischen verstorbenen) Oberlehrers Jünemann in der „Zukunft" vom achtundzwanzigsten Februar 1914 veranlaßte Herrn Dr. Rudolf Weinmann, der jetzt als bayerischer Rittmeister im Feld steht, mir zwei seiner philosophischen Arbeiten zu schicken. Als er meine Aeußerungen über Kant in dem Aufsatze „Deutsch im Gymnasium" („Zukunft" vom vierten März dieses Jahres) gelesen hatte, sprach er mir in einem Brief seine Freude darüber aus, daß ich auf seinem Standpunkt stehe, und erinnerte mich an seine Abhandlungen. Ich habe sie darum noch einmal angesehen und finde, daß sie in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Die bei Leopold Voß in Hamburg 1896 erschienene Schrift „Wirklichkeitstandpunkt" ist eine überzeugende, klare und gemeinverständliche Widerlegung des sogenannten, des philosophischen Idealismus. Weinmann bestreitet nicht etwa Kants Aprioriismus; er stimmt darin mit Kant überein, daß uns die raumzeitliche Anschauung der Welt wie das Denken in den logischen Kategorien angeboren ist, daß wir Beides vor aller Erfahrung üben und daß Erfahrung erst durch die Ausübung dieser Funktionen möglich wird. Aber er schließt im Gegensatze zu Kant: „Wenn unsere Psyche eine ganz bestimmte und unveräußerliche apriorische, also dem Individuum vor aller Erfahrung gegebene Organisation besitzt, so werden wir folgerichtig die Faktoren dieser Organisation zugleich als Faktoren der Welt betrachten. Wie konnte die Psyche zu Raum, Zeit und Kausalität oder der Gesetzmäßigkeit des Denkens kommen, wenn nicht Raum, Zeit und Gesetzmäßigkeit in der Welt gegeben waren, die vor der Entstehung des Bewußtseins längst vorhanden war?" Ist ja doch der Menschenleib sammt dem Denkorgan ein Produkt der Entwickelung der Organismen: also ist kein Grund einzusehen, warum diese Welt, von der unser Denkorgan ein Theil ist, ein unbekanntes X sein sollte, ganz verschieden von der Welt, die wir wahrnehmen und die nur Erscheinung sein soll. (Erscheinung ist sie freilich, denn so dürfen wir Alles nennen, was wahrgenommen wird, aber nicht nur Erscheinung, nicht ein der Realität ermangelnder Schein.)

Auf die sehr zweifelhafte Entwickelung lege ich kein Gewicht, sondern sage: Da Gott die Körperwelt als Wohnung, Arbeitstätte und Werkzeug für vernünftige Seelen geschaffen hat, muß er Beide einander angepaßt haben. Weinmann

hat gegen diese Auffassung nichts einzuwenden, meint vielmehr, „daß selbstverständlich die theologische Anschauung, die an die Stelle der Entwickelung den Gedanken der Schöpfung setzt, erst recht unserer Ansicht sein kann, ja, sein muß". In welchem Grade Kants Lehre die Geister noch beherrscht, ersieht man unter Anderem aus einer Stelle des Sammelwerkes „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkrieg". Ein Schulmann erzählt, wie sein Lehrer den Unterschied zwischen den mathematischen Lehrsätzen und den physikalischen Gesetzen klar gemacht hat; diese leiten wir aus der Erfahrung ab, jene erkennen wir von vorn herein als nothwendig an, wir schöpfen sie aus uns selbst. Die Unklarheit, sagt der Erzähler, „die für mein Denken in dem ‚aus uns selbst' lag, hat mich so lange beunruhigt, bis ich später die Lehre Kants kennen lernte, daß Raum und Zeit Anschauungen unseres Geistes sind". Freilich sind sie Das; aber nur darum, weil wir die Dinge nicht anders schauen können, als sie wirklich sind. Daß die körperlichen Dinge nur neben einander, also räumlich geordnet, existiren, die Veränderungen dieser Dinge nur nach einander, also zeitlich geordnet, ablaufen können, ist für die Körperwelt eine eben so unabänderliche Nothwendigkeit, wie es für den Geist die logischen, ethischen und ästhetischen Gesetze sind. Sie sind die Daseinsbedingungen des Universums, an denen auch der Schöpfer nichts ändern kann und nichts ändern will, da sie seine eigenen Lebensgesetze sind. Dagegen hinderte ihn kein logischer, ethischer oder mathematischer Zwang, beim Wasser eine Ausnahme zu machen von dem physikalischen Gesetz, daß Erwärmung die Wassertheilchen auseinandertreibt, Temperaturerniedrigung sie zusammendrängt. Bekanntlich gilt dieses Gesetz beim Wasser nur für Temperaturen über vier Grad. Von vier Grad abwärts wird das Wasser durch Temperaturerniedrigung nicht dichter und schwerer, sondern lockerer und leichter, sinkt darum nicht auf den Grund, sondern das erkältete Wasser, später das noch leichtere Eis schwimmt oben und bildet eine schützende Decke. Diese Ausnahme hat der Schöpfer angeordnet, weil, wenn das allgemeine Gesetz beim Wasser ohne Grenze Geltung hätte, bei der Erkältung der Luft unter Null alle fließenden und stehenden Gewässer bis auf den Grund gefrieren würden. Das hätte den Tod aller Wasserthiere zur Folge und würde die Menschen und die Landthiere des Wassers berauben; und da die Frühlingsonne die ungeheuren Eismassen nicht zu schmelzen vermöchte, würde die zu einer immerwähren-

den Eiszeit verurtheilte nördlich gemäßigte Zone nicht sein können, wozu sie bestimmt ist: die Wohn- und Wirkungstätte der höchste Kultur schaffenden Rasse.

Es sind verschiedene Beweggründe, die Weinmann und mich zur Beschäftigung mit der Erkenntnißkritik drängen. Er möchte die **Kluft** ausfüllen, die Kant zwischen dem Objekt, der Wirklichkeit, und dem betrachtenden Geiste, dem Subjekt, gerissen hat. Kant sei freilich noch Realist, leugne nicht, daß außerhalb des Ich eine Wirklichkeit, eine objektive Welt existire, aber er mache aus dieser ein unbekanntes X, und nach ihm sei Fichte gekommen, der dieses werthlose und überflüssige X vollends beseitigt habe. „Statt eines Realismus also, der durch seine subjektivistische Färbung unsere ganze so reiche Wirklichkeit, die Welt, wie sie uns Astronomie, Geologie, Biologie, Physik, Chemie, Anthropologie und Geschichte zeigen, wie sie in der Entwickelungsgeschichte in ihrem Werden uns entgegentritt, wie sie von der Ethik und Asthetik vorausgesetzt ist, zu einem unvorstellbaren und undenkbaren X verflüchtigt und im Grunde vollständig auflöst, gelangen wir zu einem erkenntnißtheoretischen Standpunkt, der unser Weltbild in seiner ganzen Großartigkeit, in seiner raum-zeitlichen Unendlichkeit unangetastet läßt.“ Mir bereitet die Verlegenheit der Philosophen, die nicht wissen, wie sie, über die selbstgegrabene Kluft hinüber, auf den Boden der Wirklichkeit, auf die Grundlage aller Wissenschaften gelangen sollen, wenig Schmerzen. Mir ist es um zwei andere Dinge zu thun. Erstens bedaure ich, daß die dem Denkerhochmuth schmeichelnde Schrulle: Das Ich „setze“, also schaffe die Welt, immer noch hochstrebenden Jünglingen den Zugang zum Theismus sperrt, der einzigen Weltansicht, die allen intellektuellen, ethischen, praktischen und Gemüthsbedürfnissen des Menschen genügt. Zweitens bemühe ich mich, diesem Theismus eine unerschütterliche philosophische Grundlage zu schaffen durch den auch in dem Artikel über Jünemann geführten Nachweis, daß die Subjektivität der sekundären Qualitäten den Denkenden in ein unerträgliches Dilemma verwickelt ohne die Annahme des bewußten Gottes. Weinmann steht dieser Lehre Lockes skeptisch gegenüber, meint jedoch, eine Welt ohne Farben, Töne und Gerüche sei immerhin noch denkbarer als eine Welt ohne Raum, Zeit und Kausalität und als das undenkbare Ding an sich; und die niedrigsten Thiere hätten ja gar keine andere als diese arme Welt. Aber wegen der starken Betonung der Entdeckung Lockes wird mich Weinmann

vielleicht der Gruppe von Psychologen (ich kenne sie nicht) zugesellen, die er in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane" bekämpft und als deren Grunddogma er die dem Idealismus zuneigende Ansicht bezeichnet, die objektive Welt sei an das reine Ich, an das bewußte Ich geknüpft. Das glaube ich freilich auch, aber nicht in dem Sinn, daß ohne das Ich und außerhalb des Ich die Körperwelt nicht existire, sondern in dem anderen Sinn, daß Gott sie nicht geschaffen haben würde, wenn er nicht Menschen hätte schaffen wollen, weil sie nur als Wohnung und Werkzeug empfindender, also bewußter Wesen Sinn hat, da Farben, Töne, Gerüche, Wärme, Weichheit, Härte, Glätte nicht denkbar sind ohne sehende, hörende, riechende, die Wärme, Weichheit, Härte, Glätte wahrnehmende Wesen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Leonidas.

Wir sind bereit, Du dunkle Todesstunde.
Die Edelsten erliegen vor den Massen,
Wir wollen uns getrosten Muthes fassen;
Du trägst so herbe Süßigkeit im Munde.

Von drüben kam uns ungewisse Kunde,
wir wissen einzig, was wir hier verlassen;
schön laßt uns und in Herrlichkeit verblassen,
es schimmre golden auf des Bechers Grunde.

Soldaten! Wascht die Leiber, macht sie glänzen,
die Locken salbt, die Stirnen wollet kränzen,
das Glück des Menschen liegt im Augenblick,

Die Furcht allein entbrütet Mißgeschick.
Soldaten! Ich befehle: Steckt die Grenzen
und ordnet Euch zu festlich heitern Tänzen!

Joachim Freiherr von der Goltz.

(Aus den Deutschen Sonetten; im Verlag von Bruno Cassirer.)

Das Gottesauge.*)

Schmiedjel hatte ein Papiergeschäft. Ansichtkarten, Kontobücher, große und kleine Flaschen Tinte, flüssiger Gummi, Schreibpapier in bunten Cartons waren in seinem Schaufenster ausgestellt. An der zum gewölbten Laden führenden kleinen Eingangsthür klebten die neusten Depeschen vom Kriegsschauplatz. Alle aus dem Markt kamen vor die Thür Schmiedjels gelaufen, um die Telegramme zu lesen. Stand das Selbe wie gestern drin, wollte man doch nicht vergebens gekommen sein; etwas verlegen zwar sah man dann ins Schaufenster, wo eine hübsche Ansichtkarte schließlich zum Kauf verlockte. Die dicken schwarzen Buchstaben auf dem Telegrammzettel leuchteten, erweckten die Neugier und zogen die Leute an. Nicht umsonst hatte Schmiedjel die Zettel auf seine Thür geklebt: er kannte seine Blüthenauer.

Im Markt war zur Sommerszeit reges Leben. Städter kamen, um mit ihren Familien die Ferien dort zu verbringen. Hübsche Quartiere, ländliche Küche machten den Aufenthalt angenehm. Es lebte sich gut. Die Kinder tummelten sich auf den Wiesen, in den Wäldern und besonders auf dem schönen, großen Aufsee umher, der zwischen hohen Bergen gebettet lag und das landschaftliche Bild reizvoll erhöhte. Ausflüge in die Umgebung, Bergtouren gab es genug, und wer bescheidener in seinen Ansprüchen war, konnte sich gerade in Blüthenau wohl fühlen. Zwar lag es nicht an der Staatsbahn; eine Lokalbahn führte dahin. Das gab dem Ort etwas Verträumtes, das gewiß auch einen Reiz besaß. Der Krieg hatte viele Blüthenauer ins Feld gerufen, Sommergäste aber hatten sich nicht abschrecken lassen; eher zahlreicher waren sie erschienen. Was in der Stadt schwerer, war gerade auf dem Lande leichter zu erhalten. Das wußte man: so waren alle Wohnungen vermiethet und die Gasthöfe besetzt. Blüthenau stand in Blüthezeit.

Betrat man abends die Wirthsstuben, so überraschte die Munterkeit, während draußen doch der grausame Krieg tobte. Vereinzelt blickte ein Sinnender wohl ernster vor sich hin. Im Allgemeinen aber herrschte lustige Ausgelassenheit. Stimmte die freie Natur dazu?

Ueber die Sorglosigkeit, mit der die Städter ihr Geld ausgaben, schüttelten die Blüthenauer, die immer sehr auf ihren Säckel sahen und geizig waren, die Köpfe: „Zu derer Zeit, solch' Leichtsinn!" Im

*) Der Verfasser dieser Skizze, Herr Paul Kalisch, den Deutschland als edlen Sänger, ein engerer Kreis als ungemein begabten Satirenzeichner kennt, hat, unter dem Titel „Lebende Geschichten", im berliner Kladderadatsch-Verlag A. Hofmann & Co. ein Bändchen veröffentlicht, das ihn als einen vor Natur und Menschheit andächtigen Weltbetrachter und künstlerisch redlichen Darsteller inneren Erlebnisses empfiehlt. Wenn der leise Humor, der in ihm ist, sich völlig entschüchtert hat, wird dieser Erzähler die Hoffnung erfüllen, die sein erstes Buch keimen ließ.

Extrazimmer des Hellbräu aber saßen die Bürger unter sich und konnten „dischkurriren".

Schmiedjel war Witwer. Sein einziger Sohn, Maler und Anstreicher, stand schon seit Beginn des Krieges an der russischen Front in einem Pionierbataillon. Durch Tapferkeit hatte er sich hervorgethan und war ausgezeichnet worden. Jetzt kam lange keine Nachricht von ihm. Der Vater las die Zeitungen, vertiefte sich gern in Bücher, die von Weltgeschichte sprachen, und klebte in umständlicher Genauigkeit des Kleinkaufmannes die Kriegstelegramme an seine Ladenthür, als gäbe er, der Unterrichtetste, die neusten Nachrichten selber heraus. So wurde er denn, kamen die Geschäftsfreunde und Handwerker abends im Hellbräu zusammen, seiner Wißbegier halber etwas gehänselt. Einmal, da er, als Politikus, befragt worden war, wie es denn mit dem Krieg enden werde, warf Schmiedjel mit schelmischem Blick überlegen hin: „Nix schaut raus, unschenirt, punnisch!"

Der Kunstmaler Alois Stoißer hatte in Blüthenau mit seinem Lichtbildervortrag guten Erfolg gehabt. Solche Einnahme hatte er, als er in den kleinen Markt kam, nicht erhofft. Stolz spazirte er durch die Gassen und Anlagen, schaute mit kritischem Kennerblick Häuser und Giebel an und bequemte sich auch, in die große Marktkirche zu gehen. Ziemlich lange weilte er dort, und als er aus dem Gotteshaus auf den Platz trat, trug er die Nase etwas höher als gewöhnlich, obwohl sie so wie so aufwärts gerichtet war. In seine Augengläser schien gerade die Sonne, die dadurch zwei helle Lichtflecke in Stoißers Gesicht malte. Gravitätisch blieb er stehen, spitzte den schwulstigen Mund, setzte den verschlissenen Krempenhut kack auf den dicken Schädel und stolzirte mit dem Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu sein, zum Aufsee hinunter.

„Gar net übel, gar net übel, d'Lichtbülder!" meinte der Schlosser- und Bürgermeister am runden Tisch im Extrazimmer. „Kassa g'macht hat der Herr Stoißer", schmunzelte der Gemischtwaarenhändler. „Wie viel kann eing'angen sein?" „Den Kronenwirth muß't halt fragen, der macht sei G'schäft und klagt all'weil!" fiel der Spengler, der magere, ein; „a Hunderter g'wiß?" „Ha! Mehr!" rief durch seine Posaunenbacken der gedunsene Bäcker. „d'Lichbülder freili, aber der Fürtrag, der g'schwoll'ne? Unschenirt, nix schaut raus, a Protz, der Herr Stoißer!" So murmelte Schmiedjel vor sich hin.

War es Zufall oder Absicht, daß der Kunstmaler Stoißer das Hellbräu aufgefunden hatte? Kurzes Anklopfen; und mit der Thürklinke des Extrazimmers auch schon in der Hand, bot er Denen am Stammtisch ein: „Guten Abend, mit Erlaubniß, meine werthen Herr'n!" Wenn man vom Wolf spricht, ist er da, so dachte Schmiedjel. Der Bürgermeister aber katzbuckelte fein manierlich: „Schamster Diener! Herr Kunstmaler! Was verschafft uns d'Ehr, bitt' schön, nur Platz z'nehmen .... g'rad' hab'n mer von Ihna g'red't!"

Nach Bekanntmachung und Komplimentiren saß, als wenn er

dazu gehöre, der große, dicke Herr Alois Stoißer, am runden Stammtisch. Bald war die Gesellschaft vollzählig. Den Heern Kunstmaler, als eine Berühmtheit, unter sich ganz in der Nähe zu haben, Das belebte die Unterhaltung, befriedigte die Neugierigen.

Der Erfolg des Vortrages, das dienernde Entgegenkommen der Blüthenauer ließ Stoißer schnell auf sein im Stillen gestecktes Ziel losgehen. Zeit ist Geld! Drum lobte er, was das Zeug hielt, schmeichelte dem Bürgermeister besonders und kam dann vorsichtig, aber sicher auf die alte, schöne Marktkirche zu sprechen. Die Stammtischler waren ganz Ohr, und da man das Trinken nicht vergaß, so war bald eine Zärtlichkeit für den „Herrn Kunstmaler" erglüht, der so erfahrungsvoll und sympathisch „plätschern" konnte.

„Ist Ihnen, meine werthen Herren, an der Decke des Kirchenschiffes nichts aufgefallen?" Wohlwollend kam die Frage über die schwulstigen Lippen Stoißers. Und wie auf ein gegebenes Zeichen fuhren plötzlich die errötheten Köpfe allesammt in die Höhe und schauten, als säßen sie in der Kirche, zur Decke empor.

„Ja, meine verehrten Herren," begann Stoißer sehr bedeutungs- und vorwurfsvoll, „der Kenner sieht so Etwas auf den ersten Blick; und obendrein schaut es auch verletzend, sogar beleidigend aus.., Das Gottesauge, nämlich!" Die Spannung wuchs. „Das Gottesauge, meine Herren, nämlich... schielt!"

„Maria und Josef!" „Himmelsa..,!" „Wär' net übel, wär' net übel!" erscholl es; und „unschenirt!" hatte Schmiedjel heruntergeschluckt. Ein Zeppelin über Blüthenau hätte kaum mehr überraschende Bestürzung hervorrufen können.

„An einem heiligen Ort", fuhr Stoißer salbungvoll fort, „dürfte kein Makel sein; unter uns gesagt", sprach er leiser, „müßte das fehlerhaft Entweihende eigentlich entfernt werden. Das, meine Herren, wollte ich Ihnen zur Ueberlegung sehr empfehlen und ans Herz legen." Innerlich triumphirend, stand Stoißer in seiner ganzen Größe auf, bot den starr Fassungslosen eine: „Gute Nacht, meine Herren!" und überließ sie ihrem Schicksal. Die Bombe hatte eingeschlagen.

Schon des Berufes wegen sind Bäcker Frühaufsteher. Diesmal aber war Meister Buntschu noch zeitiger als gewöhnlich auf den Beinen. Er hatte, gleich seinen Gefährten, eine recht unruhige Nacht gehabt und schob nun seinen dicken Körper etwas nervös und hastig vorwärts zur Marktkirche. Da kam ihm der Bürgermeister auch schon auf dem Platzl entgegen. Die Frühmesse hatte noch nicht begonnen; so konnten sie, erregt zwar, aber ungestört, Nachschau und Prüfung halten, ob des Kunstmalers schwere Behauptung auch wirklich auf Wahrheit beruhe. Der Schreck war ihnen gründlich in die Glieder gefahren. Jetzt kamen die Anderen vom Stammtisch auch noch hinzu. Vorsichtig und leise konnte nun die prüfende Musterung beginnen.

Schmiedjel war in den Federn geblieben und träumte „unschenirt" vom Punischen Krieg. Stoißer schnarchte mächtig.

Der graue Morgen in der kalten Kirche hat etwas Frostiges. Die mangelhafte Nachtruhe, ungewohnte Frühstunde, Tabakrauch und Bier vom gestrigen Abend machen die Augen brennend.

An der Decke des Kirchenschiffes webt ein bleicher, fahler Dunst. Je länger man zum Gottesauge hinaufschaut, um so größer wird der dunkle Fleck. Flimmert es nur so? Hat der Kunstmaler gehext? War Das früher nie bemerkt worden? Freilich: ganz sauber schaute das Auge nicht aus. Geschehen war Etwas damit.

„Schielen ... meiner Seel, g'rad schielen thut's. Zwinkert's gar? Jessas! Wie a böser Blick schaut's heraus ... Reparir'n mer's. Wann's publik würde, in d'Zeitung einikäm, d'Blamasch! Na! Dös wär' a G'schicht! Reparirt muß's halt werden ... Gleich muß's g'scheh'n! Der Geistlichkeit wird's eh recht san, wann's wieder in d'Reih kämmet und Alles sei Ordnung hat! ... Freilich, repariren thun mir's. Nix wird gered't! Mörtl is halt von der Decken g'fall'n, verputzt muß Dös werd'n ... und Schluß!"

So spukte es in den Köpfen der Prüfungskommission.

Der Bürgermeister wollte die Sache gleich in die Hand nehmen und dem Pfarrer, der längst für Aufbesserung von Schadhaftem war, die Angelegenheit unterbreiten. Etwas erleichtert, trennten sie sich jetzt und gingen an ihre gewohnte Arbeit.

Nach peinlicher Erwägung der Umstände wurde beschlossen, dem Herrn Kunstmaler Alois Stoißer die Ausbesserung des Gottesauges zu übertragen. Stoißers Ziel war erreicht. Pünktlich erschien er nun abends am Stammtisch, trank viel, erzählte selbstbewußt und verstand sich bei den leichtgläubigen Bürgern einzuschmeicheln. Bald war das Gerüst von der Empore zur Decke des Kirchenschiffes hergestellt; die Arbeit konnte beginnen. „Soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben."

Der Kunstmaler hatte einen Kater. Das Bier war entschieden zu jung. Und als er in die Marktkirche ging, war ihm gar nicht wohl zu Muthe. Wie hoch eigentlich die Decke ist und wie schmal die Leitern sind! Wackeln sie? Jedenfalls halten sie. Nur hübsch vorsichtig, daß nichts passirt, stufenweise ... links, rechts, links, rechts. Immer gleichmäßig, vorwärts, hinauf! Weshalb knarrts, warum biegt sichs? Ruhig, ruhig bleiben ... So! Das erste Podest ist erreicht. Schwitzt Stoißer schon? Er wischt sich allerdings den Schweiß von der Stirn. Aber nur weiter. Sein dicker Körper ist ungelenkig. Der Bauch streift die Sprossen. Im Magen rumort es, ihm ist übel. Er steigt und steigt und quält sich. Da! Wie unangenehm! Spinngewebe verschlingt sich am schwitzigen, dicken Schädel. Mit der Linken fest die Leiterwange umklammernd, entfernt er mit der Rechten zitternd die klebrigen Fäden. Dabei geräth der Riemen in Unordnung, an dem der Malkasten über der Schulter hängt. Beinahe! Eine Sprosse gefehlt. Fatale Geschichte, die Kletterei. Wie hoch er schon ist und wie tief unter ihm der Steinboden ausschaut. Verflixt! Pfui! Der

Splitter! Mit Bauch und Brust an die Leiter geschmiegt, versucht er, das schmerzende, spitzige Holz aus der Hand zu entfernen; halbwegs gelingt es. Gerade ihm gegenüber ist das runde Kirchenfenster; es steht offen, eine lange Schnur hängt, vom Windhauch leicht bewegt, herab. Draußen ein heller, fröhlich weiter Sommertag, drinnen eine kalt ummauerte Oede. Lustig quietschend, schwirren am Fenster die Schwalben vorbei, um Stoißers fettigen Kopf summen die Fliegen. Ein Seufzer! Immer langsamer kommt er vorwärts, muß sich verschnaufen. Kalter Angstschweiß läuft ihm am Genick herunter. O, weh! Die Leiter wackelt ja! Nur jetzt noch zusammengenommen... Da! Vor ihm das Gottesauge! So groß, so groß... Wie es ihn anstarrt! Nur zu! Jetzt, jetzt ist er endlich oben. Schwach und erschöpft lehnt er sich an die Wölbung der Decke. Schwarz wird es ihm vor den Augen, Ringe tanzen... riesengroß ist das Gottesauge geworden. Er schwankt, will mit den Händen nach einem Halt greifen, findet ihn nicht und sinkt, ohnmächtig taumelnd, auf die zitternden Bretter des schmalen Gerüstes zusammen... Da liegt er nun! Wie lange? Als er erwacht, weiß er es nicht. Er schämt sich seiner Schwäche. Noch ist die Uebelkeit nicht überwunden; dennoch will er trotzen, er, Stoißer! Da er aber aufsteht, faßt ihn der Schwindel wieder und die Knie zittern. Setzen! In der Ecke steht eine Kiste. Gott sei Dank! Zu ihr! Heftig stößt sein Kopf an die Wölbung. Gekrümmt tastet er vorwärts und findet endlich auf dem Kasten den ersehnten Ruhesitz. In die Hände stützt er den Schädel, der brennt und brummt. Die Augen muß er schließen, so übel ist ihm. Was beginnen? Abwarten! 's wird besser werden, vergehen. Die kupfernen Schläge der Glockenuhr dröhnen donnernd an sein Ohr. Schlägt schon die Schicksalsstunde? Schallwellen umwogen, Gewissensbisse quälen ihn. Immer muthloser wird er. Da sitzt nun der große, dicke Stoißer, zerschlagen, gedemüthigt, und wünscht sich aus seiner schwindelnden Höhe wieder zur Erde herunter.

Schmiedjel hatte gut ausgeschlafen und war gerade dabei, die neusten Telegramme, die große Erfolge im Osten meldeten, an seine Ladenthür zu kleben, als ein braungebrannter Soldat mit Vollbart, stramm salutirend, sich vor ihn stellte. „Maria und Josef! Franzl! Ja, meiner Seel, Franzl! Wie schaust denn aus? Grüß Di Gott! mei lieber Sohn!" Helle Freude strahlte aus den Augen der beiden Männer, die sich lachend umarmten. „Grüß Gott! Vatterl!" Die Hände behielten sie noch fest ineinander. Liebevoll zog der alte Schmiedjel seinen Jungen in den Ladenraum, küßte ihn auf beide Wangen und rief dann, nach genauer Musterung: „Laß' Di anschaun, feilt a nix? Ka Bein, ka Arm ..... na, unschenirt, Alles in Ordnung ..... und die Silberne! Ja, mei, Das, wann die Mutter selig!" Da kam auch schon d' Nani, die alte Magd daher, die den „Spectackel g'hört" hatte und nun sprudelte die Rede wie ein Brünnlein. Das war ein Wiedersehen! „Jessas, Franzl! Na, die Ueberraschung! Der Boart! Na! Den mußt halt wieder abrasiren. Schau!

d' Sülberne, Die kannst D' behalten, gratulir, aber . . . . schmal bist D' worden . . . . hast D' scho gessen? Glei mach' i Dir was z'recht . . . . freili! Essen muß der Mensch, na, so a Ueberraschung . . . . wie lang' bleibst denn, hast Urlaub, natürli bleibst halt." So ging es fort und der Franzl kam gar nicht zu Worte. Durch Nanis erregtes Hin und Her wußte bald Blüthenau: „Der Schmiedjel Franzl ist da!" Ja, der Schmiedjel Franzl, Der konnte sich sehen lassen. Neunzehn Monate war er fort, gut wars gangen, nix war g'schehn! Der wird erzählen, da erfahren mer was. G'wiß weiß er, wies steht und wann mer Frieden kriegen . . . Franzl! Der is aner!

Lustig ging es im Hellbräu zu, man freute sich, den jungen Schmiedjel wiederzusehen, und die Neugier, von ihm gar etwas „Extras" zu hören, hatte Alle an den Stammtisch gelockt. So wurde denn der Pionier Franzl gehörig mit Fragen bestürmt, harmlosen, oberflächlichen. Nur die Frage, wie er sich die „Sülberne" verdient habe, brachte eine andere Stimmung in die redselige Gesellschaft.

Eine Granate hat die eben fertiggestellte Holzbrücke gesprengt. Sie sind abgeschnitten. In der Nacht muß sie wieder hergestellt werden. Vom strömenden Regen ist der Fluß geschwollen. Die Kugeln sausen. Mit einem Seil um den Leib, die Axt zwischen den Zähnen, springt Schmiedjel in die reißenden Fluthen. Wie durch ein Wunder erringt er das andere Ufer, befestigt das Seil, feuert die Kameraden an, zieht sie herüber und rettet dadurch die Wiederherstellung der Brücke und die schnelle Verbindung. Dann heftet ihm sein Hauptmann die Tapferkeitmedaille an die Brust.

Sachlich und schlicht hatte der Soldat erzählt, ohne Phrase, ohne Selbstbewußtsein. Um so größer war der Eindruck. Stiller wurde es und nachdenklicher. Ja, Die da draußen, Die thun schon ihre Pflicht, bittere, harte Arbeit! . . . . Und Die da drinnen?

Wo war der Kunstmaler? Jetzt erst fiel sein Fehlen auf. Richtig: wo war denn der Herr Stoißer? „Abgefahren ist er mit dem Frühzug", sagte gelassen der in das Geheimniß uneingeweihte Kronenwirth.

„Abgefahren? . . . Abgereist?!" platzte es plötzlich heraus.

„Mit dem um Sieben! No, was giebt's denn, warum so deschperat?!" fragte begierig und erstaunt der Kronenwirth. Da half nun nichts: die ganze Geschichte mußte erzählt werden. Was war jetzt zu thun? Klagen, prozessiren? Dabei kommt was Rechts heraus! Reparirt muß's halt doch werden; aber wie und wer in der jetzigen Zeit?

Der alte Schmiedjel sah seinen Sohn an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte nur, aber laut und deutlich: „Unschenirt, Franzl!"

Wer geübte Ohren hat, hört leises Pfeifen in der stillen, verlassenen Marktkirche. Zwitschern die Schwalben so? Nein, die kennen nicht den Radetzkymarsch. Auf dem hohen Gerüst, lustig, mit frischen, kühnen Strichen, malt der Pionier Schmiedjel Franzl über die trüben Wolken und den schwarzen Fleck den lachenden blauen Himmel.

Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Februar 1917.

Tragikomoedie.

1785.

Im letzten Novemberheft sprach ich von der Herkunft und dem Wandel der Bürgertragoedie und wies auf die Steckbriefe, die der junge Schiller, Arzt und Dichter, Ankläger und Richter, den Bösewichten des auf der Bühne noch heute wirksamsten Bürgerlichen Trauerspieles nachschickte. Am fünfzehnten April 1784 umtoste der Jubel der Mannheimer den Schöpfer von „Kabale und Liebe". Zwölf Tage danach wird in Paris die Komoedie „Figaros Hochzeit oder der tolle Tag" zum ersten Mal aufgeführt; hört die feine, von stetem Genußkitzel müde Gesellschaft einen Barbier, Abenteurer, Kampfhahn, Kammerdiener gegen den Adel, dessen einzige Anstrengung war, daß er sich gebären ließ, toben, die Beamtenschaft und Censur höhnen, das Jammerschicksal des armen, rechtlosen Bürgers beschluchzen. Deutschland erfährt nach ein paar Monaten vielleicht, daß drüben wieder ein lustiges Stück gespielt worden sei. Dessen Verfasser, Herrn Pierre Augustin Caron, der sich, nach einem schwer auffindbaren Landgut seiner Frau, Caron de Beaumarchais nennt, hat Deutschlands reichster Dichter schon zehn Jahre zuvor mit keckem Griff auf die Bretter gestellt. „Die Mémoires von Beaumarchais freuten mich, weckten romantische Jugendkraft in mir, sein Charakter und seine Thaten amalgamirten sich mit Charakteren und Thaten in mir: und so ward mein ‚Clavigo'. Das ist Glück; denn ich habe Freude davon ge-

habt und, was mehr ist, ich fordere das kritische Messer auf, die blos übersetzten Stellen abzutrennen, ohne das Ganze zu zerfleischen, ohne tötliche Wunden (nicht zu sagen: der Historie, sondern) der Struktur, der Lebensorganisation des Stückes zu versetzen! Aber was red' ich über meine Kinder? Wenn sie leben, werden sie fortkrabbeln unter diesem weiten Himmel." Diese Sätze schrieb Goethe an Jacobi; und war stolz darauf, daß er das ganze Gespräch Clavigos mit Beaumarchais „Wort vor Wort, mit Einschluß der Anweisungen für das Spiel Clavigos", dem vierten Mémoire des Franzosen entnommen habe. Dem hat er ein Halbjahrhundert lang wohlwollende Aufmerksamkeit bewahrt. Beaumarchais, sagt er noch 1829, „war ein toller Christ. Prozesse waren sein Element, worin ihm erst eigentlich wohl wurde. Aus einem seiner Prozesse haben wir noch Reden, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und Verwegensten dieser Art gehören. Eben diesen berühmten Prozeß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, weigerte sich und bestand darauf, daß Jeder zur Hälfte Platz mache. Der in seiner Würde beleidigte Kanzler befahl den Leuten seines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu schieben, was auch geschah; worauf dann Beaumarchais sofort wieder in den Gerichtssaal zurückging und gegen den Kanzler einen Prozeß anhängig machte, den er gewann. Er hatte eine große advokatorische Gewandtheit und kam in eine Literatur, die seit Ludwig dem Vierzehnten heranwuchs und zuletzt in voller Blüthe stand. Voltaire hetzte Geister wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais und Andere herauf: denn um neben ihm nur Etwas zu sein, mußte man viel sein; und da galt kein Feiern." (Seltsam: die Erinnerung an Beaumarchais wiederholt, nach sechsundfünfzig Jahren, wörtlich einen Satz Clavigos.) Der Greis sieht den Pariser richtiger, als ihn der Jüngling sah; nicht in so reinem Heldenglanz. Von dem Komoedienschreiber scheint er nicht so viel wie von dem Advokaten gehalten zu haben; sonst hätte er, der gern Fremdartiges auf die Bühne brachte, dem Erzschelm Figaro wohl die Gnadenpforte geöffnet. (Indem ich Dieses niederschreibe, fällt mir ein, daß der Tag naht, an dem vor hundert Jahren Goethe von der Leitung des weimarer Hoftheaters zurücktrat. Großherzog Karl August schrieb ihm: „Sehr

werther Herr Geheimerath und Staatsminister, die Mir zugekommenen Aeußerungen haben Mich überzeugt, daß der Herr Geheimerath und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheater-Intendanz dispensirt zu werden wünscht, zugleich aber seine Einwirkung durch Rath und That der fortdauernden Hoftheater-Intendanz, in Hinsicht des artistischen Faches des Theaterwesens, nicht versagen wird, wenn er, wie Dieses häufig der Fall sein könnte, darum begrüßt werden wird. Der Herr Geheimerath und Staatsminister empfängt hierbei meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste, die Er bei Kreirung, Erhaltung und Dirigirung der Theatergeschäfte, und zwar in allen dahin einschlagenden Fächern, geleistet hat, und hoffe, daß Er die bei dieser Veränderung ihm zuwachsende Muße auf die sehr wichtigen Geschäfte der Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit dem selben Eifer verwenden werde, wie Er zeither sich bemüht hat, diese Aufträge mit besonderer Auszeichnung zu besorgen. Uebrigens benachrichtige ich den Herrn Geheimerath und Staatsminister, daß ich per Rescriptum die Hoftheater-Intendanz von Seinem Austritt aus selbiger benachrichtigt habe." Neben dem offiziellen Schreiben lag im Umschlag dieser Privatbrief: „Lieber Freund, verschiedene Aeußerungen Deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß Du es gern sehen würdest, von denen Verdrießlichkeiten der Theater-Intendanz entbunden zu werden, daß Du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie Dieses wohl oft der Fall sein wird, Du von der Intendanz darum ersucht würdest. Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren solle. Einen offiziellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche, wohl zu leben. Karl August, Großherzog zu Sachsen." Zwei Tage danach antwortet aus Jena der Geheimerath und Staatsminister auf beide Briefe: „Eure Königliche Hoheit kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja, zuvor. Ich glaubte, sie nunmehr hegen zu dürfen, da, nach jenem von Höchstdenenselben mit Beifall aufgenommenen Ent-

wurf, die Instruktionen an die Untergeordneten abgegangen, und was daran zu modifiziren sein möchte, durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird. Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäftes genossen; und auch in der Folge auf denjenigen Theil einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntniß und Uebung zutrauen darf, sei mir gnädig vergönnt. Zugleich erlauben Höchstdieselben die unterthänigste Bitte, meinen Sohn ebenfalls von diesem Geschäft zu entbinden, da eigentlich seine Wirksamkeit dabei nur insofern bedeutsam sein konnte, als er die täglich, ja, stündlich zudringenden Einzelheiten aufnehmen und vermitteln konnte; mein gegenwärtiges Verhältniß sich aber nur auf solche Fälle beziehen kann, in welchen Reife und ruhige Berathung gefordert wird. Von hiesigen Oberaufsichtangelegenheiten, welche Eure Königliche Hoheit mir zur erneuten angenehmen Pflicht machen, kann ich nur das Erfreulichste melden. Nirgends finde ich Stockung oder Hinderniß; was den Winter über geruht, setzt sich im Frühjahr von selbst in Bewegung. Ausführlicher Bericht und Etatvorschläge sind in Arbeit. Mit wiederholten vielfältigen Dankfagungen Eurer Königlichen Hoheit unterthänigster J. W. v. Goethe." An den Souverain, der den Dichter auch in Briefen duzt.)

Nur die Freude, das alte, fromm in Geistiges versenkte Deutschland sprechen zu hören, kann von so langer Einschaltung entschuldigen. Labet uns bald, Germanisten, durch eine ernsthaft zärtliche Darstellung des Verhältnisses, in das Goethe 1791, in Mozarts Todesjahr, zu dem Theater trat und das er 1817 sacht löste. Zurück, rasch nun, zu den Steckbriefen. Im „Barbier von Sevilla", der im Februar 1775 auf den Brettern der Comédie Française gestolpert, über Nacht von dem flinken Verfasser gekürzt, umgemodelt und durch hundert Sprühfeuer zum Siege geführt worden war, hatte der Sohn des von „Calvins Ketzerei" in den Römerglauben heimgekehrten Uhrmachers und bourgeois de Paris nur das Kleid seiner Spielpuppen selbst beschrieben. Vor das zweite Figarostück, das in höheren Rang und in tiefere Wirkung langt, stellt er, wie Schiller, eine Liste der Wesensmerkmale. Almaviva (nicht irgendein Landjunker und Graf, sondern Großkorregidor, oberster Gerichtsherr, Etwas wie ein Vicekönig in Andalusien) soll sehr vornehm, doch, ohne Steifheit, mit zwang-

loser Grazie dargestellt werden. „Sein Herz ist verderbt, aber seine Haltung durchaus edel. Große Herren nahmen damals jede Weibergeschichte als Spaß. Weil der Graf immer ins Unrecht gesetzt wird, ist die Rolle schwer zu spielen; kann aber, wenn ein so starker Spieler wie Herr Molé sich ihrer annimmt, den Erfolg des Stückes sichern." Susanne: „Die kluge, gewandte, lustige, ganz ihrer Herrin ergebene Kammerjungfer; ihre Fröhlichkeit darf nicht den frechen Ton der lüsternen Soubrette haben. Dem Darsteller des Figaro kann nicht ernstlich genug empfohlen werden, in den Geist der Rolle einzudringen; sieht er darin Anderes als von Heiterkeit gewürzte, stets zu keckem Ausfall bereite Vernunft, übertreibt er gar das Spiel in Verzerrung, dann erniedert er eine Rolle, deren Darstellung einen von ihrem Geist erfüllten Mann ehren muß. Marceline ist eine gescheite, von Natur ein Bischen hitzige Frau, deren Wesen durch Fehltrittsfolgen und Lebenserfahrung geläutert wurde; die Spielerin wird dem Werk dienen, wenn sie nach der Szene, in der sie (den von ihr bräutlich umworbenen) Figaro als ihren Sohn erkennt, in den des Vorganges würdigen sittlichen Stolz hineinwächst. Cherubin ist nicht mehr Kind, noch nicht Mann, doch vom ersten heftigen Herzschlag der Mannbarkeit erregt; stets unruhvoll, stets aber auch ein Schelm; von allen Frauen verzärtelt und für alle Weibheit erglühend. Weil unserer Bühne Jünglinge fehlen, die für so feine Aufgaben tauglich wären, muß die Rolle von einem jungen, sehr hübschen Mädchen gespielt werden. Ohne Plan und Lebenskenntniß, im Wirbel jedes Ereignisses keucht das Kerlchen auf der Schwelle zur Mannheit. Im Herzensgrund wünscht vielleicht jede Mutter, daß ihr Junge so sei, obwohl jede weiß, daß solcher Bengel ihr manche Sorge machen würde. Brid'oison (Gimpel), der Stellvertreter des Oberrichters, hat die harmlos gutmüthige Sicherheit entschüchterter Thiere. Sein Stottern darf kaum hörbar sein und die Liebenswürdigkeit der Gestalt nicht mindern; wer darin Komikerwirkung sucht, vergreift sich völlig. Die Komik ergiebt sich aus dem Gegensatz des würdigen Amtes zu dem putzigen Wesen des Inhabers. Ein begabter Spieler wird die Rolle behutsam anfassen und Uebertreibung meiden." Klingts nicht, fast Alles, furchtbar feierlich? Ist dennoch nur Getändel und tönt in ein Liederspiel aus, dessen letzte, von dem stotternden Richter Gimpel gesungene Strophe sagt: „Wir glauben, daß

unsere Komoedie das Leben des guten Volkes malt, das ihr lauscht. Gut ists; schreit, flucht und fuchtelt zwar, wenn es gedrückt und mißhandelt wird, läßt alles Leid aber in Liedchen aufflattern." Tout finit par des chansons. Kein unseliges Paar verröchelt im Giftkrampf. Kein Ferdinand reicht dem Vater, als erflehtes Pfand der Vergebung, die sterbende Hand. Kein Schurke und Volksschinder wird, von und sammt seinem schmutzigsten Werkzeug, vernichtet noch einem lüderlich schwelgenden Landesherrn die schöne Buhle entrissen. Auch auf dieses Spiel aber würde der von ungestümem Knabensinn in Sturm und Drang erbrütete Titel „Kabale und Liebe" passen. Figaro will Susanne heirathen und der Graf, dem der Barbier in Sevilla einst Rosinchen ins Ehebett geflunkert hat, dem Herrenrecht auf die Brautnacht der ihm unterthanen Mägdlein zwar entsagen, dieses wonnige Recht aber einmal noch, just an Susannens bräunlich straffer Brust, ausschlürfen. Er sucht und findet immer neuen Grund zum Aufschub der Hochzeit (sein Richtergewissen befiehlt ja die gründlichste Prüfung der Frage, ob Marcelines Recht auf Figaro nicht älter, drum gewichtiger sei als Susannens); wird, ob er im Zimmer seiner Gräfin Rosine dem Schloßpagen und Offizier Cherubin nachstöbert, im Gerichtssaal Finten erlistet und sich in Anwaltskniffe herabläßt oder, endlich, unter nächtig duftenden Kastanienbäumen das weiche Fell der brünstigen Kammerkatze zu krauen wähnt, überall von ehrerbietig Dienernden gefoppt; muß von der Frau, die es hinter den Oehrchen hat, Verzeihung erbitten und schleunig, ohne sich auf der ersehnten Weide geletzt zu haben, Figaros Eheglück segnen. Getändel und Neckspiel. Auf dem aber stand die Geschlechtsehre zweier Frauen, der Gräfin und der Jungfer; und der Hörer trägt, wenn das Spiel auf den rechten Ton gestimmt war, die Ahnung heim, daß sein Gelächter eine in Anmuth verwelkte, zu Fortzeugung nicht mehr rüstige Welt bestatten half, die zum Sterben bereit war und Todesvorstellung als Wollust empfand.

Wollte Beaumarchais aus Polterabendslust die Gäste vor diese Gruft führen? Mirabeau, den er, im Streit über den Aktienkurs der Wasserwerke, in die Reihe der Baissiers und Fixer gewiesen hatte, warf ihm vor, daß er alle Gesetze und Einrichtungen, alle Klassen und Sitten, den Staat und den Anstand mit Geifer beträuft, mit schnödem Hohnauswurf besudelt habe. Weder das

zierlich hüpfende Stück, dessen verschmitzter Held nur einmal, im Dunkel, aufbrüllt, noch die eitel stolzirende oder kokett zwinkernde Vorrede bekennt solche Absicht. „Anstand und Sittsamkeit: mit diesen Schlagwörtern könntet Ihr, Pedanten, auf unseren Bühnen alles Kräftige umbringen; Racines Plaideurs, den Turcaret des Le Sage und, mindestens, den halben Molière. Wenn nicht rasch ein Muthiger all diesen Wortstaub wegfegt, wird unser Theater so unerträglich langweilig, daß ihm das Volk entläuft, zuerst in die Operette, dann bis in die dreckigen Gaukler buden, wo, uns zu Schmach, sittlicher Freimuth in zuchtlose Frechheit entartet und die mit alberner Zote gepäppelte Tugend den Geschmack an Frankreichs Meisterwerken verliert. Das Amt dieses Muthigen habe ich auf mich zu nehmen versucht: und all meine Werke, in die ich nicht mehr Talent, als ich habe, zu schöpfen vermochte, zeugen von gutem Wollen. Wie der Tragiker die gräßlichsten Verbrechen entschleiern, die Blutschande des Oedipus und der Phaedra, Macbeths Königsmord, den Vatermord in Voltaires Mohammed, hüllenlos vor den Blick stellen darf, so muß auch dem Komiker erlaubt sein, die Gebrechen seiner Zeit, die Laster seiner Gesellschaft nackt, unverniedlicht zu zeigen. Den Geiz kann nur ein schäbiger Geizhals, Heuchelei nur ein elender Heuchler, Lüdrians thun nur ein Dirnenhengst dem Auge verkörpern. Sind diese Leute Tugendmuster? Nein. Giebt der Dichter sie dafür aus? Nein. Er schützt, begönnert, vertheidigt keinen der Kerle, sondern malt das besondere Laster jedes Einzelnen. Und weil der Löwe wild, der Wolf gefräßig, der Fuchs listig ist, soll die Fabel, die von ihnen erzählt, unmoralisch sein? Den mit Lastern Beladenen wollt Ihr das Bühnenthor sperren? Was bleibt auf dem Schaugerüst dann zu geißeln? Lächerliche Verdrehtheit? Lohnt nicht. Des Dramatikers würdigste Aufgabe ist, dem Laster die tausend wechselnden Larven, dem Mißbrauch die künstlich gebauschten Prunkkleider abzureißen. Weh Dem, der dieser Pflicht fehlt! Der Mensch ist nur dadurch zu bessern, daß man ihn sich selbst sehen, erkennen lehrt. Die Komoedie, die nicht nur ergötzen, sondern durch Wahrhaftigkeit nützen will, darf nicht leerem Akademikergerede, nicht verlogener Lobhudelei ähneln. Unanständig wird ein Stück nicht durch die ungeschminkte Darstellung des Lasters; wird es nur, wenn der Verfasser zu schwach oder zu feig ist, die nothwendige Morallehre daraus zu ziehen. Meinen, Tollen

Tag' mußte ich, trotzdem er dem edlen, kühnen Heldengeist des großen Fürsten Conti gefallen hatte, fünf Jahre lang im Schubkasten lassen. Als ihn, endlich, die Schauspieler mir entwunden und auf die Bühne gebracht hatten, gabs ein gelles Geschrei. Meine mächtigen Feinde erfüllten den Hof mit der Kunde, das Stück, ein Gewebe aus allerlei Thorengarn, schmähe Religion und Regirung, kränke alle Stände, zerre die Gebote der Sittlichkeit in den Koth und zeige, wie Etwas, das von Rechtes wegen sein müsse, des Lasters Triumph und die Niederlage der Tugend. Mein erster Figaro hatte das Staatsgebäude erschüttert; mein zweiter bedrohte es mit Zertrümmerung. Wenn dieses Stück erlaubt wurde, war nichts mehr heilig. Die Behörde wurde durch lügnerische Berichte getäuscht, ein Heer ängstlicher Damen mobil gemacht, auf Betschemel mir Feindschaft gesät: und meine unerschöpfliche Geduld, meine stets belehrbare Ehrfurcht, mein Verstand (wenn man ihn hören wollte) mußten gegen das erbärmliche Gezettel den Kampf wagen. Vier Jahre hat er gedauert. $4 + 5 = 9$. Was konnte von den Anspielungen, die man in dem Werk witterte, übrig bleiben? Als ichs schrieb, keimte noch nicht, was heute in Blüthe ist; war eine ganz andere Welt. In dem Stück ist nichts Fürchterliches; nur das simpelste Schäkergesträhn. Ein spanischer Edelmann möchte ein Mädchen verführen, das, im Bund mit Herrin und Bräutigam, den Plan des durch Rang, Reichthum, Freigiebigkeit fast Allmächtigen vereitelt: Das ist Alles. Seht Euch das Stück an: Ihr werdet nichts Anderes drin finden. Unter einem gerechten König und vernünftigen Ministern beleidigt der Schriftsteller, der wider tyrannischen Druck das Wort führt, keinen Menschen. Während der Regirung guter Fürsten kann man ungefährdet die Geschichte der schlechten schreiben. Je weiser, je heller erleuchtet die Regirung, desto freier die Rede; wo Jeder im Lande der Pflicht genügt, braucht Keiner dunkle Andeutung zu scheuen. Dabei gedeiht unsere Literatur, die uns draußen Ruhm beschert und in einen auf andere Leistung nicht zu stützenden Vorrang gehoben hat. Wir sind noch heute nicht tapferer als der Feind, der uns schlug; haben sanftere, doch nicht bessere Sitten. Auf unserer Literatur, die von allen Völkern geliebt und mit Recht drum von unserer Regirung geschirmt wird, ruht die Weltherrschaft der französischen Sprache. Warum also zerfleischt man mich? Weil ich Figaro

die Höflinge höhnen ließ. (Kainzens schlimme Uebersetzung, die, leider, im Deutschen Theater benutzt wird, macht aus dem courtisan einen Diplomaten, aus Spott Unsinn.) Er behauptet, fürs Höflingsgeschäft geboren zu sein, und antwortet auf Susannens Frage, ob es nicht schwer sei: ‚Nehmen, erraffen, weiterbetteln: in den drei Worten ist das ganze Geschäftsgeheimniß.' Vergesset nicht, daß der zur Hofgesellschaft Gehörige, daß auch der Hofmann nicht das Höflingsgewerbe zu treiben braucht. Der Höfling drückt jede Hand, scheint stets unterwürfig, spinnt überall seine Fädchen an, macht sich nirgends Feinde, stößt aber den besten Freund, wenn er ihm den Pfad auf den Gipfel sperrt, von hinten in den Abgrund, lobt, wenns Nutzen verheißt, lächelnd, was ihm mißfällt, tadelt, was ihm im Innersten behagt, und sieht in ersprießlicher Buhlschaft seiner Frau oder Geliebten nur, was ihm paßt. Schon La Fontaine hat gesagt, der echte Hofmann nehme alles Erlangbare. Höflinge dieses alten Schlages kenne ich nicht; unter dem dritten Henri, noch unter anderen Königen solls die Sorte gegeben haben. Der Geschichtschreiber mags wissen. Ich stehe auf dem Glauben, daß jedes Jahrhundert Heilige und Dreckseelen hat (die im nächsten vielleicht heilig gesprochen werden; und erkenne den Hauptfehler meines Stückes darin, daß es das Bild entschwundener Zeit, nicht der Gesellschaft von heute, giebt und Sitten schildert, deren Spur man jetzt vergebens sucht. Seine Gesellschaft war gestern und kann morgen wiederkehren; unsere ähnelt ihr in keinem Zug. Wahrhaftig: nicht in dem allerkleinsten. Männer, die ihre Frauen verkuppeln, lüdernde Kavaliere, raffsüchtige Höflinge, dumme oder parteiische Richter, schimpfende Advokaten, von Gunst gehobene Knirpse: nie hat mein Auge so Garstiges erblickt. Und wenn Lämmchenseelen, weil sie sich nicht zurechtfinden, mit unermüdlicher Wuth mein Stück zerfetzen, thun sies aus Ehrfurcht vor ihren Ahnen und aus Empfindlichkeit für ihre Enkel. Nach diesem Bekenntniß, hoffe ich, läßt man mich nun in Ruhe. Schluß."

So (ungefähr) redet Beaumarchais. Spricht kein greifbares Wort gegen die Staatsordnung, den Knechtsstand des Armen, die Gerichtsherrlichkeit des in Parteivorurtheil Befangenen, nicht das winzigste sogar gegen das Brautnachtrecht des Grundherrn. Das war bis an den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in allen Zonen Europens, von Sizilien bis ins Hannoverland und

im höheren Norden, heimisch und in manchem Gemeinwesen den Vögten und Meiern zuerkannt. In einem zürcher Rechtsbuch aus dem Jahr 1543 steht die Vorschrift: „Wer hier zu der heiligen Ehe kommt, Der soll den Meier und dessen Frau laden. Der Meier soll dem Bräutigam einen Topf leihen, worin er wohl ein Schaf sieden kann, soll auch ein Fuder Holz und von einem Schwein das Schinkenviertel zur Hochzeit bringen. Und geht sie zu Ende, so soll der Bräutigam die erste Nacht den Meier bei der Braut liegen lassen oder sie mit fünf Schillingen und vier Pfennigen lösen." Die Meierin wußte also, wie und wo ihr Trauter sich ergötze („gute alte Zeit"), und war am Ende nur brummig, weil das Abstandsgeld, der Bettgroschen, Jungfernzins, Lakenthaler, das Vogthemd, die Busenrente nicht ihrer Wirthschaft zufloß. (In einzelnen Gegenden Deutschlands hatten die Bräute dem Grundherrn, damit er von seinem Recht abstehe, so viel Butter und Käse zu liefern, „wie dick und schwer ihr Hintertheil war"; unter solchem Beding käme selbst die Schlankste jetzt nicht jüngferlich an ihren Mann.) Graf Almaviva mimt edle Sittlichkeit. „Die Abstellung schmählichen Rechtes tilgt nur, was wir der Ehrbarkeit schulden. Ein Spanier kann trachten, durch emsiges Werben Schönheit zu erobern; doch von ihr den ersten, den süßesten Genuß als Dienstpflicht zu heischen, mag sich ein wandalischer Knechter, wird niemals aber, wie zu bekennbarem Recht, ein kastilischer Edelmann sich entschließen." Nicht wie zu bekennbarem Recht; der Großkorregidor hätschelt die Hoffnung, daß sein Mannesreiz und seine Verführerkunst jeden Rechtsanspruch vollauf ersetzen werde, und schämt sich gar nicht, den Hochzeitaufschub als Kitzelwerkzeug zu brauchen. Da, endlich, Susanne vor ihm knien, aus seiner Hand die mit weißen Federn und Bändern geputzte Brauthaube und den Hochzeitstrauß empfangen darf, jauchzen zwei Dorfjungfern: „Singet, Neuvermählte, die Wohlthat, den Ruhm des Herrn Grafen, der dem Recht entsagt hat, bei Euch zu schlafen, der, auf Lust verzichtend, sich hehr überwand, keusch, unberührt Euch giebt in des Gatten Hand." Foppt ihn Figaro? Listiger noch und lustiger Susanne. Die steckt ihm, der sie, zu gefälligem Schein, mit dem Weihezeichen züchtiger Bräute schmückt, das Zettelchen zu, das ihn für den Spätabend unter die Kastanien ruft, in Prellerei und Weiberspott lockt. Das war einmal, spricht, unter frommem Auge, des Schöpfers Mund;

seit Gerechtigkeit thront und Vernunft uns regirt, ist solche Sitte heimlos geworden. Bald danach aber, in wilderer Laune, pfaucht er im Journal de Paris: „Bildet Ihr Euch etwa ein, mich, der, um eine Komoedie auf die Bühne zu bringen, Löwen und Tiger bändigen mußte, nach dem Erfolg dieses Stückes in die Pflicht einer Holländermagd ducken zu können, die an jedem Morgen das ekle Nachtgewürm mit der Weidenruthe ausklopft?“ Gerechtigkeit thront und Vernunft regirt. Dennoch wird dem sechzehnten Louis von Frankreich eingeflüstert, das Wort vom gebändigten Leun sei auf ihn zu beziehen: und der dreiundfünfzigjährige Herr Caron de Beaumarchais wird als Beleidiger der Majestät ins Gefängniß von Saint-Lazare, in die Besserunganstalt für verkommene Schlingel, geschleppt. Nach fünf Tagen ist er wieder frei, weil Paris, das zuerst gelacht hat, die Willkürhandlung zu bemurren anfängt; und der gutmüthig schwache König erweist dem Liebling der Hauptstadt die Rückkehr allerhöchster Huld durch die Erlaubniß, die Barbierkomoedie über die Trianon-Hofbühne wirbeln zu lassen. Kein Dichter sah, kein mit Lorber bekränztes Genie je sein Werk in solchem Glanz. Im Schausaal der König, alle Prinzen, Prinzessinnen, Staats- und Hofswürdenträger. Graf d'Artois, ein Bruder Ludwigs des Sechzehnten, und Herr de Vaudreuil spielen Männerrollen; und Rosine, das leichtsinnig muntere Mündel des Doktors Bartholo, wird von der Königin Marie-Antoinette dargestellt, von der Tochter der Kaiserin Maria Theresia die Frau, die, in einem schon allbekannten Stück, der Gatte des Ehebruches verdächtigt und in deren Schoß einst Cherubins Kind reifen wird.

„Das war einmal.“ Warum nicht? Ueberall sind Theater, werden Komoedien, Singspiele, Ballets aufgeführt und die Aristokratie rauft (graziös: versteht sich) um die ergiebigsten Rollen. Durch die bunt beleuchten Gärten von Vaudreuil trampeln dreihundert als Türken vermummte Kavaliere und entführen die in Vestalintracht um einen schäkernden Priester geschaarten Hofdamen in den Harem des Sultans. In Chantilly wird ein Venedig vorgetäuscht, durch dessen Hauptkanal die schöne Herzogin von Bourbon, im dünnen Flor einer brünstigen Najade, den Grafen du Nord auf einer Goldgondel, deren Lotse Fürst Conti ist, an das Ufer der Eroteninsel rudert. Das zehnjährige Fräulein de Saint-Aubin spielt Voltaires Zaire; die Mutter bewährt sich als

Drillmeisterin und richtet sogar ihre vier Zofen für (undankbare und drum nicht begehrte) Sprechrollen ab. Marie Antoinette hat, im Park von Klein-Trianon, in einer Jahrmarktbude den Kunden Limonade verschänkt, vor einem Gasserhaufen ein Dorfdirnchen und ein Milchmädel gespielt. Ihr Gaumen schluckt stark gepfefferte Kost. Sie hört den Herzog von Orleans zotige Bänkellieder singen, sieht Collés grelle Posse vom „geilen Leander" und sitzt im Schloßtheater des Grafen de Provence, ihres Schwagers, während ein roher Schmarren aufgeführt wird, der zwei Hofdamen hinausscheucht und durch Schamlosigkeit den König erschreckt. „Nur Gekrönten oder Prostituirten darf man solches Zeug vorsetzen. Das Neuste ist, daß nach üppigen Prunkmahlen Blindekuh gespielt, im Gänsemarsch durch Hell und Dunkel gezogen und schließlich ein wüstes Höllenfest durchtobt wird. Neulich wars wieder so. Man stülpte die Tische um, verschob alle anderen Möbel, goß zwanzig Flaschen Wasser auf die Saaldiele, watete kreischend durch diese Pfütze, hetzte und haschte einander und benutzte verknotete Taschentücher als Wurfgeschosse. Gegen Zwei war die Wirthin stockheiser, ihr Kleid in Fetzen, Stirn und Arm zerschrammt; strahlend aber krächzte sie, von diesem Fest werde man gewiß Tage lang reden. Und zu solchem Unfug wird die feinste Gesellschaft zwei Wochen zuvor feierlich eingeladen!" Die an Erfindergeist und Gestalterkraft reiche Dichterin George Sand, die durchaus nicht zimperlich war, erzählte, im Nachlaß ihrer Großmutter habe sie dicke Mappen voll zotiger Verse, Sprüche, Satiren gefunden, als deren Verfasser hochadelige Herren und Salonpriester erweislich waren. Der von solcher Lehre Erleuchtete begreift leicht, daß „Figaros Hochzeit" nicht anstößig, das Erlebniß des tollen Tages harmloses Getändel schien und von dem verwegenen Schöpfer, ohne wuchtigen Kraftaufwand, mit der Plänklerklinge vertheidigt werden konnte. Die Gräfin im Kleid, im Männchenlockamt der längst ihr in hundert Listen gesellten Zofe, Graf und Diener, über Hochmuth, Eifersucht, Rächerdrang selbst hinweg, fast in Kameradschaft, Figaro der schlaue Berather, der tätschelnde Schutzengel, die allumfassende Vorsehung des adeligen Offiziers Cherubin, ein Richter, der im Rechtsdickicht nur den Buchstaben stammeln lernte: staunt Euer enges Gehirn? An jedem Alltag hat diese Gesellschaft, die im Innersten nicht mehr an sich glaubt

und, wie ein zum Tod Verurtheilter, vor dem Tod nicht feig Schlotternder, in Wein, Geschlechtslust, wirr zerstreuenden Händeln den letzten Taumelrausch sucht, uns an ganz Anderes gewöhnt. Ihr Bestes, die lässige Grazie, weicht erst, wenn Mitternacht schlug und Figaro sein Mädel im Brautgemach kost. Wer sie nackt sah, findet auf Almavivas Haut nur unschädliche Wärzchen. Was in diesem Werke gährt, merkt kaum Einer vor Bonaparte, dem Erben der Bourbonkrone, den das Gewitzel über verblichenes Höflingwesen und verjährten Mißbrauch erfreut, gar nicht ärgert und der, zurücksinnend, dennoch spricht: „Aus der Komoedie war schon der Anmarsch der Revolution hörbar.“ Nur, wer die Entstehungzeit des Stückes kennt (sagt Taine), „kann begreifen, daß Beaumarchais das Ancien Régime vor dessen höchsten Vertretern auf offener Szene zeigen, die Bühne mit dem Getös politischer und sozialer Satire erfüllen, die Anklägerliteratur ausspreiten, gegen Geburtvorrecht, Büchercensur, Käuflichkeit und Mißbrauch der Aemter, die launische Willkür und täppische Unfähigkeit Regirender wettern durfte. Die Philosophie (Montesquieu Rousseau, Voltaire, die Encyklopädisten) hat das Publikum so zurechtgeknetet, daß die Dienerin Literatur mit ihm machen kann, was sie will.“

Die stärkste Wirkung war der Philosophie Rousseaus entsproßt. „In Menschenhänden verkümmert, was vollendet aus der Hand des Weltschöpfers kam. Vorurtheil und Zwang, Autorität und Beispiel, alle Gesellschafteinrichtungen ersticken in uns die Natur. Die wollte, daß alle Menschen gleich, alle berufen seien, sich für den Menschenstand auszubilden; wer für diesen Stand gut erzogen ist, wird in keinem zum Menschthum gehörigen ganz versagen. Unser Schüler soll nicht Beamter, Soldat, Priester werden, sondern Mensch: und wird, wenn Noth ruft, jede Menschenarbeit dann eben so gut leisten wie irgendein Anderer.“ Wider die Gesellschaft, nicht, ihr zu dienen, rüste der Erzieher den Menschen. Beaumarchais, der Uhrmacher, Harfenlehrer Königlicher Hoheiten, Raufbold, Pamphletist, Frauenjäger, Spekulant, hat der Stimme des Wüstenpredigers, des Bürgers von Genf wie eines Heilands gelauscht. Jede Gesellschaft, Gilde, Sippe, Almavivas und Bartholos, des schmarotzenden Schloßgesindes und der unterwürfigen Bauerschaft, ist schlecht, ein erkünstelter Popanz und im Recht nur der Einzelne, dem Natur Gottheit blieb. Was,

fragt er, kann atheniſche, was römiſche Revolution mir ſein? Eines Schattens Schatten. Drum ſpricht auch die Tragoedie der Klaſſiker nicht gewaltig zu ihm. Und die Revolution, die vor ſeinem Auge wird, vor ſeinem Ohr (er ſtirbt erſt im Mai 1799) ſich austobt, läßt ihn kühl. In ihre Wehennoth poltert er mit der für Glucks Schüler Salieri geſchriebenen Oper „Tarare"; auf ihres Lebens umloderte Mittagshöhe trägt durch Blutlachen er das dritte Figaro-Stück, das feſt gezimmerte Rührdrama „La mère coupable". Das klingt in die Sätze aus: „Verzeih, mein Alter, meiner Jugend, die Du mit Ehre krönſt! Ein Tag hat ringsum Alles verändert. Kein Bedränger, kein unverſchämter Heuchler mehr! Jeder that wacker ſeine Pflicht und wir dürfen die paar Angſtſtunden nicht länger beſeufzen. Die Familie, die einen Wicht ausſtieß, hat großen Gewinn zu buchen." Kein Nachhall von Revolution. Graukopf Figaro jubelt, weil im Engſten Natur, die einzige Schöpferin haltbaren Rechtes, geſiegt hat. Der Verehrer Rouſſeaus war Diderots folgſamſter Schüler und hat ſich in mancherlei Nöthen wohl an der Hoffnung geröſtet, den Weg in Erkenntniß des Menſchenherzens geweitet zu haben. Auch Sedaine, den tüchtigen Macher des feierlich über Gemeinplätze ſchreitenden Bürgerdramas „Der unbewußte Philoſoph", hat er durchaus ſtudirt. Nur mit eigener Barſchaft aber, nicht mit Leihmünze, das Kränzlein erworben, deſſen Blätter ſich erſt an den Rändern leis bräunen. Mag der ſpaniſche Rahmen ſeiner beſten Bilder von Le Sage, die kunſtvoll erregende und entſpannende Szenenführung von Sedaine, dem Ahn Scribes und Augiers, der Grundton ernſten Vorganges von Diderot erborgt ſein, Roſine, Suſanne in neuem Gewand alte Weibsſchelmerei auf die Bühne bringen, Figaro ſelbſt den Gil Blas, den Frontin, Criſpin, Scapin, Mascarille Molières ähneln: was wirkt und den lauteſten Theaterſieg eines Jahrhunderts erſtreitet, iſt der vom Anhauch der Zeit nicht verblindende Wortglanz, das Gefunkel luſtig wippender oder frech ſtichelnder, oft zum Entzücken doppeldeutiger Rede, die im bunteſten Wirrwarr ſichere Flinkheit des Schrittes, das Gemiſch aus den Schwarzküchen des Schwankerſinners, Pamphletiſten, Anwaltes, Geſellſchaftfeindes; iſt der Geiſt eines von genialiſcher Wortfinderkraft bedienten, auf dem ſteilſten Fels noch von Graziengnade geſegneten Bravos, der mit der Feder ficht wie der ge-

dungene oder raubgierige Zunftgenoß in dunkler Schlucht mit Degen und Dolch. Nicht das einstaubende Lustspiel bezwingt, noch heute, die Masse: mit Figaros Schärpe siegt Beaumarchais.

Siegt, auf den Brettern, für sich; nicht für die Kinder seines Hirnes. Deren Welt wird nicht heller noch lustiger. Almavivas Ehe ist morsch, nie wieder felsfest zu mörteln; und aus der Gluth Cherubins de Astorga empfängt Rosine den Sohn. Bartholos Hausfrau hört auf jedem Wirthschaftweg sich von der Erinnerung umkichert, daß sie so lange sich ohne Fug in Jungfräulichkeit gebrüstet und ihren eigenen Jungen, den Dreißiger Figaro, mit Aeugeln und münzbarem Köder auf ihr Lager gelockt hat. Frau Susanne darf ehrbar altern; der Gräfin das Mieder nesteln und vor dem Grafen knicksen, dessen Blick ihren Leib entkleidet. Der Barbier, Kammerdiener, Schloßchirurg, Kastellan und Vertrauensmann „für Alles" hat seinen Bettschatz und ein eben so hübsches Stück Geld. Sonst? Der Banditenfindling war selbst Bandit; sehnte sich in redlichen Stand, warf sich auf Chemie, Arzeneikunde, Chirurgie, konnte es aber, ohne Namen und Gunst, nicht einmal zum Thierarzt bringen. Seine Komoedie wird, weil sie Mohammeds Fahnenträger beleidigt, verboten. Die Schrift über den Geldwerth, die ihm Futter und Miethzins schaffen sollte, bringt ihn ins Gefängniß. Als er in die Freiheit Hungernder zurückgekehrt ist hindert ihn die Censur, sich durch seine Feder zu nähren; schreiben darf er, auch Alles drucken lassen, was nicht von Staatshoheit, Religion, Politik, Moral, Reichspfeilern, Beamtenschaft, Oper, Schauspiel, von irgendwem und irgendwas handelt. Der leere Magen knurrt: Füge Dich! Gut. Eine Zeitschrift. „Das zwecklose Blatt." Bums! Tausend arme Schreiberseelen heulen auf: und die Zeitschrift wird vom Staatsteufel geholt. Was nun? Ein Posten winkt. Leider ist Figaro dazu tauglich: und Ihr zweifelt doch nicht, daß ein Tänzer angestellt wird, wo ein Rechner nöthig wäre? Als Bankhalter frißt er sich, endlich, satt und wird von geputzten, duftenden Leuten gestreichelt. Solcher Schleichpfad verleitet morgen in Diebstahl. Lieber den Schurz und das Rasirmesser her! Aus Sevilla, wo das Handwerk leidlich geht, entführt ihn Almaviva; und will dem Barbier, der ihm Rosine freite, sein Susannchen verschandeln. Wüstes Erlebniß; von dem, immerhin, bunte Gedächtnißbilder zeugen und das in Athemfreiheit wies. Jetzt? Die Lebens-

mündung versandet. Räuber, Apotheker, Knochenschneider, Dramatiker, Zeitungsschreiber, Bankhalter: um als behäbiger Hauswart zu enden? Ein Krüppelschicksal, das nur ein von Gott-Natur mit unversiechlicher Heiterkeit Begnadeter munter bis ins letzte Bett trägt. Dennoch: aus solchem Sein wird nicht Lustspiel. Wer weiß? Vielleicht hat Beaumarchais seine Sumpfkundschaft, die sich selbst nicht ernst nahm, durch Tragikomik in Lachlust geprellt.

1911.

Herr Harro Hassenreuter war im elsässischen Straßburg Direktor des Stadttheaters. Da hat er, der manchmal noch in Heldenrollen die Bretter stampfte und von seinen Mimen, als „unvergleichlicher Karl Moor" und als Luther, mit Lob und Lorber gefüttert wurde, auf sein Brustgewölb viele Orden gesammelt. Viel Geld scheint er nicht heimgebracht zu haben. Doch einen ganzen Nibelungenschatz an Liebe fürs neue Reich. Seinem ältesten Jungen hat er den Vornamen Otto gegeben, läßt ihn in der Kaiserlichen Marine dienen, nennt Bismarck den „Schmied der deutschen Einheit", einen „gewaltigen Heros" und wagt, vor Urberlinern von seinem deutschen Herzen zu sprechen. Hans Wurst; vom Wirbel bis zur Zehe. Der Theatermensch, wie er im alten Possenbuch steht; Kean und Delobelle sehen neben ihm wie ernsthafte Männer aus. Natürlich: Idealist. Schwärmt für die Klassiker, hält Schillers „Braut von Messina" für ein auf unserer Bühne noch mögliches Drama und meint, im berliner Bullenwinkel könne nicht ein so mächtig die Seele ergreifendes, aus der Tiefe in die Höhen der Menschheit hineinlangendes Schicksal werden wie in einem vom Anhauch der Ahnengrüfte umwitterten Königspalast. Ein putziges Kerlchen. Mit dieser altbackenen Mischung von Patriotismus und Idealismus hat er in Gottfrieds wunderschöner Stadt die Gunst des Statthaltes Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe erworben. Der ist ja aus ähnlichem Teig. Auch Einer, der sich als Kalokagathos aufdonnert, thut, als sei ihm von hohem Sehnen nach dem Guten und Schönen das Herz voll, und alles wahrhaft Moderne haßt wie Beelzebub das Christenkreuz. Noch 1893, als er schon acht Jahre Statthalter war, schrieb er in Berlin, wohin ihn die Hofpflicht gerufen hatte, in sein Tagebuch: „Heute abends

in ‚Hannele'. Ein gräßliches Machwerk; sozialdemokratisch-realistisch, dabei von krankhafter, sentimentaler Mystik, unheimlich, die Nerven angreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zu Borchardt, um uns durch Champagner und Kaviar wieder in eine menschliche Stimmung zu versetzen." Unglaublich? Wörtlich! Solche Leute ziehen den düsteren Dänenprinzen, den schwarzen Schlagetot von Venedig oder gar die geschlechtlose Jungfrau von Fritze Schiller noch heute einer Dichtung aus rauher Wirklichkeit vor. Der rechte Mann für Harro Hassenreuter. Läßt sich, den Reichsfürsten, die Stütze von Thron und Altar, morgens am Zoologischen Garten von einem wiener Soubretchen, das er aus Straßburg als Harros Hauptliebste kennt, anplappern und schlendert mit dem hübschen Balg am Gartenrand entlang, bis der Kaiser kommt und, vom Pferd herab, dem Ertappten lachend mit dem Finger droht. So sind (merkts!) die Idealisten, die dem armen Hannele schaudernd entlaufen und im Anblick bittersten Menschenleids nach Champagner und Kaviar lechzen. Warum Chlodwig der netten Alice nicht erzählt hat, daß vor einer Stunde ihr Harro mit ihm am Frühstückstisch saß? Ein Diplomat, der den Talleyrand kennt; ein Gourmet, den Voltaires Kapaun gelehrt hat, daß die Sprache den Menschen ihre Gedanken verbergen hilft. Wundert Euch also nicht über das Schweigen der Durchlaucht. Die sorgt weiter für den Spießgesellen. Im Herbst zieht Harro wieder als Direktor in Straßburg ein und Fräulein Alice Rüterbusch thront bald dann als Pompadour über der westlichsten Stätte deutschen Kunstverschleißes. Einstweilen umfangen die Beiden einander heimlich und zärtlich auf dem Dachboden eines ostberliner Hauses, das einst eine Kavalleriekaserne war und jetzt von Einbrechern, Prostituirten und Kupplerinnen bewohnt wird. Weshalb gerade in dieser Spelunke? Das feine Fräulein hat sicher doch eine hübsche Wohnung („für Tage, Wochen, Monate; Eingang direkt vom Flur"), wo es gemüthlicher ist und das Pärchen nicht vor dem plötzlichen Eintritt der Frau oder Tochter des Herrn Direktors zu beben braucht. Einerlei. Der Ritter hoher Orden (der lateinische Sprüche ohne Fehler citirt, aber, trotz langem Wirken in Straßburg und Colmar, keinen richtigen französischen Satz über die Lippe bringt) ist in den Dachboden nun einmal vernarrt. Da hat er seinen „Fundus" gespeichert: Kostüme, Rüstungen,

Waffen, Geräth, Theaterbibliothek; sogar die welken Kränze, die ihm, mit ihren breit und bunt leuchtenden Seidenschleifen, das Heim schmücken könnten. Da empfängt er seine Postsachen. Da giebt er auch „dramatischen Unterricht". Auf seine besondere Weise. Er läßt (während er „fortgesetzt" Briefe öffnet) ein paar Jünglinge Schillers Chorstrophen deklamiren und unterbricht sie mit Schimpfwörtern oder mit abgelagerten Coulissenwitzen; hat auf die Diele mit Kreide die Felder des Schachbrettes gemalt und lehrt die Jungen da stehen und gehen. Für diesen Unterrichtsort, wo Ratten und Mäuse hausen und kein Fenster frischem Luftzug einen Spaltweg in den muffigen Dunst öffnet, und für diese Methode findet er, in Berlin, Schüler, unter denen ein Predigtamtskandidat, ein „ausgesprochener Kopf" und ein wirklicher Doktor ist. Der Kandidat, ein armer Pastorssohn aus der Ukermark, dem eine junge Schwester verführt und in Schande geschleift worden ist, liebt Hassenreuters Tochter Walpurga und will, trotz verkümmertem Körper, schwacher Stimme und Kurzsicht, Schauspieler werden. Wird auch, wie es scheint, an beider Wünsche Ziel kommen. Denn Walpurga hat den Papa, der vor den Leuten immer so ehrbar thut, im Getändel mit der wohlriechenden Alice belauscht und kann von ihm, der sie zuerst geprügelt und eingesperrt hat, im Nothfall die Einwilligung in den Eheschluß erzwingen. Und vom Müggelsee her zieht das Gewitter des Naturalismus herauf, fegt den Schwulst und Bombast der biederen Klassiker von entweihten Brettern und wird morgen den blinzelnden, schief gewachsenen Stammler zum neuen Roscius krönen. Warte nur...

Die Pflicht, seinen Fundus vor Rattenzahn, Diebszange und Mottenschaden zu bewahren, hat Hassenreuter der Frau Jette John anvertraut, die im selben Haus wohnt. Dicht neben einer Witwe, die Männer von der Straße auflieſt und Kinder verkuppelt. Weshalb lebt Jette in solchem Schmutz? Ihr Ehemann ist Maurerballier, hats schon als junger Gesell zu einem Tagelohn von zwölf Mark gebracht und muß jetzt ansehnlichen Verdienst haben. Denn er arbeitet in Altona, kommt in jedem Monat höchstens für einen Sonntag nach Berlin und kann, trotzdem er zwei Hausstände zu erhalten hat, noch einen hübschen Geldhaufen auf die hohe Kante legen. An die Elbe hat ihn nicht nur der Lohn gelockt; seine Jette hat einen Bruder, der sich redlich als Zuhälter

nährt und durch allerlei wüste Streiche der Polizei bekannt geworden ist. Diesen Bruno Mechelke, den die Schwester nicht abschütteln will, mag Paul John nicht sehen. Ein Mustermann. Hat sich aus Frankreich das Eiserne Kreuz geholt, singt, wenn er fröhlich ist, das Lied vom deutschen Rhein, geht selbst als Strohwitwer nur selten in Mädchenquartiere und sitzt in Berlin sogar, an Sonn- und Feiertagen, mit Cirkel und Schiene über den Bauplänen seines Meisters. Merkwürdig, daß so tugendliche Reine die Frau einsam zwischen Dielen und Dirnen läßt. Einsam: der Junge, den ihm Jette gebar, hat nur acht Tage gelebt; und von einem neuen Versuch, sich Brut zu schaffen, scheint das rüstige Paar nichts zu hoffen. Der Mann aber sehnt sich, sentimental wie jeder vom Fluch der Unfruchtbarkeit gelähmter Ibsenmensch, nach einem Kind; und die Frau fürchtet schon, er werde ihr in die Neue Welt entlaufen. Wünscht sich auch selbst ein Würmchen, das ihre Sorge besser als Fremde belohnen würde. Jette ist mit allen Salben geschmiert; leiht, gegen stattlichen Zins, auf Pfänder, weiß sich mit rüdem Wort und mit Maulschellen Respekt zu erzwingen, kennt die kleinen Künste des Alltagstruges, verkehrt mit der holden Ernährerin ihres Bruders und ist in jeder Großstadtpfütze zu Haus. Daß dieser abgefeimten Pfandleiherin und Hurengevatterin schwer werden solle, ein Kind zu erlangen, ist kaum zu glauben. Sie könnte sich einem Buhlen geben und nach der Empfängniß dann ihren Paul (wenn dessen Vierzigerkraft nicht mehr ausreicht) als Konsorten in die Vaterschaft schmeicheln. Könnte unter den tausend Säuglingen, die täglich in Berlin ausgeboten werden, einen wählen, sich, da sie hundertundzwanzig Mark für den Abstand zahlen kann und will, den kräftigsten aussuchen, den Nachbarn Schwangerschaft heucheln, vor der Scheinentbindung in ein anderes Stadtviertel umziehen und den gestempelten Meldezettel im Schrank haben, ehe Paul aus Holstenland heimkommt. Sie thut das Dümmste, was sich erdenken ließ. Schwatzt einem polnischen Dienstmädchen den (am Dachschornstein, über Harros Fundus geborenen) Knaben ab und giebt ihn den neugierigen Hausleuten, die sie, ohne Merkmal nahender Mutterschaft, die Treppe klettern und scheuern sahen, für ihr eigenes Kind aus. Schickt den Mann ohne genaue, für jede Fragemöglichkeit vorsorgende Instruktion zur Anmeldung aufs Standesamt und stiftet schon dadurch Verwirrung. Wird

gegen die Polin, in der ein Muttergefühl erwacht ist und die ihr Kind sehen will, wüthig roh, bewirthet sie mit einem Katzenkopf, läßt sich, statt die Arme an ein Silberkettchen zu legen, das Kaufgeld zurückgeben und hetzt ihr, damit sie nicht wiederkehre, das Brüderchen auf den Hals. Läuft, weil ein Waisenpfleger nach dem von dem Dienstmädchen angemeldeten Kind sehen will, mit dem Jungen weg, legt Helfgott Gundofried Knobbe, das kranke Schreihälschen der Kuppelwitib, in ihre Küche, ihren Kinderwagen und denkt, nun müsse Alles gut enden. Die Polakin wird Helfgott für ihr Früchtchen halten und das quarrende Häuflein mitnehmen, der Pfleger sich wieder trollen, im Hausgewimmel Niemand die Unterschiebung merken und „die Gräfin“ (so heißt auf den Fluren die aufgepflusterte Knobbe) froh sein, daß sie nur noch einen Schnabel zu füttern hat. Die aber hatte mit Gundofriedchen noch einen fetten Gewinn verheißenden Erpressungversuch vor, wills drum nicht hingeben und ist der Ohnmacht nah, als sie es auf dem Arm einer Engelmacherin sterben sieht. Nach drei Tagen kommt die dumme Jette zurück. Ihr Bruder hat, mit anderen Zuhältern, die Polin in einen Bouillonkeller, zu Winkelprostituirten und in Gesindelkneipen verschleppt, durch Schnaps, Tanz, schnell wechselnden Geschlechtsverkehr abgemattet und, als die Rasende ihm dann doch an die Gurgel fuhr, im dämmernden Sommermorgen gemordet. Schon ist die That ruchbar; Bruno wird von der Polizei verfolgt, will über die russische Grenze und läßt der Schwester, von der er das Reisegeld holt, einen Fliederzweig und ein Hufeisen, das ihr Glück bringen soll. Aber nicht bringt. Ein verwahrlostes Mädchen, das Jettes Mitwisserin war, entschleiert, weils von der sinnlos tobenden Frau einer niederträchtigen Lüge geziehen wird, das letzte Geheimniß. Das Kind gestohlen, die Mutter gemordet, strafbare Unterschiebung versucht. Lug und Trug ringsum; Verbrechen und Schmach. Mit harten Worten wendet sich Paul von der Schuldigen. Ein paar Minuten danach liegt sie tot auf dem Pflaster.

Diese Hintertreppengeschichte ist der Inhalt eines Theaterstückes, dem Herr Gerhart Hauptmann den Titel „Die Ratten“, den Gattungnamen „Berliner Tragikomoedie“ gegeben hat. Der Titel mag hingehen. An Hamlets Hofratte, Shylocks Land- und Wasserratten, Mephistos hurtige Nagerin darf man nicht denken; kaum an Heines Wanderrattengedicht. An unnützliches, in

Schmutz und Stank sich rasch mehrendes Borstengethier, das Gebälk, Diele und Hausrath benagt. Für ein Drittel der über die Bühne raschelnden Personen kanns gelten; von achtzehn gehören sechs in die Familie des mus decumanus Pallas. Der Gattungname? Vor bald siebenzig Jahren schrieb Hebbel: „Eine Tragikomoedie ergiebt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns Das gelingt. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden. Tragisch zu sein, hörten selbst die bedeutendsten auf, seit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, sondern nur noch mit deren Interessen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieser Interessen, wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet, seien, sind trotzdem der Komoedie noch nicht verfallen; denn fürchterliche Wirkungen gehen von ihnen aus. Da bleibt dem Künstler, der sich nicht begnügen will, die Rosen und Lilien auf dem Felde zu malen, nichts übrig als der Griff nach der Form der Tragikomoedie. Daß diese Form keine reine ist, wird er darum nicht vergessen." Aehnliches mag Herrn Hauptmann im Dunkel vorgeschwebt haben. Ein Theaterpascha, über dessen unechten Behang und freches Gebrüst man laut lachen möchte, von dem aber, weil er mit seinem Plunderkram den als „modern" bei der Erbschaftmasse Gemeldeten den Weg verstellt, „fürchterliche Wirkungen ausgehen". Ein herumgestoßenes, zerschundenes Weib, das sich durch Kindesunterschiebung und Mordanstiftung sein Bischen Glück sichern will, mit schwieligen Händen die alten Gesetzestafeln zerbricht und deren zornige Hüter zu fragen scheint: Was sind Aichstriche, Staatsbürgerpflichten und Strafparagraphen gegen meines Lebens Drang, meines Herzens Noth, gegen eines Menschen menschliches Langen nach Glück? Und daneben der Sumpf: die träge, schlaffe, nur von der

Gier nach Geld und münzbarer Ehrung in ihrem Handeln bestimmte Gesellschaft, die sich mit Patriotismus und Idealismus, wie mit billigen Duftropfen aus dem Waarenhaus, besprengt und für Kaiser und Reich, für Religion und Sittsamkeit erglüht, weil aus solcher Gluth Doppelkronen und Ordenssterne heimzutragen sind. Bruno und Jette, die junge Spitta und die alternde Knobbe sind nicht die ersten Opfer, nicht die letzten, die dieser Sumpf hinunterwürgt. Die Ueberzeugung verblutet im Dornendickicht der Interessen: Tragikomoedie. Darüber ließe sich reden; sogar mit einem Dichter, der den Begriff des Staates, mit seiner segnenden Hoheit und beglückenden Macht, niemals auch nur in Nebeln sah, jedes nicht elegant ausgedrückte Empfinden für vaterländisches Wesen als ein schamloses Heuchlerthun, ein plumpes Popanziren verlacht. Auch von ihm könnte man klärende Antwort auf die Frage erwarten, ob er Erwachsenen Herrn Hassenreuter und dessen Schemenanhang für Vertreter deutscher Menschheit, Jette und Bruno Mechelke nebst Frau Sidonie Knobbe für Opfer der Sumpfgesellschaft ausgeben und ernsthaft behaupten wolle, daß in seinem Morast Tragik und Komik aus der selben Wurzel sprießt. Das müßte lohnen, wenn wir vor einem Werk gewissenhafter Bildnerkunst stünden; die noch nicht stark zu sein brauchte. Vor der Lokalreportermär von den Ratten? Der hätte sich, ohne den berühmten Namen des Autors, höchstens ein Vorstadttheater geöffnet, dessen Gäste mit der Groschenkost der Hinterhauskolporteure aufgepäppelt wurden. Deren Gattungname ist nicht langer Rede werth. (Herr Hauptmann hat, außer dieser zweiten mißlungenen Tragikomoedie, ein Soziales Drama, eine Bühnendichtung, eine Diebskomoedie, eine Traumdichtung, ein deutsches Märchendrama, eine deutsche Sage, ein Spiel zu Scherz und Schimpf, ein Glashüttenmärchen, ein Legendenspiel und einen Nokturnus auf die Bühne gebracht; wunderliche Namen für seine Puppenpflänzchen gesucht, die hinter der grellen Rampe bald gilbten.) Ein Dutzendmelodrama, dem ein Philisterschwänkchen angeklebt ist. Das Ganze (wenn mans so nennen will) ohne innere Logik; die Handlung nicht von der besonderen Wesenheit deutlich erkennbarer Menschen determinirt; nirgends zu spüren, wie diese Menschen wurden, warum just so werden mußten. Die umständliche Hassenreuterei hat mit dem Kindsdrama nichts zu thun; und die erkünstelte Orts einheit kann die beiden Welten kaum für einer Abendstunde Dauer in einander schachteln. Sollte

gezeigt werden, daß Pfarrer (Spitta) und Komoediant (Hassenreuter) das Menschliche in dem Kind verkennen und drum leicht hassen, das dem Proletarier Glück (Paul und Jette), Lebensinhalt (Polin) oder Erwerbsmittel (Knobbe) ist? Dann mußte, was sichtbar und fühlbar werden sollte, gestaltet, nicht nur beredet werden. Wo man das Nothgebild packt, zerflatterts in trüben Dunst. Warum muß (nur was sein muß, gehört ins Eisengezähn eines Dramas) der Schauplatz eines in den Massenherbergen jeder Großstadt möglichen Geschehens eine von preußischen Reitern geräumte Kaserne sein? Ueber dem Pfandleih- und Kindsschmuggelgeschäft ein Theaterkramspeicher? Warum duldet der Maurerballier, der doch kein Pantoffelmännchen ist, das Gesteck und Gemächel mit dem Zuhälter und dessen wandelnden Sparbüchsen? Läßt seine Jette in der Verbrecherpenne, statt sie in ein helles, sauberes Arbeiterhaus ein zumiethen oder nebst Sack und Pack nach Altona mitzunehmen, wo sie ihm kochen, flicken, stopfen und Geld ersparen könnte? Selbst ein Couliſſennarr wird seiner bürgerlich anständigen Frau, seiner sittsamen Tochter, seinem verwöhnten Liebchen nicht zumuthen, oft durch den Pestqualm solchen Menschenkehrichts zu waten; seinen Damen nicht freundschaftlich intimen Verkehr mit Jette John ansinnen; im Frack, mit Lackschuhen und Ordenspalier nicht über schmutzige Wanzentreppen bis auf den Dachboden steigen; seine einzige Habe, die Theaterkleider, deren Verleihung den Entthronten nährt, nicht im Unrath eines Einbrecherasyls und Ratfenedens lassen. Das polnische Dienstmädchen wird einem Wildtremden eher folgen als dem jungen Mechelke, vor dem schon der Schwangeren, noch ehe sie mit Brunos Schwester in Streit kam, wie vor einer Bocksfratze graute. Auf Schritt und Tritt wird das Unwahrscheinlichste Ereigniß. Die Effektsucht einer Gattung, die einst als „Volksstück mit Gesang“ auf den Kundenfang ging; auch ihre Lüdertechnik. Wer das nächste Gespräch nicht hören darf, wird weggeschickt, wers belauschen soll, an die Dachluke gesetzt; Lücken der Handlung oder Charakteristik werden durch „Episoden“ ausgefüllt; gehts gar nicht weiter, so erzählt eine Kolportageheldin ihres Lebens und Liebens Geschichte. Das Stück könnte in seinen stillen Theilen von dem kraftlos betriebsamen Herrn Georg Hirschfeld, in seinen lauten von dem Weltanschauer Sudermann sein. An den fein fühlenden Poeten Hauptmann erinnert nur die Sprache.

Die giebt zwar keinen neuberlinischen Ton (solls ja auch nicht;

Chlodwig ist Statthalter, Madai Präsident der berliner Polizei, Alexander Heßler noch nicht wieder Direktor des straßburger Stadttheaters und der Naturalismus aus der friedrichshagener Fechsung dicht vor der Dreschtenne; hier ist Historie; die uns, trotzdem erst ein dickes Vierteljahrhundert uns von ihr trennt, fast so fern dünkt wie Hugos Mirakelhof und Sues Mysterienschmutzstadt). „Ick bin nu'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is, wo een Bruder hat, wo hinterher sind, mit Rejirungsräthe und Mordkommission (1889?), weil er draußen, nicht weit von de Spree, unter een Fliederstrauch Eene hat umjebracht." Ob in Berlin, gar von strebsamen Bauaufsehern, jemals so gesprochen wurde? Doch richtig oder falsch: nur an die Sprache ist ernste Sorgfalt gewandt worden; nur die Sprache täuscht manchmal da noch Naturlaute vor, wo die Empfindung schlechten Schmökern der Spätromantik entlehnt sein könnte. Ritter Harro, der Citate speit, das Neanderthal nennt und „c'est ça" in „Sessa" verquatscht, spricht ungefähr, wie ein Edler von Schönthan ihn sprechen hieße, und seine Alice (aus Lerchenfeld oder Ottakring) erzählt uns von Bassermannschen Gestalten und unparlamentarischen Ausdrücken. Was Dialektfärbung vermag, können ein paar Beispiele lehren. Die Polin: „Ick jeh, mit meine letzte Pfennig mir kaufen Vitriol (trefft, wen treffi!) un ließen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht (trefft, wen treffi!), mitten in Jesicht. Trefft, wen trefft! Brennt ihm janze verfluchte hibsche Visage kaput! Mir jleich! Hat mir betrogen! Zu Jrunde jerichtet! Hat mich Ehre jeraubt! Hat mich verfluchtiger Hund verführt, verlassen, belogen, betrogen, in Elend jestoßen! Trefft, wen trefft! Soll blind sein! Nase soll wegjefressen sein! Soll jar nicht mehr überhaupt auf Erde sein!" Der Zuhälter: „Ick weeß, ick bin mit'n Ast uf 'n Puckel, wenn det 'n ooch det 'n Keener sieht, un nich in Zangzuzih uf de Welt jekomm. Ick muß sehn und mir mit mein Ast mang mang helfen... Heute morjen halb Viere hätt' se det Jlockenläuten noch heren jekonnt. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Uf 'n Zimmerplatz hinter de Planken is een Luder von Hund immer rufjesprung und anjeschlagen. Denn dreppelte et und denn is 'n Jewitter niederjejang. Wacht ma, Jette: hier is noch 'n Hufeisen! Det ha ick jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich!" Frau John: „Wenn een Kindchen meins wechen jeboren is, denn is et jedennoch noch in de Mutter; und wenn es meins wechen jestorben is,

denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jehert hintern Plankenzaun? Der Mond hat'n jroßen Hof jehat. Bruno, Du jehst uf schlechte Weche!.. Paul, det Kind is aus meinen Leibe jeschnitten! Det Kind is mit meinen Blute erkoft! Nich jenug, alle Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommst och Du noch und machst et nich anders. Det is der Dank! Als wenn det ick ringsum von hungrige Welfe umjeben bin! Mir kannste tot machen; mein Kind ken soßte nich anfassen. Jeh, Paul! Du bist jar keen Mensch. Du bist Eener, wo Jift in de Ochen und Hauer wie Welfe hat. Immer zu doch! Nu seh' ick Dir, wie det Du bist. Ick verachte Dir bis zum Jüngsten Dache!" Herr John: ‚Horchen Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runtergeschoddert kommt! Allens is hier morsch! Allens faulet Holz! Allens unterminirt, von Unjeziefer, von Ratten und Mäuse zerfressen! Allens schwankt. Hier mach' ick mir fort, eh' det Allens een Schutthaufen drunter un drieber zusammenbricht." Noch einmal die Polin: „Det Jeld hat mir jebrannt. Et war mich wie Schlange unter Kopfkissen; is vorjekrochen, wo ick müde bin einjeschlafen. Hat mir jepeinigt, hat mir umringt, hat mir jequetscht!" Uebersetzt diese Reden ins Schriftdeutche: und Ihr seid nah bei der unsterblichen Gefühlswelt Adolfs d'Ennery, der dem Kulturkreis der weißen Menschen die „Zwei Waisen", „Marie Anna, ein Weib aus dem Volke" und „Das Leiermädchen Janchon" gab; nicht allzu weit von dem Oesterreicher Ottokar Franz Berg und dem Norddeutschen Hugo Müller, der „Von Stufe zu Stufe", „Goldene Herzen" und andere „Lebensbilder" schuf. Die Dialektfarbe birgt dem Blick das Papier und lügt Leben in modernde Brettertiraden. Läßt die Hörer immer wieder aufhorchen und erleichtert (niederdeutsche und oberbayerische, sizilische und jüdische Truppen habens erprobt) den Mimen das Spiel. Sprache ist Firniß, wird Menschengewand, scheint blinzelnden Augen schließlich Leben.

An einem Januarabend des Jahres 1911 wurden die Ratten im Lessingtheater gezeigt. „Du ollet vatrockentes Kichenspind: schaff Da man bessere Lauscha an." „Se blubbern ja man keen eenziget richtiget deitschet Wort aus de Fresse raus." „Denn kriste so lange den Schuh um die Ohren, bis et Dir vorkommt, det Du 'ne Mutter von Drillinge bist." „Wenn Du nich jerade, det De bei meine Schwester uf Schlafstelle wärscht, denn hätt' ick Dir

woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, det De häst vierzehn Dache 't Loofen jekriecht" „In 'n Bullenwinkel hat se bei Eene jenächtigt, wo Arthurn seine Jeliebte is. Den nächsten Dach sind wir immer zwee, drei Jungs hinterher jewesen, nich loojelassen, immer von Frischen Quinten jemacht; und in de Schublade is et ja nu och lustig zujejang." „Det is 'ne Tülle, wo elejante Trittlinge hat". „Pinke mußte mich jeben, sonst jeh' ick verschütt, Jette!" Vor der Bühne die berliner Westfinanz und Großhändlerschaft in Smoking und Putzrobe; prächtig aufjeschirrte Mütter haben ihre jungen Töchter mitgebracht. Preis eines guten Platzes, dreizehn Mark und eine halbe. Auf der Bühne die John und die Knobbe; ein Zuhälter und eine Engelmacherin; ein von Kindsnoth geschütteltes Dienstmädchen und ein im Schmutz sterbender Säugling. Wem gefällt das Stück, das ein in der Hauptstadt nie heimisch gewordener Enkel schlesischer Weber für Luxusberliner schrieb und in dem Mutterleidenschaft um das Lager des einer leichtsinnigen Slawenmagd abgelisteten Kindes verprasselt? Allen. Sonst rührte ja nicht so wüthiger Eifer die Hände, bis sie, statt der Wange, erröthen. Tröstet die ungewohnte Spelunkensprache die Feinen, Ganzfeinen als Ohrenschmauß? Als Beaumarchais von einem Herrn („der mit seinem Geistreichthum knickert") gefragt worden war, weshalb er, der sonst gut schreibe, in seinen Stücken so viele Rumpf- und Bruchsätze stehen lasse, fuhr er los: „Gut schreiben! Daß ichs kann, muß ich als Dramatiker vergessen. Darf dessen Menschheit etwa mit seinem Mund reden? Der Henker hole Einen, der Alles himmelblau, Alles rosa pinselt und seinen persönlichen Stil den Geschöpfen aufdrängt! Wenn mein Stoff mich hat, trachte ich, die dazu gehörigen Gestalten lebendig zu machen. Was sie thun werden, beschäftigt mich; wie sie reden werden, findet sich später. Athmen sie und stehen auf festen Beinen, dann schreibe ich unter ihrem Diktat: und bin gewiß, nie in falschen Ton zu entgleisen; gewiß, daß Basilio nicht mit Figaros spitzer Zunge, Figaro nicht mit dem edlen Anstand des Grafen sprechen, die lustige Susanne sich nicht in die Satzbildung der empfindsamen Gräfin versteigen wird. Jeder schwatze, wie ihm der Schnabel wuchs: so ists natürlich." Uns klingt das Geplauder Almavivas, seines Gesindes und Weibchenhofes verziert (wie, trotz anderem Hall, Ferdinands und seiner Luise); doch paßts in diese Spiel-

operwelt, in die ganz selten nur ein Hauch aus erdiger Menschheit weht. Solcher Hauch umfließt, in guten Stunden, jedes nicht hingehaftete Wort des Dichters Hauptmann; der (muß ichs noch sagen?) als Visionär und Gestalter, eben als Dichter, auf Firnhöhe über den hurtigen Pariser emporragt. Erweise ich aber meines Athems alltägliche Gangart, wenn ich mit aller erzwingbaren Stoßkraft ein Fleckchen einer vereisten Fensterscheibe aufthaue? Höret Ihr Menschheit, weil für das Bedürfniß der Spielhausakustik in den Zeitraum von drei Stunden so viel Wortschmutz und Maulstank gepfercht ist wie er nicht unter drei Monden sich in die klebrigste Diebspenne schichtet? Sprache ist Schale; werfet sie fort oder übertraget Erkünsteltes in ehrfürchtig geliebtes Deutsch: und Euer Staunen umfängt Schemen aus Bullenwinkelromantik. Jetzt, auf der Volksbühne am Bülowplatz, wirkt Reiz, der sich nicht erst zu entschleiern braucht, um verständlich zu werden. Der Januarabend im Deutschen Theater haftet mir im Gedächtniß. Nicht das Stück, das tief unter der Würde des Künstlers Hauptmann ist: nur sein Abglanz auf die Empfindenszellen zahlungfähiger Berliner. Marie Antoinette im Röckchen der Andalusierin am Hals Almavivas, ihr Schwager als redlich kuppelnder Barbier, unten des Allerchristlichsten Königs Majestät im Sternkranz des Hofes: Lächeln kräuselt die Lippe. Die Ratten in der Putzstube: das Bild der zerknüllten, zerzausten, heiser krächzenden Hofdame, die in der Salonschwemme Gäste bewirthet hat, klemmt sich, noch einmal, aus fernem Dunkel in Kerzenfülle; das Lid geschwollen, braungrünlich; die Mutterwarze guckt aus den Miederfetzen. Halbnackt tanzt eine Prinzessin. Ein Herzog gröhlt die wundersame Mär vom geilen Leander. Nie war solches Fest; solcher Begräbnißjubel. Hier können Familien Zoten hören.

Das war einmal. Auch, trotz der Renaissance am Nordrand des Hauptstadtcentrums, die Rattenkonjunktur. Herr Gerhart Hauptmann hat sich in den Begriff des Staates eingefühlt, sieht Blücher, Fichte, Bismarck, Schiller sogar wohl aus neuem Auge und denkt nicht mehr daran, die Flamme, die ins Vaterland schlagen will, von oben her zu verspotten, weil der Ruch eines ungesäuberten Schlundes aus ihr züngelt. Seine Berliner Tragikomoedie wird nur ein Tropf, der als Beisitzer in den Gerichtssaal eines Possenandalusiens taugt, an die Schandsäule unzüchti-

ger Schriften prangern. Daß ihr Schöpfer Sittlichkeit will, ward Unbefangenen aus seinem Lebenswerk längst offenbar; Sittlichkeit, die sich im Wesen einst, freilich, von amtlich abgestempelter schied. Er begönnert, schirmt, vertheidigt die John, die Knobbe, den strammen Mechelke nicht, sondern malt das besondere Laster jedes Einzelnen. Streit, obs ihm gelang, wäre fruchtlos. Warum aber verhockt er die Bleibsel der Schaffenszeit bei Unbeträchtlichem? Das Gehudel, das er uns schauen ließ, ist schon des zweiten Anblickes nicht werth. Hans Cade und Bardolph, Pistol und die Lakenreißerin, Macbeths Pförtner und Lears Hausmeister: Jedem und Jeder wäre die Hülle leicht zu bauschen, das Seelengefäß umständlich zu durchleuchten; dem Darmspritzer und der Kupplerin Molières; selbst dem Einbläser und der Hürchenmutter des schmächtigeren Georg Büchner. Schöpfer knausern nicht mit der Kreatur. In rüstigem Vordrang krabbelt ihnen allerlei Gewürm aus der Tasche. Das hält sie nicht auf. Beaumarchais, der in alle Sättel gerechte Naturanbeter, war nicht vom Schöpferschlag. Sein Odem schuf nirgends Leben. Seinem Werk hohen Kunstwerth nachzurühmen, wäre kindisch. („Kaum ein Literat: ein Geschäftsmann; und von welcher Sorte sind meist seine Geschäfte! Dennoch ein interessanter Kerl": sagt Brunetière.) Sein Herz ist stumm und sein Speichel wird Blase, wenn Figaro in Marceline die Mutter erkennt. Der Hochzeitakt, der fünfte des „Tollen Tages", ist schal, fast plumper Verwechselungschwank, und wird nur von der trotzig schnaubenden Anklägerrede gewürzt, die den Helden vom blanken Becken, weil der zum Gestalten Kräftige fehlt, rasch noch, vor Feierabend, „erklären" soll. Doch der Witz des Geschäftigen hatte sich untrügbarem Sinn für das Wesentliche vermählt. Von dieses Entschlusses Rente lebt Carons gebrechliches Werk. Gut oder schlecht, rein oder fleckig: Denkmal wichtiger Zeit. Jette John und Bruno Mechelke sind, in anderem Kleid, schon durch die Welten des Hinkenden Teufels, des Hemdschillings, der Pickwickier, der Ritter vom Geist gehuscht; haben immer und überall nur der Polizei was bedeutet. Figaros Sevillanerprovinz ist Frankreich, wie es selbst, aus hellem Auge, sich sah: Staatsordnung, Hochadel, Gerichtsbarkeit, zu Arbeit und Lust Hörige. Deutschland wird neu, hat sich entfettet, allen Tand eines eitlen Jahrhundertendes tapfer abgethan; und heischt seine Dichter in frommen Dienst.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Februar 1917.

Auf der Insel.

Den Franzosen haben wir die Auferstehung der Wissenschaft zu danken. Blutige Kriege, die Verbreitung des Christenthumes und oft wiederholte Barbareneinfälle hatten die aus Hellas nach Italien entflohenen Künste mit tötlichem Streich getroffen. Nach Jahrhunderten tiefer Unwissenheit haben die Franzosen wieder die Fackel angezündet. Den von Gestrüpp gesperrten Pfad zu dem Gipfel des Ruhmes, den die Pflege der Künste den Menschen erwirbt, haben die Franzosen gesäubert und wegsam gemacht. Müssen für diesen Europa geleisteten Dienst nicht alle Völker ihnen dankbar sein und bleiben? Schulden wir Dem, der uns das Leben schenkt, höheren Dank als dem Spender der Bildungmöglichkeit? Nicht an Geist fehlt es den Deutschen; sie haben gesunden Menschenverstand ererbt und ähneln im Charakter den Engländern. Sie sind fleißig, dringen in die Tiefe und erschöpfen vom Grund aus den einmal ergriffenen Gegenstand. Doch ihre Bücher sind furchtbar weitschweifig. Könnte man meine Nation der Schwerfälligkeit entwöhnen und sie den Grazien befreunden, so würde ich nicht an der Hoffnung verzweifeln, daß sie noch große Männer hervorbringen werde. Ich reinige meinen Geist von allem Vorurtheil: nur Wahrheit soll mir leuchten. Ich finde eine halbbarbarische Sprache, die in eben so viele Mundarten zerfällt, wie Deutschland Provinzen hat. Der Wortgebrauch steht nicht fest: Das hindert

die Entstehung guter Bücher. Ein zweites Hinderniß: die Fürsten verachten die nachlässig gekleideten, mit Bibliothekstaub bedeckten Gelehrten; und das Mißverhältniß zwischen dem kenntnißreichen Hirn dieser Männer und dem hohlen Schädel hoher Herrschaften bewirkt, daß die Fürsten das Aeußere der Gelehrten bespötteln und die Bedeutung der Persönlichkeit nicht merken. Und die Höflinge, denen die Meinung der Fürsten Gesetz ist, wagen natürlich nicht, anders zu denken; auch sie verachten die Leute, deren innerer Werth ihren ums Tausendfache übertrifft. O tempora, o mores! Unsere biederen Deutschen haben zwanzig Mundarten, aber keine Sprache mit festen Regeln; daß dieses Hauptwerkzeug fehlt, schadet der Literaturpflege. Auch ist der Sinn für gesunde Kritik bei uns noch nicht heimisch. Diesen wichtigen Zweig humanistischer Studien suche ich in den Schulen zu bessern; aber vielleicht bin ich der Einäugige, der Blinden den Weg zeigen will. Wenn Genies kommen, wird sich Alles ändern. Noch hat Frankreich, das von der aufgeklärten Nachwelt um den Wundermann Voltaire, den Patriarchen von Ferney, beneidet werden wird, nicht zu fürchten, daß andere Völker es überflügeln werden. Mein Glück ist, daß ich noch die letzte Zeit dieses für den Menschengeist ewig denkwürdigen Jahrhunderts sah. Das sinkt nun und wird tiefer sinken bis in den Tag, der ein großes, aufrüttelndes, der ganzen Menschheit fruchtbares Genie erstehen läßt. Die Zeiten, in denen die Völker einen Turenne, Condé, Colbert, Bossuet, Bayle, Corneille hervorbringen, folgen einander nicht in dichter Reihe. Die Tage des Perikles, Ciceros, Ludwigs des Vierzehnten waren von solcher Fruchtbarkeit. Davon muß die Natur sich dann wieder erholen. Ein Herrscher vermag das Nahen einer Glanzzeit nicht zu erzwingen. Die Natur selbst muß den Genies die Plätze anweisen, wo ihr Same nicht erstickt, sondern alle Keime auswirkt, deren er fähig ist. Deutscher Ehrgeiz strebt, das in Athen, Rom, Florenz, Paris Geschaffene zu erreichen. So sehr ich mein Vaterland liebe, muß ich doch sagen, daß es bisher, weil Sprache, Geschmack, kritisches Urtheil fehlen, noch nicht gelungen ist. Mit Philosophie hat sich seit dem genialen Leibniz und der dicken Monade Wolff Niemand mehr befaßt. (Als ich einen Wolffianer und starren Vertreter der Monadenlehre einst nach Locke fragte, antwortete er trocken: ‚Er ist ein Engländer.' Und wenn er, antwortete ich,

zehnmal ein Engländer ist, mir scheint er höchst weise. In Blick und Geberde meines Professors drückte sich ein sehr unphilosophischer Zorn aus; und mit erhobener Stimme dozirte er: wie jedes Land sein besonderes Klima, so müsse auch jeder Staat seine nationalen Philosophen haben. Worauf ich erwiderte, die Wahrheit sei überall zu Haus und ich könne nur wünschen, daß von dieser Waare, selbst wenn sie den Universitäten als Contrebande galt, recht viel zu uns komme.) Die Deutschen bilden sich ein, gute Theaterstücke zu haben; Vollkommenes ist aber noch nicht erschienen. Deutschland ist heute, wo Frankreich unter Franz dem Ersten war. Doch die Erde, auf der ein Leibniz wuchs, kann auch, wie Frankreichs unter Richelieu und Mazarin, andere Genies hervorbringen. Noch steht der biedere Germane im Morgenroth der Bildung. Das Ausland weiß nicht, wie der Dreißigjährige Krieg uns geschadet hat. Wir mußten zunächst wieder die Felder bestellen, an Gewerbe und Handel denken; langsam kams wieder zu Wohlstand und Luxus, ohne den die Künste nicht gedeihen können. Die Musen wollen, daß der Paktolos den Fuß des Parnassos bespüle. Als Stätte der Bildung und Kunst war Athen weit vor Sparta. Gern hätte ich die Heraufkunft hellerer Zeit beschleunigt. Was aber vermag Einer, der zwei Drittel seines Lebens in Kriegen und bei der Heilung ihrer Wunden verbringen muß und dessen kümmerliche Gaben für so große Dinge unzulänglich sind? Unsere von Epikur stammende Philosophie ist von Gassendi, Newton und Locke geläutert worden; ich darf mich stolz ihren Schüler nennen, habe auf höhere Ehre aber kein Recht. Vielleicht bin ich lächerlich, weil ich mich gemüht habe, einem Volk, das bisher nur essen und trinken, lieben und kämpfen konnte, eine Vorstellung von Geschmack und attischem Salz zu geben. Ich geißelte es mit Rosen. Man möchte sich nützlich machen. Und aus fruchtbarem Boden kann ein Wort Keime treiben, aus denen unerhoffte Frucht wird. Könnten wir Geschmacklosigkeit und plumpe Pedanterie überwinden!

Wir müssen aufrichtig sein und bekennen, daß auf unserer Erde die Künste bisher nicht gediehen. Vom deutschen Theater will ich gar nicht reden. Melpomene wurde nur von sehr rauhen Liebhabern umworben. Manche gingen auf Stelzen, andere krochen durch Schlamm und alle mißachteten die Gesetze dieser Kunst. Sie fesselten, rührten die Herzen nicht und wurden von ihren Al-

tären gestürzt. Mehr Glück hatten die Freier Thaliens; sie haben uns wenigstens ein echtes, bodenständiges Lustspiel geliefert: den ‚Postzug (oder die noblen Passionen‘; von Cornelius von Ayrenhoff). Da stellt der Dichter unsere Sitten, unsere Lächerlichkeit nackt auf die Bühne. Das Stück ist gut gearbeitet; Molière selbst hätte den Gegenstand nicht besser auszugestalten vermocht.“ (Ayrenhoff war ein österreichischer Edelmann, ein frommer Schüler der Klassiker Frankreichs, strebte Molières, später Corneilles Muster nach und starb, nach den deutschen Befreiungskriegen, als Feldmarschall-Lieutenant.) „Ein längeres Verzeichniß guter Erzeugnisse (als eins, das Gellert, Geßner, Ewald von Kleist und die erträglichen Gedichte von Canitz umfaßt) kann ich, leider, nicht vorlegen. Doch klage ich die Nation nicht an; in ihr ist Geist und Talent, aber sie wurde durch äußere Ursachen gehindert, sich so hoch wie ihre Nachbarn aufzuschwingen. Nach dem Westfälischen Frieden blieb dem Deutschen Reich keine Zeit zu Erholung. Bald mußte es gegen die damals höchst gefährliche Macht der Türken, bald gegen französische Heere kämpfen, die, das Galliergebiet zu dehnen, Germanien überschwemmten. Als die Türken Wien belagerten, als Mélac die Pfalz verwüstete, als die zügellose Wildheit der Soldateska selbst die Grüfte entweihte, die Hülle toter Kaiser aus den Gräbern gerissen, als Beute mitgeschleppt wurde und jammernde Mütter durch Flucht ihre verhungernden Kinder aus den Trümmern der Heimath retteten: konnten in solcher Zeit etwa in Wien Epigramme, in Mannheim Sonette entstehen? Die Musen weilen nur, wo Ruhe ist. Später hat die mannhafte Thatkraft meiner Landsleute sich nicht damit begnügt, Zerstörtes wiederherzustellen; sie strebte höher hinauf und wollte vollenden, was die Ahnen begonnen hatten. Seitdem verbreitet sich der Wohlstand. Der Vater braucht sich nicht mehr in Schulden zu stürzen, um seine Kinder in die Schule zu schicken. Der Dritte Stand schmachtet nicht mehr in schmählicher Niedrigkeit. Die Ketten, die lange den Geist fesselten, sind zerbrochen; und wir lernten uns der Erkenntniß schämen, daß auf manchem Feld uns die Nachbarn voraus sind. Unermüdlich wird gearbeitet, um die durch Mißgunst des Schicksals verlorene Zeit einzuholen, und die Nation regt sich für alles ihrem Ruhm Förderliche. Wir dürfen also hoffen, daß auch uns die Musen eines Tages in den Tem-

pel des Ruhmes geleiten werden. Noch aber bleibt viel Dorngestrüpp der Barbarei auszuroden. Vor der Theologie hülle ich mich in ehrfürchtiges Schweigen; sie gilt ja als eine göttliche Wissenschaft und man verbietet Ungeweihten, das heilige Rauchfaß anzutasten. An die Herren Geschichtprofessoren aber wage ich die Frage, ob das Studium der Zeitfolge wirklich das wichtigste und ob es unverzeihliche Sünde sei, das Todesjahr des Egypterkönigs Belos oder den Tag, da das Wiehern seines Pferdes dem Darius den Perserthron einbrachte, falsch anzugeben. Nicht auf den Stammbaum der Heiligen Helena oder der Hildegart, die Karls des Großen Frau oder Geliebte war, kommt es an, sondern auf das Wissenswerthe; was nicht dazu gehört, soll man nicht lehren. Wichtig und nothwendig wäre, gute Schriftsteller in unsere Sprache übersetzen und allgemein lesen zu lassen. Zur Ausbildung der Logik giebt es, zum Beispiel, nichts Besseres als Bayle, den, nach meiner schwachen Einsicht, ersten Logiker Europas. Wer sehen will, in welchem Maß heute noch dem Deutschen der Geschmack fehlt, braucht nur ins Schauspielhaus zu gehen. Shakespeares abscheuliche Stücke (Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo, die Döbbelin den Berlinern zeigt) werden in deutscher Sprache aufgeführt und die Hörer scheinen im Genuß dieser albernen, eines wilden Kanadiers würdigen Reißer, die ich läppische Farcen nenne, in Wonne hinzuschmelzen. Das Zeug verstößt gegen alle Regeln des Theaters. Und diese Regeln kommen doch nicht aus Willkür, sondern sind von der Poetik des Aristoteles vorgeschrieben, die beweist, daß ohne Einheit des Ortes, der Zeit und Handlung eine Tragoedie nicht zu packen vermag. Wo aber bleibt in den englischen Stücken, deren Handlung den Zeitraum von Jahren umfaßt, die Wahrscheinlichkeit? Packträger und Totengräber treten auf und reden, wie ihnen geziemt; hinterdrein kommen Monarchen und Königinnen. Dieses wunderliche Gemengsel von Hohem und Niedrigem, von Tragik und Hanswursterei soll ergreifen und rühren. Dem Dichter Shakespeare mag so seltsame Verirrung noch verziehen werden. Von der Geburt der Kunst ists weit bis in die Zeit ihrer Reife. Nun aber sehen wir einen ‚Götz von Berlichingen' auf der Bühne: und dieser scheußlichen Nachahmung der schlechten englischen Stücke klatscht das Publikum Beifall und die Wiederholung so platten Ungeschmackes wird begeistert verlangt. Ueber

den Geschmack zu streiten, ist nutzlos. Wer aber an Seiltänzern und Marionetten eben so viel Freude hat wie an Racines Tragoedien, Der ging nur aus, um die Zeit totzuschlagen, und zieht Augenweide geistigem Genuß, Schauprunk dem Gedicht vor, das zum Herzen spricht. Nirgends lernt der Jüngling die Nichtigkeit alles Menschlichen klarer erkennen als auf den Trümmern der Monarchien und Weltreiche. Wenn aus dem Wust von Verbrechen, der da seinem Blick vorüberzieht, eine tugendliche, gotthafte Seele, die für die Verderbtheit des Menschengeschlechtes Gnade zu erflehen scheint, auftaucht, muß den Betrachter hohe Freude erfüllen. Mahnet ihn, solchen Vorbildern nachzustreben! Er sah vom Glück gekrönte, von Schmeichlern umringte Menschen: doch der Vergottete stirbt, die Schmeichlerschaar zerstiebt und Volksflüche übertönen, wenn die Wahrheit sich entschleiert hat, den Chor der Lobhudler. Möge der Lehrer verständig sein und den Schülern zeigen, wie edler Eifer sich von maßlosem Ehrgeiz und anderer Leidenschaft unterscheidet, die oft den Untergang großer Reiche verschuldet haben. Sittlichkeit und Anstand sind die wahren Wächter des Staates; daß Verderbtheit, Luxus, unbeschränkte Gewinngier stets den Verfall vorbereiten, kann durch hundert Beispiele erwiesen werden. Die Aufgabe des Herrn Professors ist nicht, das Gedächtniß der Studenten mit Thatsachen vollzustopfen, sondern, ihr Urtheil zu bilden, ihr Denken zu läutern, sie die Tugend lieben zu lehren. Alle guten Schriftsteller fremder Länder müssen wir bei uns einbürgern. Auch der Landedelmann muß sich Bücher anschaffen, die ihn unterhalten und zugleich belehren. Wenn die Freude an der Literatur allgemein wird, der Bürger das grobe Wesen abschleift, der Müßiggänger ein würdiges Mittel gegen die Langeweile findet, kann liebenswürdige Anmuth und sanfte Sitte auch bei uns einkehren und das zu Takt und Geschmack erzogene Publikum die neuen Autoren zwingen, ihre Werke erst in sorgsam gefeilter Form ans Licht zu bringen. Kein anderer Weg führt auf die Höhe der Kultur. Nicht an emsigen Forschern, an Philosophen und Genies aller Art fehlt es Deutschland; ihm fehlt nur der Prometheus, der vom Himmel das Feuer holt und auf der Erde ringsum Alles beseelt. Diese Erde gebar die Verfasser der berühmten Dunkelmännerbriefe, die das Muster des Rabelais wurden, den Erasmus, Melanchthon, Kopernikus, die

Erfinder des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Luftpumpe, den in ganz Europa berühmten Leibniz, dessen Irrthümer selbst die eines großen Geistes waren. Die Namen des Rechtslehrers Thomasius, des Philosophen Bilfinger, des Dichters und Physiologen Haller würden meine Liste verlängern. Andere aber könnten sich zurückgesetzt fühlen, weil ich sie nicht nenne. Der Boden, aus dem so bedeutende Männer wuchsen, ist noch nicht erschöpft. Erst seit kurzer Zeit wagen unsere Gelehrten, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und schämen sich nicht mehr, Deutsche zu sein. Erst jetzt ist ein Wörterbuch der deutschen Sprache erschienen: und ich erröthe bei dem Gedanken, daß ein so nützliches Werk nicht hundert Jahre vor mir auf die Welt kam. Immer deutlicher wird offenbar, daß ein Umschwung der Geister sich vorbereitet. Wer zuletzt kommt, kann dennoch die Vorläufer überholen. Solchen Vorgang würden wir schneller, als Mancher heute glaubt, sehen, wenn die Fürsten sich der Literatur freundlich annähmen, ernste Literatur ermunterten und die beste Leistung mit Lob und Lohn ehrten. Auch wir werden Klassiker haben, die Jeder lesen wird; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen und gute Schriftsteller werden unsere geschliffene, veredelte Sprache durch den ganzen Erdtheil verbreiten. Diese schönen Tage sind nah. Mir raubt mein Alter die Hoffnung, sie zu sehen. Ich bin wie Moses (dem ich mich übrigens nicht vergleichen will): ich erblicke das Gelobte Land, werde es aber nicht betreten. Doch ich weiß, daß den schönen Tagen der Literatur, die wir erhoffen, feinerer Werth entkeimen wird als den kahlen, verbrannten Felsen des unfruchtbaren Landes Edom."

Als der alte, von Feldherrnruhm satte, von Kriegsgräuel angewiderte Preußenkönig diese Sätze schrieb, war er in die Vorstellung eingesponnen, Geistesbildung und Kultur sei von einer Zeit, einer Nation in die andere übertragbar, die Form jeder Gedichtsart durch ewiges, nicht mit der Zeit sich wandelndes Gesetz bestimmt, das Reinmenschliche, die Religion mündiger Geister, von ernstem Willen aus dem Vermächtniß der Perikles, Augustus, Lorenzo von Medici, Louis zu erwerben, deren weit von einander liegende Zeitalter sein inneres Auge als Einheit sah. Daß Kultur und Kunst aus den tiefsten Schachten der Volkheit quillt, erkannte er nicht. Nur ein Weg führt auf die Gipfel der Kultur, nur ihn sind die Völker des Westens gegangen: und ihn muß, da

Andere träg auf ihrem Lorber einschliefen, nun auch Deutschland beschreiten. Von Deutschthümelei, gar von dem üblen Troß unserer Patterjohten ist dieser König so weitab wie Goethe und Bismarck. Er will, daß seine Landsleute jeder Born, auch der fernste, fremdeste, labe; und bäumt aus dem müden Leib die tapfere Seele gegen den (durch jede Verfallszeit schlurfenden) Wahn, unsittliches, vom Genius der Menschheit verworfenes Handeln könne einer Nation, jemals selbst einer in Lebensfährniß gerissenen, dauernden Nutzen stiften. Er raffte sich nicht in die Muße, die nöthig gewesen wäre, um aus seinem Programm Wirkung und Wirklichkeit zu zeugen. Doch ihn zu hören, ist nach fast hundertvierzig Jahren recht tröstlich; und sogar der Kern der Abhandlung über die deutsche Literatur dünkt uns, trotz den Thorenstreichen wider Shakespeare und das Werden deutscher, nicht von Romanismus abgeleiteter Eigenart, heute noch schmackhaft. Näher, freilich, ist uns Goethe, der sich auf seine besondere Weise in Weltliteratur sehnt (und, ohne die Spur lähmenden Vorurtheiles, entzückt, schon damals die Wunder serbischer Poesie bestaunt). „Gellert einen mittelmäßigen Dichter ohne einen Funken von Genie nennen: Das ist zu hart. Er ist gewiß kein Dichter auf der Skala, wo Ossian Klopstock, Shakespeare, Milton stehen; nur ein Schöngeist und brauchbarer Kopf. Muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufe nur für diese Art von Schriftstellern Augen und Ohren hat? In allen Ländern, nicht nur bei uns, wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen, immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Herr von Sonnenfels hat die ewig mißverstandenen Klagen nachgesungen: ‚Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus'. Wenn wir in der Welt einen Platz finden, da mit unseren Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben Das nicht Tausende in jedem Staat und leben in dieser Beschränkung glücklich? Wozu das verwegene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Vor Römerpatriotismus bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen. Wir halten es noch immer mit dem

Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volkes, deren zwar viele auch aus dem Lande, das es bewohnt, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden mehr Nation und Patriotismus als hundert leibeigene Geschlechter. Ueber die deutsche Literatur der Zeit von 1770 bis 1790 (über die Fritz urtheilte) ist zu sagen: Unruhig; frech; ausgebrütet; leichtfertig redlich; Achtung verschmähend und versäumend; englische Kultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend. Später gelangte die deutsche Sprache auf einen so hohen Grad der Ausbildung, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. An mir sind die Deutschen, besonders die jungen Dichter, gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird. Ich kann meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, sich selbst zu beobachten, auf daß sie, bei einer gewissen Leichtigkeit des rhythmischen Ausdruckes, auch an Gehalt mehr und mehr gewinnen. Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens. Den kann uns Niemand geben; vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Fraget Euch, junge Dichter, bei jedem Gedicht, ob es Erlebtes enthalte und ob dies Erlebte Euch gefördert habe. Ihr seid nicht gefördert, wenn Ihr eine Geliebte, die Ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habet, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn Ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert. Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten: denn da beweist sich im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren. Die erste Seite, die ich von Shakespeare las, hat mich für Lebenszeit ihm eigen gemacht; und als ich mit seinem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht schenkt. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Die Einheit des Ortes schien mir kerkermäßig ängstlich, die Einheit der Handlung und der Zeit eine lästige Fessel unserer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Französgen, was willst Du mit der griechischen Rüstung? Die ist Dir

zu groß und zu schwer. Drum sind auch alle französische Trauerspiele Parodien von sich selbst. Eher könnte ein Marquis den Alkibiades nachahmen, als Corneille möglich wäre, dem Sophokles zu folgen. Shakespeare, mein Freund, wenn Du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit Dir! Nichts ist so Natur wie Shakespeares Menschen. Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm, Zug vor Zug, seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe (darin liegts, daß wir unsere Brüder verkennen), und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft. Was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, wie zona torrida brennen, Lapland einfrieren muß und es einen gemäßigten Himmelsstrich giebt. Shakespeare führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen!"

Der Dichter fand früh den Prometheus, den der König vergebens gesucht hat; freute sich in Demuth an dem „großen, aufrüttelnden, der ganzen Menschheit fruchtbaren Genie", das Fritz als den Befreier von Verfall und Entartung ersehnte. Welche ragende Burg deutschen Geistes sah der König verfallen? Sein Himmel, von dem als hellstes Gestirn Leibniz leuchtet, weiß nichts von der Nonne Roswitha, den Nibelungen-, Roland- und Gudrun-Liedern, von Walther, Hartmann von Aue, Wolfram, Gottfried, Meister Eckhart, Sebastian Brant, Luther, Hutten, Hans Sachs, Wickram, Fischart, Rollenhagen, Logau, Angelus Silesius, Fleming, Gerhart, dem Amadis und Simplizissimus, den Schildbürgern und dem Schelmuffsky. Lessings, Klopstocks, Wielands, Gottscheds, Herders, Winckelmanns, Mendelssohns, Mösers, Rabeners Werke, Kants erste Schriften, Götz, Clavigo, Werther sind erschienen hinter Goethe drängen Gerstenberg, Klinger, Lenz, Müller, Wagner, Bürger, der Siegwart-Miller vorwärts: und in Lessings letztem Lebensjahr, in dem die „Kritik der reinen Vernunft" druckfertig wird, Schiller sein Räuberdrama besinnt und der Götzdichter das Bild Iphigeniens nach den Regeln der Alten formt, erblickt Preußens König ringsum nur Verfall und Entartung. Moses steht im Gelobten Land und seufzt, weil er gewiß ist, es nicht mehr zu schauen. Die Nation kennt sich selbst nicht, kein

Widerhall kündet den Zinnen, was in der Volksseele wird, und das Adlerauge umflort sich in der Stunde, die seinen kühnsten Traum in das Wunder blühenden Lebens wandelt.

Von Goethes Plan, dem Großen Fritz kühnlich zu antworten, im Tischgespräch eines Deutschen und eines Franzosen in einem frankfurter Gasthaus den Literaturstreit noch einmal zu erörtern, ist uns kein Spürchen geblieben. An einem kalten Januartag schrieb der Dichter an seinen Herzog: „Auch wider des Teufels List und Gewalt möchte ich die ‚Literatur' aufs Trockene bringen." Acht Tage danach: „Gestern, während des Konzertes bei der Herzogin, habe ich abends auf der Stube der Göchhausen (der klugen, buckeligen Hofdame) gesessen, eine Flasche Champagner getrunken und der ‚Literatur' aufgeholfen. Nun ist wieder Hoffnung, daß das Werk vollendet wird." Vollendet wurde es; kam aber nur, als Handschrift, ein paar Freunden vors Auge. Vielleicht, weil Karl August gegen die Veröffentlichung war, vielleicht, weil sein Lieber und Getreuer, der auch Diplomat sein konnte, fand, Mösers freimuthige Erwiderung habe alles Nothwendige gesagt. Länger als graue Theorie, deren Gesädel von flinken Zungen bald abgewetzt wird, währt das Zeugniß der Dichtung, die in dem gescholtenen Herbst, in der Verfallszeit, aufgesproßt ist. Mösers Schrift über die deutsche Sprache und Literatur lebt fast nur noch den Gelehrten; in lebendigem Kleid aber ficht gegen königliche aufrecht dichterische Majestät. Der Messias und Oberon, Minna und Lotte, Knappe Georg und Bursche Just, Werther und Nathan, Carlos und Stella: an dieser bunten Front zerschellt der Vorstoß des Siegers von Roßbach Der sah nicht, was auf seiner Erde ward; wollte von den Wehen junger Seelen nichts wissen. „Der Liebe Gott hat die Welt gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres kleckſen; unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein Wenig nachzuschaffen. Ich verlange in Allem: Leben; dann ists gut und wir haben nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Von Leuten, die keinen Hundestall zeichnen können, wollte man idealistische Gestalten; aber Alles, was ich davon gesehen habe, war Holzpuppe. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der Menschennatur. Man versuche einmal, sich in das Leben der Geringsten zu versenken und es in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Minen-

spiel wiederzugeben. Die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Augen und Ohren dafür haben. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigenthümliche Wesen jedes Menschen einzudringen; keiner darf Einem zu gering, keiner zu häßlich sein. Erst dann kann man sie verstehen. Der Dichter und Bildner, der die Natur am Wirklichsten giebt, so daß ich über seinem Gebild fühle, ist mir der liebste; die holländischen Maler sind mir lieber als die italienischen." So läßt der zweiundzwanzigjährige Hesse Georg Büchner, der Dichter der Dramen „Woyzeck", „Leonce und Lena", „Dantons Tod", in einer unvollendeten Erzählung den armen Lenz sprechen, dem er sich manchmal ähnlich fühlen mochte. So (nur mit heißerem Puls und in üppigerem Stilkleid) trat das Wollen der Stürmer und Dränger überall auf den Markt. In Lenzens Pandaemonium Germanicum, das Dramenschreiber, Nachahmer, Philister und Journalisten ans Schaugerüst prangert, schlingt Shakespeare einen Arm um Herder, einen um Klopstock (der ängstlich nach seinen Griechen ruft); und Lenz selbst erdreistet sich, da seine Menschen nach Lessings Urtheil nur für ein Trauerspiel taugen, in die Antwort: „Herr, was ehemals auf dem Kothurn ging, sollte heutzutage doch mit dem Sokkus reichen; was ehemals grausen, sollte uns lächeln machen. Die Welt sollte jetzt anfangen, größere Leute zu haben als ehemals; ist doch so lange gelebt worden. Die Leiden griechischer Helden sind für uns bürgerlich; die Leiden unserer Helden sollten sich einer verkannten und duldenden Gottheit nähern. Die Primaner dort (französische Stückeschreiber), die uns weismachen wollen, sie seien was, sind Schulknaben wie ich und andere. Zeichnen da ängstlich und emsig nach Bildern, die vor ihnen liegen, und sagen, Das solle unseren Leuten ähnlich sehen. Und die Leut' sind solche Narren und glaubens ihnen." Dem liwischen Pfarrerssohn, der fleißig den Plautus, den Pope sogar in Alexandriner übersetzte, nach Franzosenmuster einen raisonneur und Vormund auf die Bühne stellte, die Hofmeister, als Menschenverderber, grimmig haßte und das deutsche Volk „einen Mischmasch von Kultur und Roheit, Sittigkeit und Wildheit" nannte, hätte der Philosoph von Sanssouci Manches verziehen; niemals die Verhöhnung aristotelischer Regeln, französischer Theatralik und den frechen Spott über „die

so erschreckliche, jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten." Auch von diesem Lenz aber hat Fritz nichts geahnt.

Und doch war vier Jahre vor seiner Klage über die Gebrechen deutscher Literatur Lenzens Soldatendrama erschienen, dessen schlanke Jugendfülle, dessen Reichthum an Farben und Tönen den aufsteigenden Seufzer in Jubelströme ertränken mußte. Von diesem Werk ward ich (in Tagen politischen Schicksalswandels, die für den auf Ueberzeugung Stehenden noch kein Schwert haben) wieder auf das Kunsteiland und in die Betrachtung des fritzischen Zöpfchens verführt. Der junge Verleger Erich Reiß, der vor einem Jahr den „Moreau", einen zwischen Heckenrosen und Reben von Fiebern glühenden Traum des Herrn Klabund, mit anschmiegsamem Geschmack und still waltendem Takt kleidete, hat den „Soldaten" jetzt ein zum Entzücken feines, doch nicht durch Ueberfeinheit und Prunksucht verkünsteltes Gewand ersonnen. Achtzehn farbige Federskizzen, die der neuen, in sich vollkommenen Ausgabe eingefügt sind, deuten an, was der Maler Ernst Stern, als Helfer Prosperos Reinhardt, für die Aufführung im Deutschen Theater gethan hat; nie war er, nicht einmal im „Eingebildeten Kranken", von seiner Kunst treuer, kaum je mit so leiser Klugheit bedient. Nur schmalen Lebensausschnitt giebt er; wie in heißem Hirn Nachtgebild, so funkelt eines Schauplatzes, eines Vorganges Theil auf und schwindet dem Blick eben so jäh mit dem Lichtstrahl, der ihn über die Schwelle des Bewußtseins hob. Die Offiziere bei Elsässerwein und Tabak. Marie, die Aelteste des Galanteriewaarenhändlers Wesener, am Schreibtisch, ihre Schwester Charlotte, hart und spitzig wie eine grüne Dornruthe, am Spinnrad. Der arme Stolzius, der Marien im Blut hat, mit wundem Kopf im Tuchladen der Mutter. Familie Wesener hinter der dampfenden Suppenschüssel; Marie kommt, geputzt, aus dem Theater, in das ein Baron sie geführt hat. Soll hungrig ins Bett, wird aber von dem zärtlichen Vater getröstet und liest, im Nachtröckchen, ihm die Verse des Werbers vor. Nun weint sie. Der Baron ist mit ihrem Jungferschatz fort und das Scharlottel schilt sie Luder und Soldatenmensch. Der Zweite: auch Offizier. Der Dritte: ein blutjunger Graf. Dessen Mutter bemüht sich selbst, das Mädchen (seht es aus der Düte naschen) zu retten. „Ihr einziger Fehler, meine neue, liebe Freundin, war, daß Sie die Welt nicht kannten,

daß Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den verschiedenen Ständen herrscht. Wie kamen Sie doch dazu, über Ihren Stand hinaus sich nach einem Mann umzusehen? Kommen Sie in mein Haus, werden Sie meine Gesellschafterin und machen Sie sich gefaßt, in einem Jahr keine Mannsperson zu sehen; Sie sollen mir meine Tochter erziehen helfen". Marie ist willig; doch ihr Fleisch schwach. Der Zweite entführt sie dem Schloß. Den ersten (den wir zuvor beim Konzert einer hitzigen Matrone, wie auf einem Farbenstich der besten Altengländer, sahen) vergiftet Stolzius. Inzwischen sind ihrer mehr drangekommen. In einer Dämmerung erkennt der Vater in einer Dirne, die er barsch abwies, unter der Brückenlaterne die vergrämte, von Hunger morsche Tochter.

Eine nicht nur aus edlem Stoff gefügte und drum nie in ganz reiner Klangpracht tönende Glocke, an deren Strang alles Wollen und Sehnen wirrer Zeit sich hing: Das ist uns Lenz. Der Johannes, dessen Wurfschaufel die Tenne säuberte, auf die Goethes Ernte eingebracht werden konnte; und der Unselige, aus dessen geborstenem Seelengefäß, in Knäueln, Rümpfen, Fratzen, in Weihestunden aber auch mit wundervoll lichtem Scheitelglanz, in Wüstheit freilich viel öfter als in Schönheit, die Welt hervorquoll, die Lessing nur gemalt hatte und die heute noch des Dramatikers Kosmos ist. Ein Dichter deutscher Wirklichkeit, dessen ungesund hitziger Geist den Sinn, die Ordnung, den tiefsten Zweck des Lebens zu ergründen strebt; der die Grenzsteine deutscher Dichtung verrückt hat und dem (ihn von vielfacher Mißgunst zu entschädigen) Natur die Tatze des Theatermenschen gab. „Soldaten": sein Meisterstück; das einzige Werk, in dem sein Schöpferdrang sich ganz, ohne Bruch, Verstümmelung, Nahtriß, auszuwirken vermochte. Zwei Menschheitgruppen: ein müßig lungernder, mit Bewußtsein gewissenloser Söldnerklüngel und ein wacker geschäftiges, doch durch steten Druck verderbtes und die Knechtschaft wie Seligkeit schlürfendes Bürgerthum. Nicht gleichförmige, gleichfarbige, aus vorgefaßter Meinung gesehene Massen, sondern von eigenen Wesens Gnade lebende Gebilde zweier durch die Entstehungart geschiedenen Erdschichten; nicht Typen, sondern Menschen. Dort ein wunderlicher Visionär, der in Praß und Stank lüderlichen Garnisongetriebes sich in die Erkenntniß eingefühlt hat, daß noch der winzigste, flecktgste Mensch, als „ein Geschöpf Gottes", mit Ehr-

furcht betrachtet, behandelt werden muß. Hier ein verdumpfter, verschüchterter Jüngling, unter dessen Krämerkittel der Entschluß keimt, die Entehrung, Entweihung eines Gottesgeschöpfes mit der Waffe verbrecherischen Heldenwillens zu rächen. Ein Mädelschicksal, Menschenschicksal schlingt die zwei Gruppen in bunten Reigen. Der Dichter giebt nur Andeutung, nur den Extrakt des Geschehens, nur den Auszug all der tötlich feinen Kräfte, die sacht den Untergang eines schönen Mädchens und seiner Sippe erwirken. Lenzens Poetenfilm führt, mit der Hast eines Fiebernden, der das Versickern der Kraft fürchtet, nur auf Gipfelpunkte und duldet auch da kein Verweilen; zwingt die Phantasie des Schauers und Hörers, über Klüfte und Sümpfe selbst sich geschwind Nothbrücken zu zimmern. Dieser Stürmer und Dränger hält sich bei der Herstellung bequemer Uebergänge nicht auf: scheint alle, die sie nicht selbst ertasten können, herrisch aus seinem Reich zu weisen. Er ist wortkarg; doch ein Schöpfer, der das Leid der Kreatur heftig mitfühlt; also Dramatiker und Lyriker; und „innerlich voll Figur". Weil er so ist, kein Schwelger in Rednerei, verwegen, in herrlichstem Sinn frech, mit geblähten Nüstern noch in verhunzter, zerschundener Menschlichkeit nach Größe schnüffelnd: deshalb lieben wir ihn, rügen nicht mehr den (hundertfach schon gerügten) Mangel des Armen, Siechen, sondern heißen ihn, gerade jetzt, herzlich willkommen. Seinem Werk konnte erst die Bühnentechnik von heute das Kleid weben. Und nie, meine ich, ist Herrn Max Reinhardt, dem ernstesten, kräftigsten, keuschesten Künstler aller nachprüfbaren Theatergeschichte, Schöneres gelungen als dieses Gewand; kaum jemals zuvor so Schönes wie die Belebung, Durchseelung des gebrechlichen Körpers, dessen Pulse unter diesem Kleid in hastiger Schwingung pochen. Die Aufführung des altdeutschen Gedichtes dünkt mich eine „völlig vollendete" That. Durchaus nicht nur, weil die Fülle seiner Bilder das Auge entzückt, nein: weil Lenzens Welt, Menschen, Lebensluft, Geräth, hier aus einem starken, jungen und vom Hirn doch ernsthaft überwachten Herzen wiedergeboren ward, weil noch in dem alten Schloßdiener, in der Kleinbürgersahne der Rhythmus ist, ohne den diese Welt nicht werden konnte. Und aus dem Reigen, der sich in Totentanz wirbelt, hebt sich der Kindskopf der braunen Marie; kichert, stöhnt aus Weibsinbrunst auf, schluchzt und röchelt. Wer seit Wedekinds (aus dem

lenzischen Zeugergeist empfangenen) Drama „Frühlings Erwachen“ etwa vergessen hatte, daß Frau Eibenschütz ein (nicht immer in die richtige Fassung gefügtes) Kronkleinod des Deutschen Theaters ist: hier mußte ers wieder erkennen lernen. Wo ist die Spielerin, der so viele Stimmungfarben und Töne willig gehorchen und die aus den glitzernden Sümpfen des „Singspielhaften“ mit so wilder Grazie, ohne langen Anlauf, bis auf steile Grate düsterer Tragik springt? Wie das Jüngferchen in Verführung hineintaumelt, am Zuckerzeug des noch umfriedeten Dirnendaseins knabbert, von Heimweh nach warmem Schlamm aus allzu sicherer Obhut in Schmach und Noth gelockt wird und mit den Angorazähnchen schließlich den Krumenrest von einer verschimmelten Brotrinde löst: Tausenden wars Erlebniß. Und ich habe nur bedauert, daß wir nicht einmal noch, da die verlorene Tochter den Vater, den ihr wirklich im Blut verwandten, gefunden hatte, Mariens Lachen hörten, das Springbrünnlein ihrer lustigen, lüsternen, genäschigen und nach Schwelgerei in lange Hungerspein verdammten Seele.

Ein armer deutscher Dichter, der aus der Irrfahrt eines Jahrhunderts endlich heimfand. Eine von andächtigem Künstlerernst besonnene und, mitten in Kriegsdrang, schlackenlos gestaltete Aufführung: ists nicht Ereigniß? Nicht, auf den Sandwegen des Alltagsbetriebes und sogar zwischen den Werkstätten der emsig mit den von Reinhardt gefundenen oder geschaffenen Bühnenmitteln Arbeitenden, eine weithin leuchtende Ausnahme? Einem vor der Reife welken Genie half ein Meister in Wirkung. Ist in dem alten Wesener und dem jungen Stolzius (denen die Herren Diegelmann und Thimig zu kriecherischer Bethulichkeit des Ladenkaufmannes, zu keuscher Tastscheu der Fiederblattpflanze männische Herzenskraft gaben) nicht mehr Natur, um sie nicht mehr Luft aus deutscher Bürgerstube als um den Stadtmusikus Miller und den geschlechtlosen Säuseler Brackenburg? Marie nicht glaublicher als Luise, die, neun Jahre später, einen beizenden Literaturdunst auf die Bühne mitbrachte? Der Riß in der Nation, die Unmöglichkeit, zwei ihrer Stände in Einklang zu stimmen, nicht tiefer, schamhafter empfunden als in den Maskenspielen der Familien Galotti und Beaumarchais? Noch heute: das getreue Bild deutschen Bürgerthumes, das sich bescheiden duckt, wenn Adel die Nase rümpft, und den Eindrang in dessen Lebenskreis wie Frevel verurtheilt. Das Bild bewegt sich, hat schon Etwas vom hasten-

den Kinoflimmer (das uns Wortmüde auf so sauberer Kunsthöhe gar nicht ärgert); nur Unerläßliches sagt es, zügelt sofort dann die Zunge und summt durch Dunkel und Helle die besondere Musik seiner Innenwelt. So voll ist, bis an den Rand, dieses Gedicht von Musik, daß die Frage nach dem Kunstbezirk, dem es zugehöre, erst aufkommt, wenn seine Weise längst vertönt ist. Realismus hat nie hüpfen, Naturalismus nie den Flug in Ahnung gelernt. Hier ist Vision durchlebt, von einer für Frühlingsstunden beschwingten Seele dem Erlebniß nachgestaltet worden. Und von dem Werk, dessen Puls Schiller, Kleist, Büchner, Hebbel, Grabbe behorchten, wußte der König nichts, der an Ayrenhoffs leerem Postzug die Bespannung und Gangart laut rühmte.

Kein augustisch Alter blühte, keines Medicäers Güte lächelte der deutschen Kunst. Im Deutschen Theater ward sie von rauher Zurücksetzung entschädigt und sorgsamer gepflegt als die pariser Vase. „Figaros Hochzeit" ist nicht von der frommen Zärtlichkeit bereitet worden, die dem Soldatendrama in weithin nachklingende Wirkung half. Eine gute, im Bildlichen ungemein reizvolle Aufführung. Die Oberfläche überall richtig belichtet; nur: über ihre lange Strecke in einem Athem, ohne undeutlich zu werden, hinzugalopiren, hat auch der Meister der Arena seine Gesellen noch nicht gelehrt. Und das geistige Band des Stückes (von dem Mozarts Himmelsmusik durch eine Menschenerde und eine Teufelshölle geschieden ist) hält er nicht so straff wie an Mittagen seiner Kunst. Die spitzen Tücken des Gerichtsverfahrens, dessen Satire selbst Rousseaus Murrkopf entrunzelt hätte, verkrüppeln in Komikerspäße. Der Graf, der ein Aederchen vom jungen, schlanken Falstaff, die Allure eines (nie von Dämonen heimgesuchten) Don Juan haben müßte, und seine Gräfin sind blaß, aus stattlichem Junkerhaus, viel zu gesund, in ihrer Säuerlichkeit der Edelfäule zu fern, um Ehrennoth als Kitzel, Selbstverstümmelung als prickelnden Sport zu empfinden. Der Page grazil, bubenhaft drollig, ein lieber Junge, doch, ohne den ersten Anhauch von Mannheit, nur einem Tropf als Bettgenoß Rosinens denkbar (die bald danach doch von ihm ein Knäblein empfängt). Susanne: der farbige Springquell des Abends; allerliebst in plätschernd dem Gelächter, dieses Reizes aber durchaus bewußt und nicht immer in der zarten Hülle, die sich aus dem Gestäub von Sonne und Wasser webt. Susanne ist keine Kammerkatze gewöhnlichen Schlages und hat, wie Marie Wesener,

geweint, da ihr dämmerte, daß ihr Fell als Geschlechtswaare und Kantharidinkapsel umschnuppert werde. Ihr Figaro ist Herr Pallenberg. Wo er steht, obenan. Kein als Spanier vermummter Franzos (wer rieth ihm, uns, statt in der feschen Behaglichkeit seines Wesens, einmal spanisch, maskenhaft starr, zu kommen?); nichts vom Romanen, Tändler, Wortgaukler. Aber ein Kerl; stämmig, klug, treu, stets ein Erzschelm und Empörer, oft auf seine Weise ein Held, mit Mutterwitz (nicht Marcelines) bis in das hitzig pochende Herz gespickt und zu stolz, um je feig zu zagen. Wie den Argan, so hat dieser im losesten Spiel wahrhaftige Künstler (der nie mehr geben will, als er besitzt) nun auch den Figaro in sein Deutsch übertragen. Noch nicht so meisterlich. Manchmal beguckt er, wie fremdes Gewächs, den in Nachtwandlers Blindheit gezeugten Bengel; ist dann draußen, nicht drin. Ueber ein Kleines hat er ihn ganz. Den mit herrschaftlicher Eleganz besprengten Kammerdiener des würdigen Provinzhauptes. Sogar den Pamphletisten, Komoedienschreiber, Politiker (dessen Darsteller sich alter Gewöhnung in passive Tölpelkomik entringen und auf der Leiter undurchsichtigen Humors die Höhe geistigen Allmachtbewußtseins erklettern muß). Den Barbier von Sevilla, der nicht zaudern würde, mit seinem Rasirmesser, noch am Hochgefühl ergeilter Gunst schmatzend, einer Grafentochter Julie aus Schande zu helfen, und den beredten Anwalt des Herrn Caron de Beaumarchais. Dann wird der Monolog, durch den schon jetzt unheimliche Gewitter grollen, noch bunter schillern. Diese Gesellschaft, die mich als Knecht gehalten, mühsam Erworbenes mir erpreßt, meinem Talent die Flügel geknickt, meinem Können die Wirkensmöglichkeit geweigert, meinen Namen in Schmach gesudelt hat, diese Bande, die überall Untüchtige, im besten Fall Dutzendknipse krönt, will mich abermals richten, ausrauben, um das mit allen Pulsen behütete Lebensglück prellen? Ich bin stärker als Ihr, Enkel, letzte Rinnsale einer Herrenrasse; bin das Hirn der Masse, die neue Ahnen, rüstige Zeuger in die seidenen Betten wälzt. Hört Ihr sie keuchen? Fritz athmet schwer und erhofft seinem Kulturkreis die Geburt eines Prometheus. Der Wundermann Voltaire ballt die hagere Faust wider den Kruzifixus. Siegt im Armenierkittel Rousseau? Welten sinken. Und während Massenwille den Wahn von morgen schweißt und hämmert, tost, von seiner Insel, Bonaparte heran, grüßt, von stillerem Eiland, Iphigeniens Seele die Gottheit der Griechen.

Selbstanzeigen.

Vor Ypern. Ein Gedichtbuch. Falken-Verlag in Darmstadt. Mit einem Titelbild von Georg Walter Rößner. Preis 1 M.

Diese vierundsechzig Gedichte sind zum größten Theil an der westlichen Front, in und zwischen den Schützengräben von Hooge und Herenthage, entstanden oder doch entworfen. Ich schrieb sie 1915, bevor ich ins Lazaret und dann in die flandrische Etape kam, wo ich genau ein ganzes Jahr (ewig unvergeßlich und reich an Schönheit) verlebte. Mein Buch ist das erste aus dem Ypern-Bogen, wo seit Herbst 1914 die Schlacht ohne Unterbrechung geht. Wenn ich auf meine letzten Bücher zurückblicke, so weiß ich, daß zwischen ihnen und „Vor Ypern" eine große Kluft ist. Ich bin deshalb froh. Ich bin mir klar, daß meine Gedichte nicht zu der eigentlichen Kriegslyrik gehören. Das Menschliche ist ihr Grundton. Daneben steht ein gewisses burschikoses Element, wie es in meinem „Würzburg im Taumel" anhub. Hier ist eine Probe.

Spruch vor Ypern.

Mir sind Worte wie Held, Heldentod, Feld der Ehre
Hier draußen täglich mehr von erschreckender Leere.

Ich muß von Menschen sprechen. Ich fühle den Tod.
Lehrten Eltern, Schule, Kirche nicht uns Alle das selbe Gebot?

Ja, auch der Begriff Vaterland dünkt mich bisweilen zu klein.
Von Erde sind wir und sollen wieder von Erde sein.

Wilmersdorf. Alfred Richard Meyer.

Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers. Mit einem Geleitwort von Josef Kohler. Oesterheld & Co. in Berlin.

Das alljährlich durch ein paar neue Erscheinungen noch vermehrte „Gezerr" der Hamleterklärer für immer zu schlichten, hat nur Einer Macht und Ansehen: Shakespeare selbst. In seinen Dramen findet man mehr als genug, um die für die Lösung des Räthsels wesentlichen Momente allen Einwänden zum Trotz sicher zu stellen. Und gelegentliche Seitenblicke auf Kultur und Geschichte seiner Zeit suchen darüber hinaus aufzuklären, was uns Kinder der um dreihundert Jahre älter gewordenen Erde etwa schon fremd anmuthen sollte. Diesen (mein zweites Kapitel einleitenden) Sätzen bin ich, von meinem Bruder, dem Germanisten Erich Mai, durch eine im

besten Sinn produktive Kritik unterstützt, durchweg gefolgt. Das Ergebniß sind denn auch Feststellungen, die, wie ich glaube, nicht nur für mich selber „Entdeckungen" bedeuten. Hier möchte ich allein von der für den Hamletstreit folgenschwersten reden, von der „bella vendetta". Damit nämlich bezeichneten die Italiener der Renaissance eine Art der Vergeltung, die der von Hamlet geübten in allen wesentlichen Punkten entspricht. Sie verlangte zum Unterschied von der Blutrache des niederen Volkes ausdrücklich objektiv gesicherte Gerechtigkeit. Und darin liegt nach Burckhardt „der Grund des oft langen Aufschiebens. Zu einer ‚bella vendetta' gehört in der Regel ein Zusammentreffen von Umständen, welches durchaus abgewartet werden muß". Ich habe in diesem Zusammenhang auf Titus Andronicus und Richard Plantagenet bereits hingewiesen. Wie sehr Shakespeare mit den Erfordernissen der bella vendetta vertraut war, lehrt aber auch das (kurz vor „Hamlet" entstandene) Caesar-Drama. Die Vorbereitungen der Verschwörer gleichen auffällig denen Hamlets. Ligarius und Casca legen sich, zum Beispiel, eine Art „wunderlichen Wesens" zu: Jener spielt den Fieberkranken, Dieser einen plumpen und rauhen Burschen. Und wenn sie selbst auch zur Ermordung Caesars von vorn herein entschlossen sind, so zögert doch mindestens Brutus ganz in Hamlets Weise. Das Wichtigste aber ist, daß auch er es allein äußerer Gründe wegen thut. Ihm scheint das von Cassius und den Verschworenen behauptete Unrecht Caesars zunächst nämlich nicht völlig gewiß. Wie Hamlet, will auch er, um seine eigenen Worte zu brauchen, „Reiniger" sein, nicht Mörder. Man mag in meinem Büchlein (dem Josef Kohler übrigens ein Geleitwort mitgegeben hat) nachlesen, wie die Tragoedie Hamlets aus dem selben Konflikt herauswächst. Wie er, der als thatenscheu gebrandmarkte Schwächling der Kommentatoren, in Wahrheit eine nicht nur für ihn, sondern für jeden Sterblichen unlösbare Aufgabe übernimmt. Wie er an dieser Aufgabe in Folge der Vermessenheit seines Wollens zunächst scheitert, darüber aber zu innerer Demuth gelangt und zum Glauben an höhere Mächte, so daß er zuletzt als ein Geläuterter des höchsten Lohnes theilhaftig werden kann, den Shakespeare irdischem Streben zu setzen weiß: der Ehre, die ihn unsterblich macht für Zeit und Ewigkeit.

„Hamlet" ist mir also kein bloßes Charakter-, sondern ein Weltanschauungdrama. Es ist, wie ich festzulegen versucht habe, das Stück von den Grenzen der Menschheit, ist die Tragoedie des selbstherrlichen Menschen, ist der „Faust" Shakespeares.

Gustav Mai-Rodegg.

Civildienstpflicht und Irrenhaus.

Die Civildienstpflicht will Jeden, der arbeiten kann und seine gesunden oder noch brauchbaren Kräfte nicht schon im Dienst der Heeresverwaltung oder der Allgemeinheit und ihrer Bedürfnisse voll ausnützt, zur Dienstleistung für das Vaterland heranziehen. Halbwüchsige Jungen, Frauen, ältere Männer werden mobil gemacht, im Krieg leicht und schwer Verletzte werden wieder herangezogen, sogar zu Krüppeln Geschossene finden jetzt wieder einen Platz, wo sie Etwas leisten und Gesunde ersetzen können. Doch nur die körperlichen Krüppel, nicht die Menschen, die durch Vererbung und Belastung, durch Krankheit oder Verwundung, oft auch durch Erziehung oder fehlende Erziehung seelisch zu Krüppeln wurden. Ich denke dabei natürlich nicht an Geisteskranke nach dem landläufigen Sprachgebrauch, sondern an die „Psychopathen", die Schmerzenskinder der Juristen und der ärztlichen Sachverständigen, denen fast immer, oft zum Staunen der Laien, die Straffreiheit auf Grund des § 51 zugebilligt werden muß; an die bedauernswerthen Geschöpfe, die im Trott des alltäglichen Lebens nicht auffallen, aber, einmal aus der geraden Bahn gerissen, nicht mehr Herr ihrer Sinne sind und, zwischen Gefängniß und Irrenhaus hin und her gezerrt, immer verbitterter, immer gefährlicher für die menschliche Gesellschaft werden. Für diese Unglücklichen soll hier gesprochen werden.

Professor Weygandt (Hamburg-Friedrichsberg) hat im Maiheft der Jahreskurse für ärztliche Fortbildung 1916 gesagt: „Die wichtigsten und schwierigsten Objekte der Psychiatrie sind heutzutage keineswegs mehr die schweren Fälle klinischer Psychosen, sondern gerade die leichteren Abweichungen von der psychischen Norm, die Uebergangs- und Grenzfälle, die Psychopathen, Minderwerthigen, Entarteten, die pathologischen Charaktere, die Sonderlinge, die Reizbaren, und Affektmenschen, die Nervösen, die toxisch Geschwächten, die sexuell Abnormen, die Defektmenschen aller Art." Gerade in unserer Zeit, die jeden gesunden Arm, selbst wenn er nicht immer leistungfähig ist, nach Möglichkeit ausnutzen muß, ließe sich ein Versuch, zugleich mit der Heranziehung bisher brachliegender Kräfte das Los vieler Psychopathen zu lindern, rechtfertigen und mit Leichtigkeit durchführen.

Die Zahl dieser Entarteten ist erschreckend groß, jetzt größer als früher; denn durch den Krieg sind viele, die in altgewohnter Lebensbahn, unter Aufsicht von Eltern oder Frauen, die sie

und ihre krankhaften Eigenschaften kannten, allenfalls ihren Weg gehen konnten, aus der Bahn gerissen worden und haben in der volle körperliche und geistige Spannkraft voraussetzenden militärischen Disziplin früher oder später versagt. Viele auch, bei denen das Krankhafte noch nothdürftig eingedämmt blieb, waren sozial verwerthbar; sie leisteten sich zwar, meist durch Alkoholmißbrauch, der hemmenden Geisteskräfte beraubt, oft Ausschweifungen und waren vielfach vorbestraft, machten sonst aber ihre Arbeit gut. Dem Polizisten, dem Richter und Staatsanwalt, aber auch dem Arzt und besonders dem Psychiater sind derartige „Verbrecher" oder „Kranke" und ihre sich stets wiederholenden Strafthaten: Schlägereien, Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Körperverletzung usw., zur Genüge bekannt. Diese Leute nun kamen ins Feld, vor den Feind, wo Manches, was zu Hause strafbar ist, erlaubt, ja, geboten sein muß. Sie waren in ihrem Element, so lange sie ihre Triebe gegen den Feind verwertheten. Doch eines Tages kommt unvermeidlich bei jedem Menschen dieser Art der große Krach mit dem Vorgesetzten. Andere Degenerirte halten sich bei der Truppe im Feld gut, da sie wegen ihrer oft vorzüglichen Leistungen vor dem Feind bei dem direkten Vorgesetzten weitgehende Rücksichten finden; wenn sie aber nach Krankheit oder Verwundung, ins Lazaret und dann zum Ersatztruppentheil mit seiner strengeren Zucht und Ordnung kommen, ist es um sie geschehen.

Was nun zu Haus mit wenigen Tagen oder Wochen gutzumachen ist, Das heißt beim Militär Achtungverletzung vor versammelter Mannschaft, thätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten oder ähnlich. Natürlich können im höchsten Interesse der militärischen Disziplin ihre Vergehen nicht ungesühnt bleiben; oder sie müssen als Unzurechnungfähige aus dem Herr entfernt werden. So kostet es lange Buße im Gefängniß oder gar Zuchthaus, wenn nicht rechtzeitig der Psychiater eingreift und den Mann ins Irrenhaus „rettet", von wo dann er als unbrauchbar entlassen wird und seine oft hochwerthige Kraft dem Heer verloren geht. Im Privatleben folgen nun wieder neue Strafthaten bei ihm und der alte Kreislauf zwischen Gefängniß und Irrenhaus beginnt von vorn.

Ich selbst erinnere mich eines Unteroffiziers bei unserem Bataillon, der im Schützengraben das Muster eines Vorgesetzten und Untergebenen war, der schneidigste Patrouillegänger, der strammste Kämpfer, der fleißigste Arbeiter; sobald wir aber im Quartier lagen, war er rettunglos dem Alkohol

verfallen, den er sich aus verborgenen Quellen trotz jedem Verbot und aller Aufsicht stets zu beschaffen wußte; wäre auch nur die Hälfte aller Strafthaten, die er sich dann zu Schulden kommen ließ, zur Anzeige gekommen, der Mann hätte sein ganzes Leben hinter Mauern zubringen müssen oder er säße in der „Nerven"-Abtheilung eines Lazarets mit der Diagnose „Psychopathie" oder „pathologische Rauschzustände". Auch Professor Weygandt sagt: „Solche Personen können gerade in civilen Verhältnissen und auch in der Garnisonthätigkeit noch bedenklicher auffällig werden als im Frontdienst. Für sie und manche Psychopathen läßt sich der von Ritterhaus geprägte Begriff anwenden: Felddienstfähig, aber nicht garnisondienstfähig."

Besser als alle Erklärerei erläutern aber dem Laien Beispiele, welche Art „Geisteskranker" oder „Unsozialer" hier gemeint sind. Ich beschränke mich auf zwei und führe nur Auszüge aus Gutachten an, durch die sie für dienstunbrauchbar, straffrei oder der Anstaltpflege bedürftig erklärt werden.

11. 10. 16. Füsilier Erich K. wird der Gehorsamsverweigerung, begangen gegenüber dem Vicewachtmeister H. im Beisein von Mannschaften, und der Unbotmäßigkeit gegenüber dem Kommandeur des .... beschuldigt. K. hat sich laut Kriegsstammrollenauszug nicht befriedigend geführt. Oberlieutenant Sch. hält geistige Minderwerthigkeit in Folge einer Verschüttung nicht für ausgeschlossen. Nach Angabe K's war sein Vater Trinker, seine Mutter und seine Schwester sollen nervös, schreckhaft und aufgeregt sein. Er selbst blieb in der Schule einmal sitzen, wurde im achtzehnten Jahr wegen Diebstahls, seiner wiederholten Versicherung nach unschuldig, mit achtzehn Monaten Gefängniß bestraft. Er ist angeblich freiwillig ins Heer getreten. Anfang Oktober 15 wurde er, wie der Kriegsstammrollenauszug bestätigt, verschüttet und hat etwa sechs Wochen im Lazaret gelegen. Seit Dezember 15 ist er mit einem Desinfektionapparat als Bedienungmann am der Front. Oft habe er an Kopfweh gelitten, der Schädel brumme ihm, es sei ihm bunt und schwarz vor den Augen, er habe zuweilen Ohrensausen. Vor einigen Wochen will er sich nachts einen Zungenbiß zugezogen haben. Er giebt endlich an, leicht erregbar zu sein, schnell in Wuth zu gerathen, in der er dann nicht wisse, was er thue und sage. Wegen Kopfschmerzen hätte er schon längst gern Urlaub gehabt und hätte sich andauernd darüber gekränkt, daß ihm noch kein Urlaub bewilligt worden wäre. Er giebt an, daß er am fraglichen Tage sehr aufgeregt gewesen sei, weil er die Pferde, die er bisher versorgt habe, nicht mehr hätte fahren sollen.

Bei der psychischen Untersuchung fällt auf, daß K. nur mäßige Schulkenntnisse hat, mangelhaft rechnet, keine gute Merkfähigkeit zeigt, ziemlich schwerfällig im Denken und Urtheilen ist, aber frei von an-

deren psychologischen Krankheitzeichen: Wahnideen, Sinnestäuschungen usw. Die Beobachtung hat dargethan, daß er zeitweise mehr oder weniger kindisch, uneinsichtig und dann auch reizbar ist. Die selbe Beobachtung ist bei seiner bisherigen Dienststelle über ihn gemacht worden. Ließ man ihn bei Erregung nach kleinen Konflikten laufen, so beruhigte er sich, setzte man ihn zurecht, so steigerte sich seine Unruhe in unmilitärischer Weise zu disziplinwidrigen Aeußerungen und Handlungen. Gemüthsstumpf ist er nicht. Nach Allem ist K. kein normaler Mensch, er gehört in die Klasse der sogenannten Psychopathen und es ist sehr wohl möglich, daß die Trunksucht des Vaters ätiologisch eine Rolle bei seiner Degeneration spielte. Auch die angeblich nach der erlittenen Verschüttung aufgetretenen Kopfschmerzen mögen nicht ohne Einfluß auf seine Gemüthsbeschaffenheit gewesen sein.

Nach den Zeugenaussagen hat er unmittelbar nach der Szene mit dem Wachtmeister und der Zurechtweisung durch den Oberlieutenant unartikulirt geschrien, ist mit dem Kopf gegen die Wand gerannt, hat geradezu getobt, dann hat er Selbstmordtrieb gezeigt und wurde endlich stier blickend gefunden, während ihm Speichel aus Nase und Mund floß. K. war also in einem Erregungzustand, der schwere pathologische Züge aufweist. Er behauptet auf das Bestimmteste, sich an Einzelheiten des Geschehenen absolut nicht erinnern zu können, namentlich nicht daran, daß Oberlieutenant Sch. zu ihm gesprochen, daß er Diesen überhaupt nach der Szene mit dem Wachtmeister gesehen habe. Diese Erinnerungslosigkeit ist in Ansehung der früher festgestellten Psychopathie und des erwiesenen pathologischen Erregungzustandes glaubhaft. Sie spricht für Bewußtseinsstörung zur Zeit der That. Von medizinischer Seite ist zu erklären, daß sich Füsilier Erich K. in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch den die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

gez. Dr. F...., Oberstabsarzt.

Der zweite Fall behandelt einen seit früher Jugend vielfach vorbestraften Monteur, der drei Selbstmordversuche und eine Menge Vergehen der zuvor beschriebenen Art hinter sich hatte. Schon mit zwölf Jahren war er mit Gefängniß bestraft worden, aus der Fortbildungschule war er wegen schlechten Betragens ausgeschlossen, bei seiner aktiven Dienstzeit wegen pathologischer Rauschzustände vorzeitig als dienstuntauglich entlassen worden. Durch eigene Arbeit und Selbstunterricht hatte er sich zum Monteur emporgearbeitet. Seit Dezember 1916 stand er als Kraftfahrer im Heeresdienst.

Auszug aus einem militärärztlichen Gutachten:

Grund zu seiner Untersuchung gab ein thätlicher Angriff mit dem Gewehr auf einen Unteroffizier und heftiger Widerstand gegen die Festnahme. Zur Beobachtung auf seinen Geisteszustand dem Reserve-

lazaret überwiesen. Das Verhalten des Mannes war hier ganz geordnet, nur drängte er etwas auffällig und einsichtslos ins Freie. Anfangs in Andeutungen, später in sehr ausgesprochenem Grade waren Stimmungsschwankungen bemerkbar. Intellektuell ließen sich bei ihm keine Defekte nachweisen. In der letzten Zeit hat er bei dem Vorwiegen einer gedrückten und zornmüthigen Grundstimmung sehr oft Stimmungwechsel geboten. Er hat Andeutungen gemacht, die nicht nur auf Selbstmordideen, sondern auch auf Vernichtungpläne gegen seine Geliebte und deren Kinder schließen lassen. Trotz dem Versuch, seine geladene Stimmung zurückzudrängen, entlud sich sein Groll in ganz verzweifelten Selbstanklagen und düsteren, lebensmüden Aeußerungen. Es erscheint mit Rücksicht auf ihn selbst und besonders auf die Sicherheit der Gesellschaft nöthig, den Mann in eine Heil- und Pflegeanstalt dauernd aufzunehmen.

Aus dem gerichtlichen Gutachten:

H. ist dem Schutze des § 51 R. St. G. B. anzuempfehlen. Er ist erblich schwer belastet, leidet von Jugend auf an Reizbarkeit und periodischen Verstimmungen mit Neigung zu Selbstmordversuchen und Kopfschmerzen. Er hat Zustände von Bewußtlosigkeit durchgemacht, in denen er unerklärliche Handlungen beging, über die er später keine Rechenschaft ablegen konnte. Aus einer inneren Unruhe heraus mußte er oft Tage und Nächte lang triebartig trinken, ohne dann äußerlich einen betrunkenen Eindruck zu machen. In solchen Zuständen und auf äußere gemüthbetonte Reize hin neigt er zu brutalen Gewaltthätigkeiten und wüsten Szenen, von denen er später nichts weiß.

Hier haben wir also Musterbeispiele dafür, wie körperlich völlig gesunde, in der längsten Zeit ihres Lebens in jeder Hinsicht gut verwendbare Menschen von der militärischen Dienstleistung befreit werden und aus dem Heer ausgeschieden werden müssen, weil die kurzen Augenblicke oder Stunden, in denen sie nicht Herr ihrer Sinne sind, sie für militärische Begriffe unbrauchbar machen. Beide hier erwähnte Männer sind durch ein Vergehen zunächst aus dem Gleichgewicht geworfen, beide gehen straflos aus, sind nun für ihr ganzes Leben als Geisteskranke gekennzeichnet, beide sind gelernte Arbeiter, gute Kräfte in ihrem Fach, beide vielfach vorbestraft, aber nicht etwa abgebrühte Verbrecher, sondern pflaumenweiche Naturen, die weinen, wenn sie mir von ihren Strafthaten erzählen, und die mich auf der Stelle halb tot schlügen, wenn ich sie zweckwidrig behandelte oder anspräche. Ihre Kräfte müssen brach gelegt werden. Der zweite ist sogar jetzt schon für dauernden Anstaltaufenthalt bestimmt, der erste wird im Laufe der Jahre unfehlbar dazu kommen. Denn Strafthaten werden auch bei ihm wieder folgen und von jetzt an wird er, wie hundertfache Erfah-

rung lehrt, selbst auf seine Unzurechnungfähigkeit stets hinweisen, wird immer wieder freigesprochen werden und schließlich in einer Anstalt dauernd untergebracht werden müssen, damit die Allgemeinheit vor ihm sicher sei.

Jede Anstalt herbergt eine Menge solcher Menschen. Sie sind dort stets ruhig, fleißig und in den ihnen zugewiesenen kleineren Arbeiten tüchtig. Vielfach werden sie nach einiger Zeit wieder entlassen, nach längerer oder kürzerer Pause vom Gefängniß aus wieder eingeliefert und sitzen schließlich irgendwo fest. Sollen sie nun in Irrenanstalten verkommen, ihre jetzt noch nutzbaren Kräfte verkümmern flassen, bis sie „zahm" und alt geworden, eingehen, körperlich und seelisch zerrüttet, verbittert von ungestilltem Drang nach Freiheit, vom krankhaften Haßgefühl geknechteter Unschuld, sich selbst zum Ekel, dem Staat, der Gemeinde oder der Wohlthätigkeit zu dauernder Last? Soll man jetzt, wo jeder gesunde Arm gebraucht wird, diese ruhen lassen, soll man sie nicht lieber nützen?

Aber wie? Durch Vereinigung von Kaserne, Irrenhaus und Fabrik zu einer neuen Abart: dem Psychopathenheim.

Man schaffe eine neue Anstalt in einem Industrieort. Die Anstalt muß nah bei einer Fabrik liegen, in der gelernte und ungelernte Arbeiter Verwendung finden können und mit der ein Vertrag wegen der Beschäftigung der Insassen getroffen wird; am Besten eine staatliche Munition- oder Waffenfabrik. Die Leute tragen Uniform. Sie wohnen, schlafen, essen in der Anstalt, aus der sie in geschlossener Abtheilung täglich zu und von der Arbeit gehen. In der Anstalt ist kasernenartige Hausordnung, ein Posten vor der Tür, militärische Disziplin. Gemildert dadurch, daß die Vorgesetzten Irrenpfleger sind. Die Leitung liegt ausschließlich in der Hand von Aerzten. Der Arzt überwacht nicht nur das Leben in der Anstalt, sondern auch während der Arbeit in der Fabrik, beeinflußt auch die civilen Vorgesetzten, Werkmeister, Vorarbeiter und die gesunden Arbeitgenossen in der Fabrik. In der Anstalt bestehen Kantine, Lesezimmer usw., Vorträge und Veranstaltungen werden abgehalten, Urlaub in Gruppen ertheilt, an Gebesserte auch einzeln. Die Insassen unterstehen nicht militärischer Strafordnung, Vergehen werden als Rückfälle in die Krankheit angesehen. Darum besteht eine Krankenabtheilung, in ihrer Einrichtung einer geschlossenen Irrenanstalt gleich, aus der wieder Gebesserte zur Arbeit zurückgelassen, Unverbesserliche in die Irrenanstalt zurückverlegt werden. Die Leute erhalten den vollen Lohn, den die

Fabrik sonst für Leistungen dieser Art zahlt. Die Anstalt nimmt davon einen gewissen Betrag für Verpflegung, Wohnung und Bekleidung, der jedoch gering und unter den Selbstkosten bleibt. Der übrige Verdienst wird den Angehörigen geschickt oder in Sparkassen angelegt. Der Mann erhält Taschengeld für die täglichen Bedürfnisse der Kantine (die natürlich Alkohol nicht führt); bei Urlaub mehr. Entwichene werden wieder aufgenommen, bei Wiederholung in die Irrenanstalt wieder abgeschoben. In Abtheilungen werden die Insassen, leichtere und leichte Fälle getrennt und danach ihr Leben und die möglichen Freiheiten eingerichtet. Aufgenommen werden nur Leute, sie schon in Irrenhäusern waren und dort dauernd oder für lange Zeit untergebracht bleiben sollten, auch Entlassene und wieder mit strafbaren Handlungen Rückfällige. Die Zuweisung der Kranken hätte nur durch die Leiter der Heilanstalten und Irrenhäuser zu erfolgen; auch die Vertrauensmänner der Kriegsverletztenfürsorge wären zuzuziehen.

So ausgebaut und in menschenfreundlich verständiger Art geleitet, müßte das Psychopathenheim Erfolg haben. Die Insassen selbst würden sich wohl darin fühlen. Ruhig und klar, ihrer Strafthaten und ihrer geistigen Unfähigkeit bewußt, vielfach schon stumpf geworden in dem Gedanken an dauerndes Irrenhaus- oder Gefängnißleben, ihrer ganzen Veranlagung nach gewohnt, in einem geordneten Anstaltbetrieb mit nur seltenen und kurzen Unterbrechungen sich dem Zwang der Hausordnung willig und gut zu fügen, würden sie dankbar sein für die Möglichkeit, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Sie wissen selbst: sieht man sie für gesund an, so gehören sie ins Gefängniß, sollen sie als krank, als straffrei und unzurechnungfähig gelten, ins Irrenhaus. Diesen Zwiespalt, der draußen im Leben nie auszugleichen ist, überbrückt hier der Anstaltbetrieb. Sind sie gesund, so arbeiten, verdienen und leben sie wie Gesunde, werden sie krank, brechen Erregungzustände, Wuthanfälle oder auch nur Verstimmungen aus, so gelten sie sofort auch als krank und liegen in der Krankenabtheilung, bis sie wieder ruhig und arbeitfähig sind. In diesen Tagen verdienen sie nichts, vermissen die sonst doch immerhin gebotene Freiheit, wissen aber: Alles fällt ihnen wieder zu, sobald sie sich ruhig verhalten. Das Hauptmoment auslösender Art, der Alkohol, fehlt völlig; das zweite, Aerger, Zank und Streit, ist durch die Ueberwachung und Aufklärung des Arztes an der Arbeitstelle auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Sie haben nicht

das Gefühl, kostbare Jahre ihres Lebens nutzlos zu verbringen, sie arbeiten und verdienen für ihre Angehörigen oder für sich und ihre Zukunft. Sie spannen alle ihre noch vorhandenen seelischen Kräfte an, um sich hier gut zu halten, denn sie wissen: ein Zurück giebt es nur ins Irrenhaus. Entweichungen werden sehr selten vorkommen, denn sie haben hier wirklich ein „Heim", viele vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben; auch haben sie ihr verdientes Geld, also ihr ganzes Vermögen, in der Anstalt. Mit ihr sind sie fest verbunden, bis sie einmal endgiltig entlassen werden und gefestigt, gestärkt, auch rein äußerlich gestützt durch ein Sparguthaben oder durch eine wohlversorgte Familie, die den Heimkehrenden nicht ängstlich als Geisteskranken, nicht verächtlich als Verbrecher behandelt, ins Leben zurückkehren. Diese Hoffnung kräftigt ihr Verantwortlichkeitgefühl, ihr Selbstgefühl und ihre innere Sicherheit; und damit thun sie die ersten wichtigen Schritte ihrer Besserung oder gar Gesundung entgegen. Die Vortheile für die Allgemeinheit sind leicht erkennbar. Der Staat zahlt nicht für nutzlose Esser in einem Lazaret, sondern beköstigt Arbeitende, denen er für ihre im Krieg geleisteten Dienste seinen Dank dadurch abstattet, daß er ihnen Verdienst und Gesundung schafft. Ihre Gesundung wiederum spart ihm später Verbrechen, Prozesse und Kosten.

Gewiß werden sich hundert Bedenken gegen diesen Vorschlag regen. Aber wie viel bleibt unversucht, weil es zu schwer dünkt; und dünkt doch nur zu schwer, weil es unversucht bleibt! Bewährt sich das Psychopathenheim, so geht es sicher in die Friedenspraxis der Psychiatrie und bringt der Geisteskrankenfürsorge einen nicht unbeträchtlichen Fortschritt.

Breslau. Dr. Kurt Thomalla.

Wie weit die Erziehung im einzelnen Fall krankhafter Haltlosigkeit durch planvolles Anhalten zu Pflichterfüllung und Entwickelung der körperlichen Leistungfähigkeit noch Etwas zu erreichen vermag, hängt ganz von der Schwere der Störung ab. In späteren Jahren können vielleicht die Nervenheilstätten mit ihrer Anleitung zur Arbeit noch günstig wirken. In einigen Fällen habe ich recht gute Erfolge von der dauernden Durchführung der Alkoholenthaltsamkeit gesehen. Unter günstigen Verhältnissen gelingt es, die Kranken längere Zeit vor Rückfällen zu bewahren. Allerdings werden sie dadurch nicht andere Menschen; aber es ist augenfällig, wie sehr die Fernhaltung dieses gefährlichsten Feindes unserer Willenskraft im Stande ist, schlimmen Entgleisungen vorzubeugen und den Rest von Leistungfähigkeit, der den Kranken geblieben ist, noch fruchtbar zu machen. (Professor Kraepelin.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Februar 1917.

Was sie sagen.

Der feine Skeptiker und, im Innersten, etwas altmodische Weltphilosoph Arthur James Balfour, der, trotz seiner Zugehörigkeit zu dem ehrwürdigen Hause Salisbury-Burleigh und trotz langem Wirken als Erster Minister des Königs, im neunundsechzigsten Lebensjahr sich entschlossen hat, in dem Kabinet des vor ein paar Jahren noch wegen seines Staatssozialismus und lauten Bekenntnisses zum Ideal der Völkerverbrüderung allen Tories widrigen walliser Rechtsanwaltes Lloyd George an die Spitze des Auswärtigen Amtes zu treten, fand die in Paris ausgearbeitete Antwort auf den Friedensruf des Präsidenten Wilson wohl ein Bischen plump und gab ihrem Inhalt deshalb andere, gutem Diplomatenbrauch behutsamer angepaßte Form. Er schrieb an den Botschafter Spring Rice nach Washington: „Der Note der Verbündeten möchte ich einige Bemerkungen anfügen, die ich der Regirung der Vereinigten Staaten vorzulegen bitte. Aus der Note des Präsidenten schließe ich, daß er zwar die rasche Wiederherstellung eines Dauer verheißenden Friedens wünscht, dem Gespräch über die Bedingungen aber, einstweilen wenigstens, fern zu bleiben gedenkt. Die Auffassung des Präsidenten ist durchaus die der Britischen Regirung, die, freilich, fest überzeugt ist, daß die Dauerbarkeit des Friedens von dessen Wesen abhängt und daß schwache, unverbesserlich lockere Grundmauern einen haltbaren

Bau internationaler Beziehungen nicht lange tragen können. Das wird offenbar, wenn man die Hauptmerkmale des Zustandes prüft, aus dem das Weltleid von heute erwuchs. Eine nach Herrschaft dürstende Großmacht hauste zwischen allerlei zu ihrer Vertheidigung unzulänglich gerüsteten Nationen, die von internationalen Gesetzen in ausreichendem Umfang geschützt, doch für deren Vollzug nicht organisirt und innerlich obendrein geschwächt waren, weil Gebietsabgrenzung und Verfassung dem Anspruch der darin vereinten Stämme nicht genügten und keine Bürgschaft für gerechte und gleiche Behandlung boten. Die in der beiliegenden Note von den Verbündeten angedeuteten Aenderungen der europäischen Karte würden diesen üblen Zustand bessern. Das ist unbestreitbar und bedarf nicht nachdrücklicher Bekräftigung. Man sagt, Logik und Anstand sprechen gegen den Willen, die Türken aus Europa zu drängen. In langen Menschenaltern schien Staatsmännern von höchstem Ansehen die Erhaltung des Osmanenreiches für den Frieden von Europa nothwendig; warum soll diese überlieferte Politik nun beim Friedensschluß völlig geändert werden? Weil (ist zu antworten) alle Umstände sich völlig geändert haben. Zwecklos wäre das Mühen, heute zu untersuchen, ob der Plan, als Vermittlerin zwischen feindlichen Rassen in Südosteuropa eine reformirte Türkei zu stützen, jemals, unter einem redlichen Sultan und im Wollen einigen Großmächten, durchführbar war. Jetzt ist der Plan nicht mehr lebensfähig. Die Türkei der Jungtürken, des Ausschusses ‚Einheit und Fortschritt' ist mindestens eben so barbarisch wie die Türkei des Sultan Abdul Hamid; und viel lüsterner nach Angriff. Sie ist ein Werkzeug Deutschlands und hat nicht einmal den äußeren Schein eines Friedenswalles bewahrt. Jeder erkennt in ihr die Waffe, die zu Eroberung helfen soll. Die von deutschen Offizieren geführten Türken kämpfen in Ländern, aus denen sie längst verjagt worden sind. Unter der Aufsicht und Obhut, mit dem Gelde des Deutschen Reiches hat, in Armenien und Syrien, die türkische Regirung Gräuel gehäuft, die selbst in der Geschichte dieser unseligen Länder noch niemals zu verzeichnen waren. Der Drang nach Friedenssicherung und das Lebensrecht der Volksstämme einen sich zu dem Gebot, türkischer Herrschaft über fremde Rassen so bald wie möglich ein Ende zu machen; und wir dürfen hoffen, daß die Ver-

treibung der Türken den Frieden des Erdtheiles eben so tief festigen werde wie die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich, Trients und Triests zu Italien und jede andere Grenzverschiebung, die unsere Note vorschlägt. Ihre Annahme würde die Kriegsgefahr mindern; böte gegen deren Wiederkunft aber keine Gewähr. Wenn Deutschland (richtiger: die Deutschen, die öffentliche Meinung machen und das Reichsschicksal gestalten) das Trachten nach Weltherrschaft erneut, wird es vielleicht merken, daß der neue Zustand solches Abenteuer zwar erschwert, aber nicht hindert. Noch bliebe ein ganz und gar auf die für den Krieg taugliche Organisation gegründetes System der Politik; noch immer könnten die Deutschen ihre Rüstung stärken und ihr Angriffsverfahren so ausbilden, daß ihre friedlicheren Nachbarn niedergeworfen wären, ehe sie die Bereitschaft zu wirksamer Vertheidigung erreicht hätten. Käme es dahin, dann wäre Europa an Menschen, Geld und innerer Geschlossenheit nach dem Krieg viel ärmer als zuvor, doch gewiß nicht in besser geschirmter Ruhe: und die Hoffnung des Präsidenten auf Weltfrieden wäre der Erfüllung ferner als je. Mancher meint, diese Krankheit sei durch internationale Verträge und Gesetze zu heilen. Zu solcher Meinung haben die unzweideutigen Lehren neuer Geschichte nicht mitgewirkt. Während einzelne Mächte, besonders die Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritanien, den Frieden, den sie verewigen wollten, durch Schiedsverträge zu sichern suchten, hielt Deutschland sich solchem Streben fern. Seine Philosophen und Historiker priesen die Herrlichkeit des Krieges und kündeten, Allmacht sei der wahre Zweck des Staates. In nie ermüdender Thätigkeit schmiedete der deutsche Generalstab die Waffen, die, wenn die günstige Stunde schlug, diese Allmacht erstreiten sollten. Deutlich wird durch solche Thatsachen erklärt, daß man in Berlin Friedensschutzverträge nicht aus freundlichem Auge sieht. Daß sie ganz unwirksam bleiben würden, war nicht vorauszuahnen; dafür hat erst der Kriegsausbruch den unwiderleglichen Beweis erbracht. So lange Deutschland das Deutschland bleibt, das ein Land, zu dessen Vertheidigung es sich selbst verpflichtet hat, ohne den kleinsten Schatten eines Grundes überfällt und grausam mißhandelt, kann kein Staat glauben, zum Schutz seiner Rechte genüge ein feierlich besiegelter Vertrag. Erwägt man weiter, daß die Centralmächte mit vorbedachtem Entschluß die

Mittel roher Gewalt wählten, um nicht nur ihre Feinde niederzuschlagen, sondern zugleich auch die Völker einzuschüchtern, mit denen sie noch in Frieden lebten, so sieht die Sache noch schlimmer aus. Belgien war nicht nur Opferthier: auch abschreckendes Beispiel sollte es sein. Die Schreckensherrschaft, die dem Einbruch folgte, die Verschleppung eines, die Knechtung des anderen Volkstheiles sollte die Neutralen in Angst bringen. Und damit die von ihrer eigenen oder von Britaniens Flotte vor den deutschen Heeren geschützten Völker sich nicht etwa in Sicherheit wiegten, mußten die deutschen Tauchboote, wo sie es irgend vermochten, die Barbarei deutschen Landkriegsbrauches treulich nachahmen. Die Generalstäbe der Centralmächte fragten nicht, ob der Menschheit vor ihnen grause; nur von dem Wunsch, die Welt zu schrecken, ließen sie ihr Handeln bestimmen. Diesem Handeln wäre der Erfolg der Centralmächte zu danken. Könnte von einem durch solches Verfahren erlangten Frieden eine Veredelung internationalen Verkehres erhofft werden? Dieser Friede wäre der Triumph all der Kräfte, die den Krieg unvermeidlich und schonunglos grausam machen; mit Sonnenklarheit würde er die Thatsache beleuchten, daß alle von der Civilisation zur Vermeidung und Milderung des Völkerzwistes ersonnenen Mittel unwirksam waren. Der Krieg brach aus, weil Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Rechte eines Kleinstaates antasteten; und diese Mächte konnten ihre Siege erstreiten, weil sie das durch Vertrag geschützte Land Luxemburgs und Belgiens überrannten. Sollen danach die Kleinstaaten zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn als zu Schützern aufblicken? In den von diesen Mächten besiegelten Verträgen Wälle sehen, die vor Angriff schützen? Durch solchen Frieden wäre erwiesen, daß Schreckensherrschaft zu Land und zu See den Sieg verbürgt. Ist wahrscheinlich, daß die Sieger auf den Anruf Neutraler ihr bewährtes Werkzeug wegwerfen würden? Welche Hoffnung ist auf neue Verträge zu setzen, wenn den alten nur der Werth von Papierfetzen zugesprochen wird? Folgt auf die Durchbrechung aller Grundregeln des Völkerrechtes die Krönung mit dem Siegerkranz: lohnt es dann, in einer Völkerversammlung an der Besserung des internationalen Gesetzbuches zu arbeiten? Das würde ja nur den Verbrechern nützen, die seine Vorschriften überträten; und wer sich gewissenhaft daran hielte, hätte den Schaden. Deshalb meint das Britenvolk, in dem der

Wunsch nach Frieden nicht schwächer ist als in dem Präsidenten Wilson, daß nur ein auf den Sieg unserer Sache gegründeter Friede erstrebenswerth sei. Unter drei Voraussetzungen könnte er dauern. Erstens müssen die Anlässe zu internationaler Ruhestörung nach Menschenmöglichkeit ausgetilgt werden. Zweitens müssen die in den Centralreichen lebenden Völker selbst erkennen lernen, daß gewissenloses Handeln und Angreiferpläne jede Nation der Achtung unwürdig machen. Drittens muß das internationale Recht, muß jedes Abkommen zur Hinderung oder Einschränkung feindseligen Handelns durch eine internationale Macht gestützt sein, vor deren Sühnerwillen die verwegenste Angriffslust zaudert. Diese Bedingungen mögen schwer durchzusetzen sein. Uns scheinen sie in Einklang mit den Idealen des Präsidenten; und wir sind überzeugt, daß keine auch nur lose gesichert werden kann, wenn nicht, wenigstens in Europa, der Friede dem in unserer Note angedeuteten Grundriß genügt. Und deshalb hat Großbritanien beschlossen, was es jetzt thut und weiter zu thun willig ist: es giebt sein Blut und sein Vermögen in einem Umfang hin, den seine Geschichte niemals gekannt hat. Diese ungeheure Last trägt es nicht nur, um die durch Verträge ihm aufgebürdete Pflicht zu erfüllen, auch nicht, um einer Völkergruppe unfruchtbaren Triumph über eine andere zu schaffen, sondern, weil es im Tiefsten überzeugt ist, daß am Sieg der Verbündeten die Zukunft friedlicher Civilisation und die Möglichkeit veredelten Völkerverkehres hängt, dessen Morgenröthe die großen Denker der Neuen wie der Alten Welt von dem Tag zu hoffen wagen, der anbrechen muß, wenn das Gräuel von heute geendet ist. Ich habe die Ehre, in aufrichtiger Hochschätzung mich den Eurer Excellenz ergebensten und gehorsamsten Diener zu nennen. Arthur James Balfour."

In dem dichten Gestöber der Januarereignisse hat diese Depesche des Staatssekretärs, der sich in Greys Tonart einzufühlen versuchte, nicht die Beachtung erlangt, die ihr gebührt. Feste Friedenssicherung wünscht jeder gesittete Mensch, der den Erdtheil nicht zerrüttet, dessen Völker nicht in Thierheit sinken sehen will. Den Wahn, nur der Sieg unserer Feinde könne haltbaren Frieden stiften, stärken die Leute, die jeden Wunsch nach würdiger Verständigung wie niederträchtigsten Landesverrath umbrüllen und Bedingungen plakatiren, neben denen die des Feindes jungfer-

lich bescheiden aussehen. Ueber die Anklagen kann im Kriegslärm nicht verhandelt noch jetzt, unbefangen, geprüft werden, ob, zum Beispiel, die Elsässer, alle Lothringer französischer Zunge, die Weinbauer des Trentino, die Südslawen Istriens und Dalmatiens durch den ihnen verheißenen Wandel ihrer Staatszugehörigkeit glücklicher würden. Der Geist europäischer Menschheit (noch nicht asiatischer und afrikanischer) fordert, daß jedes Volk und jeder kräftige Volkszweig in Sprache, Gebet, Gemeinwesensverwaltung, Verkehr mit den Stammverwandten frei, weder fremdem Zwang unterthan noch in Verstellung, Vermummung genöthigt sei; dieser Geist verbietet aber nicht, daß verschiedene Stämme, Deutsche, Slawen, Romanen, Sachsen und Kelten in der Schonung eines Staatsverbandes stehen. Die Möglichkeit und den Nutzen solcher Gemeinschaft lehrt die Schweiz erkennen (von der selbst Großmächte Mancherlei lernen können). Staatssekretär Balfour sprach ins Stimmengeschwirr hinein. Polybios-Reinach speiste ihn im Figaro mit einem Lobbröckchen ab. „Balfours edel gefaßte Note wälzt den Grabstein auf Englands alten Traum von einer seelisch verjüngten Türkei. Wir müssen hoffen, daß der Erlaß des Zaren an den Ministerpräsidenten Fürsten Galitzin (den er in freundliche Arbeitgenossenschaft mit der Reichsduma und den Semstwos verpflichtete) den Grabstein auf Deutschlands immer wiederkehrendes Sehnen nach einem entarteten Rußland wälze. Welche Aera russischer Geschichte bräche an, wenn der Verbannung des Wodka der Sieg über andere Mächte der Finsterniß folgte!“ Der Kluge hat als den wichtigsten Inhalt der Depesche an Spring Rice den Entschluß zu schroffer Abkehr von der Türkei erkannt. Das Reich des Khalifen, der über die Heiligen Stätten gebot, war lange das Hätschelkind britisch konservativer Russenfeinde und seit den Tagen des Ersten Nikolai (Nesselrode) auch von den Russen in seiner Hauptstadt nicht ernstlich bedroht. Beide eint jetzt die Furcht vor einer in Heer und Wirthschaft von Deutschland gerüsteten Türkei und vor dem Spuk des von artigen Kindern in dunkler Nacht erträumten Mitteleuropa. „Lieber der ganze Südosten des Erdtheiles slawisch, der Zar in Konstantinopel, die russische Flotte im Mittelmeer. Hat nicht Bismarck gesagt, der Besitz von Byzantion werde Rußland schwächen, nicht stärken?“ Auch im Temps stand die Türkenfrage vornan. „Das wüste Gemetzel,

dessen Opfer alle christlichen Völker waren, beweist deutlich, daß diesen Unterjochten Freiheit, Lebenssicherheit, Menschenwürde so lange versagt ist, wie sie unter einer Herrschaft schmachten, deren Regirungmittel, unter der Fahne von Einheit und Fortschritt wie unter dem hamidischen Banner, der Totschlag ist. Die Verbündeten würden, wenn sie diese Herrschaft fortdauern ließen, zu Verräthern an ihrem Ideal. Dauern kann nur der Friede, der vor deutschem Eingriff und vor der Falle des deutschen Mitteleuropa geschützt ist. Diese Ueberzeugung hat uns der Angriff von 1914 aufgezwungen. Ists unsere Schuld? Wenn wir dem Friedensangebot zugestimmt hätten, wäre von Deutschland neuer Krieg vorbereitet worden. Aus dem Mund eines preußischen Herrenhausmitgliedes hören wir, daß Deutschland zu bescheiden, zu friedselig, zu ehrerbietig vor den Rechten Anderer war. Davon möchte es sich entschuldigen. Die Worte sind lehrreich. So ist Deutschlands Geisteszustand. So siehts hinter dem Friedensvorschlag aus. So spricht es im dreißigsten Monat eines von ihm gewollten und begonnenen Krieges. Unser Gedächtniß wird diese Worte bewahren."

In Japan ist der Reichstag aufgelöst worden, weil seine Mehrheit das Ministerium Terautchi als eine verfassungwidrige Regirung befehdete, die ihr Dasein dem Rath der Alten Staatsmänner, nicht dem parlamentarischen Machtverhältniß, danke. Der greise, in Demokratie neigende Graf Okuma hatte beim Rücktritt aus dem Ministerpräsidium, am dritten Oktober 1916, den Baron Kato als Nachfolger empfohlen, dessen Kensei-Partei die stärkste im Reichstag war, der Rath der Alten aber den konservativen Marschall Grafen Terautchi durchgesetzt. In den letzten Lebenstagen des Parlamentes hielt Minister Motono, der, ehe er die Leitung des internationalen Geschäftes übernahm, Botschafter in Paris und Petrograd und, in enger Genossenschaft mit Herrn Iswolskij, der Stifter russo-japanischer Freundschaft war, eine als Stimmungmerkmal beachtenswerthe Rede. Nach seiner Meinung hat das Deutsche Reich, als es die „gepanzerte Faust" über Tsingtau reckte, die Eroberung Chinas vorbereitet; und Japan mit Recht drum die erste Gelegenheit zur Abwehr gefährlicher Drohung ausgenützt. „Nicht eine Stunde haben wir gezögert, die Bündnißpflicht zu erfüllen und dem Britenreich, das uns rief, Hilfe zu bringen." (Großbritanien erbittet Japans Hilfe, das sie gütig gewährt: horcht

Asien nicht, von Koweit bis nach Kalkutta, auf?) „Nach ein paar Monaten hatte Japans Heer und Flotte den deutschen Widerstand gebrochen, Chinas Erde von deutscher Saat gesäubert, im Bund mit England die deutschen Schiffe aus dem Stillen und dem Indischen Ozean verjagt, in Ostasien Ruhe und Ordnung gesichert und den Seehandel aller verbündeten Mächte vor Gefährdung bewahrt. In die von uns geschirmten Meere darf die vor keinem Mittel zurückschreckende Seeräuberei der Deutschen sich nicht wagen. Die große Sache der Menschheit, aber auch der Friede unseres Orients gebietet den vollkommenen Sieg der Verbündeten. Dazu haben wir, denen die Erdlage des Reiches die Zone militärischen Handelns begrenzt, mitgewirkt; dazu werden wir mit aller Kraft weiter mitwirken. Wir haben den Beschlüssen der pariser Wirthschaftkonferenz zugestimmt und das deutsche Friedensangebot abgelehnt. Daß die Antwortnote unserer Bundesgenossen nur von europäischen Friedensbedingungen, nicht von dem künftigen Schicksal der deutschen Kolonien sprach, hat die Oeffentliche Meinung unseres Landes beschäftigt. Auch die Kaiserliche Regirung hat diese Lücke nicht übersehen. Sie weiß aber, daß die Liste der Bedingungen nicht vollständig ist; die Ergänzung haben die Verbündeten sich für die Zeit der Friedenserörterung vorbehalten und wir wissen, daß sie dann auch unserem Anspruch Geltung verschaffen werden. Diesen Anspruch haben wir, um jede Möglichkeit eines Mißverständnisses auszuschließen, vor unserer Antwort laut betont: und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß es darüber nicht die winzigste Meinungverschiedenheit gab, als die Verbündeten die Fortsetzung des Krieges beschlossen, der den Sieg des Rechtes und ehrlichen Weltfrieden verbürgen soll. Unlöslich ist unser Bündniß mit England; wirksamer als je zuvor wird es seit dem Juli 1916 durch unser herzliches Verhältniß zu Rußland ergänzt, das uns, den Lieferern von Waffen und Kriegsgeräth, dankbar ist. Dank haben wir, als Schützer des Seehandels und Helfer zur Zerstörung deutscher Flottenmacht im Großen Ozean, auch von Amerika, Australien, China geerntet. Mit dem Volk und der Regirung der Vereinigten Staaten suchten wir immer in Eintracht zu leben. Wölkchen, die manchmal den Himmel ein Bischen trübten, wurden von der Gemeinschaft guten Willens stets verscheucht. Daß zwei Regirungen nicht allen Fragen

die selbe Antwort finden, lehrt sogar der Blick auf verbündete Staaten. Auch über die dornenreichste Frage aber ist Verständigung im Geist freundschaftlicher Aufrichtigkeit möglich: und in diesem Geist begegnen wir uns mit den Vereinigten Staaten. Als ein greifbares Merkmal wachsender Freundschaft verzeichne ich mit besonderer Freude, daß amerikanische Kapitalisten uns ihre Mitwirkung zur Besserung des chinesischen Finanzwesens angeboten haben. Wir werden die wirthschaftliche Annäherung der beiden Reiche mit allen erlangbaren Mitteln zu fördern streben. Eben so werden wir alle Kräfte aufbieten, um China, in dessen weitem Gebiet wir so große Interessen, der Politik und der Wirthschaft, haben, den Weg in moderne Civilisation zu bahnen. Wir haben ihm civile und militärische Helfer geschickt, die Durchführung seiner Finanzreformpläne erleichtert, Tausenden seiner Jünglinge auf unseren Hochschulen das Studium ermöglicht und Niemand wird bestreiten, daß China uns für solche Wohlthaten Dank schuldet. Leider haben einzelne Japaner sich in den inneren Parteienstreit des Nachbarreiches eingemischt und dadurch Mißtrauen geweckt. Die Kaiserliche Regirung, die jeden Eindrang dieser Art verurtheilt (weil er Japans Handeln den Chinesen und den Großmächten verdächtigen kann), ersehnt die herzlichste Eintracht mit China und ist gern bereit, ihm so klare Beweise ihrer Aufrichtigkeit zu geben, daß es danach selbst entscheiden kann, ob es uns trauen dürfe oder nicht. Unsere Hoffnung ist, daß China auf geradem Weg in zeitgemäße Entwickelung fortschreite; unsere Furcht, daß Unruhen und Unordnung es allmählich zerbröckeln. Diesen Zerfall müssen wir hindern; denn unser Ost kann nur gedeihen, wenn China in Einheit, in unangetasteter Unabhängigkeit bleibt und zugleich unsere Rechte, besonders in der Mandschurei und Mongolei, gewissenhaft achtet. Unter diesen Bedingungen ist der feste Freundschaftbund beider Länder erreichbar. Doch wir dürfen nie vergessen, daß auch andere Mächte berechtigte Interessen in China zu wahren haben, und müssen redlich bereit sein, mit ihnen, zunächst mit den uns verbündeten, ohne unkluge Selbstsucht, auf dem Grund unserer Rechte zusammenzuzuarbeiten."

Die Rede, in der die Darstellung des Verhältnisses zu China und Nordamerika den breitesten Raum füllte, hat in London, Paris, Petrograd sehr gefallen. Senator Pichon, der, ehe er Mi-

nister wurde, in Ostasien war, jauchzt: „Hohe Weisheit spricht aus dem Munde dieses Staatsmannes, der Europa, besonders Frankreich und Rußland, gründlich kennt und dem in diesen Ländern nur Freunde und Verehrer leben. Zu bedauern bleibt nur, daß die Verbündeten nicht die ganze, ungeheure Kraft des Reiches auszunützen vermocht haben, das man mit Fug das England des Fernen Ostens nennt. Japan hat nie daran gedacht, seine Hilfe zu verschachern; einer kräftig klugen Diplomatie aber wäre, über London, diese Hilfe in viel größerem Umfang erlangbar gewesen. Was wurde an Spott, Erfindung, Sophismen vergeudet, als ich täglich predigte, man müsse Japan auf die Schlachtfelder Europas rufen! Wissen Sie denn nicht, wurde gewispert und geschrien, was Japan dafür verlangt? Indochina; Antwerpen; vielleicht auch Hamburg? Daß es Paris fordere, hat Keiner behauptet. Die wirthschaftliche und finanzielle Entschädigung aber sollte so hoch bemessen sein, daß alle Säckel der Verbündeten davon leer würden. Spaßhaftes Gerede für das Ohr Eines, der Asien kennt und obendrein weiß, daß der Regirung des Mikado die Frage, ob sie ihr Heer nach Europa schicken wolle, offiziell niemals vorgelegt worden war. Der Seetransport würde zu lange dauern, für Truppen und Geräth zu viele Schiffe fordern und der Krieg, der ja allerhöchstens ein Jahr währen könne, zu Ende sein, bevor japanische Krieger auf unseren Schlachtfeldern ständen. An die Sibirische Eisenbahn, die seitdem nicht ganz unbenutzt blieb, wurde gar nicht gedacht. Heute sind alle Verbündeten in dem Streben einig, von Japan Alles zu erlangen, was es zu leisten vermag und noch nicht geleistet hat. Alle erkennen, wie viel dieses Land noch für die Heere thun kann, die einen zähen Feind mit schonungslosem Ungestüm bekämpfen. Die Rede des Herrn Motono muß diese Erkenntniß vertiefen. Sputet Euch also, damit uns in Europa, auf den Stätten des Entscheidungskampfes, der Beistand der Großmacht rasch wirksam werde, die Deutschlands Traum von asiatischen Kolonien mit so wuchtigem Streich vernichtet hat.“ (Le Petit Journal.) Nüchterner und drum ernsthafter klingt die Weise des Temps. „Japan mußte, als asiatische Macht, seine Mitwirkung zum Krieg einschränken. Seine Industrie hat den Verbündeten durch Waffenlieferung werthvollen Dienst geleistet und wir dürfen von dem Genossen im Fernen Osten noch beträcht-

licheren Kraftaufwand erwarten. Der deutsche Drang nach China war nur ein Merkmal der Weltherrschsucht, die seit Jahrzehnten sich Waffen schmiedete. Und nicht dieser Drang allein, den es abwehren mußte, sondern der Wunsch, im Kampf für die Sache der Menschheit mitzufechten, trieb Japan in unsere Reihe. Der Werth seiner Hilfe wird um so höher wachsen, je mehr es einsieht, daß es sich selbst nicht stärker zu schützen braucht und alle neuen Kriegsmittel deshalb den Russen liefern kann. Von den Centralmächten hat es nichts zu fürchten; und von dem Verhältniß zu Amerika und China hat Herr Motono ein erfreuliches Bild gegeben. Je heller der Himmel über dem Reich des Sonnenaufganges, desto sicherer ist Rußlands Rüstung, für die Japan sorgen kann. Deutschland doppelt seinen Aufwand: schon diese Thatsache verpflichtet die Regirung in Tokio, alle Kräfte ihres Landes zur Beschleunigung des Sieges unserer gemeinsamen Sache aufzubieten."

Graf Okuma, der einmal von Indiens Märkten als von lohnenden Zielen japanischen Handels gesprochen, das unbedachte Wort aber, nach dem rauhen Echo aus England, in erträglichen Sinn gedeutelt hatte, wurde in seiner letzten Amtszeit schlaffer Neigung zu Amerika verdächtigt; und fiel, trotzdem unter seiner Regirung Kiautschau erobert, der Einfluß in China schnell ins Breite ausgebaggert und der nützliche Pakt mit Rußland geschlossen worden war. Marschall Terautchi galt als der Mann, der China aus dem Schlaf rütteln und die Vereinigten Staaten zu günstiger Beantwortung der Fragen nach Einwanderung und Landbesitz der Japaner zwingen werde. Gegen diesen Glauben sprach die Wahl des Gehilfen fürs Internationale. Herr Motono, der in West und Ost die Pfiffigsten hinters Licht geführt hat, liebt stille Mittel; ist ein Interniſt, nicht ein Chirurg der Politik. Er wird wohl versuchen, mit den Vereinigten Staaten so ins Reine zu kommen, wie ihm mit Rußland gelungen ist. Daß ein amerikanisches Syndikat in China Eisenbahnen baut, daß die Männer von Nippon zu Bankengründungen sich Amerikanern gesellen, ärgert ihn gewiß nicht; und er kann die unerträumte Konjunktur, die seiner Heimath der Krieg bietet, zu enger Verbündung der drei Reiche nützen, deren Blick von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ernster sich dem Stillen Ozean zuwendet. Amerika, China, Japan: solches Wirthschaftimperium sah die Erde noch nicht. Von der Rassen-

frage läßt der kalifornische Kapitalismus sich kaum noch lähmen. Die ist sacht entgiftet worden, seit England, 1902, Japan in den Bereich europäischer Bündnisse zog und der Krieg nun Afrikaner und Asiaten, Sonnenanbeter, Shintoisten, Mohammedaner mit Christen aller Bekenntnisse, Tatarensprossen, Türken, Kleinasiens Völkergemengsel mit Deutschen und Slawen in eine Front reihte. Was Japan in drei Lustren erlangt hat, ist ohne Vorgang in neuer Geschichte; und unübertrefflich die Schlauheit seines Mitwirkens zum Kriegszweck. Lässiger Kraftaufwand heimst ihm Riesenertrag. In Tsingtau gebietet es, freut sich all der Bauten, Anlagen, Einrichtungen, die von Dutzenden deutscher Millionen geschaffen wurden, und darf hoffen, für lange Zeit des deutschen Wettbewerbers in Ostasien ledig zu sein. Briten und Russen lehrt es den Werth seiner Freundschaft höher schätzen, als je zu ahnen war. Die Massenlieferung von Kriegsgeräth bringt ihm, endlich, den Wohlstand, nach dem sein Volk, die Zahlungmittel, nach denen sein Gewerbe lechzt. China ist, ein schlaftrunkener Koloss, den Europa jetzt nicht behüten kann, nach Umsturz und Wirren ihm schutzlos ausgeliefert; ist es völlig, wenn auch die Vereinigten Staaten in den Krieg eingreifen. Da Japan den besten Späherdienst hat, wußte Herr Motono, als er, am dreiundzwanzigsten Januar, sprach, wohl schon, daß zwischen Berlin und Washington allerlei Gewölk sich balle (dazu genügte ja die Kenntniß der Sussex-Noten und Gehör für den Unterton berliner Zeitungoffiziosität); deshalb die ungemeine Herzlichkeit der Uncle Sam zugerufenen Worte. Japan muß wünschen, daß Amerika sich in das Kriegsschicksal einknüpfe. Selbst? Am Liebsten stünde es, wenn die Sintfluth sich verlaufen hat, stark, reich, ohne Beulen auf dem Harnisch, unter Erschöpften. Immerhin ist denkbar, daß es über die Lieferung von Waffen und Munition, Drillmeistern und Technikern hinausgeht und dem Russenreich, dessen Rückwendung nach Asien es als Folge europäischer Niederlage fürchten müßte, auch durch eigene Artillerieverbände und Sturmtruppen die Fronten stärkt. Nie war mächtigere Lockung als diese: ohne unersetzlichen Aufwand, spät, wenn Mars sich schon bleicht, in dem größten Krieg der Menschheit aus Weltferne die Entscheidung zu bringen. Trotz der Excellenz Stephens Pichon glaube ich, daß Frankreich als Entgelt solcher Hilfe gern Indochina hingäbe. Doch schon

die gewaltige Ansehensmehrung, der nie welkende Ruhm, neun Europäermächten aus der Schlucht geholfen zu haben, könnte Japans Ehrgeiz reizen. Ist ihm der Einsatz zu hoch, dann wird vielleicht nur seine Marine in nahen Gewässern sichtbar werden und, nach einer vertraulichen Zwiesprache mit Washington, von seinen Werften, wie von denen Australiens, Kanadas und des ganzen Kolumbuserdtheiles, Tonnage für die Genossenschaft kommen. Sogar unter das Sternenbanner, wenn die Vereinigten Staaten so freundlich sind, die gehäuften Milliarden im Krieg zu verpulvern, statt in China Erzlager und Baumwollpflanzungen aufzukaufen und mit ihren Goldwällen Japans Athemraum zu schmälern.

Ein paar Stunden vor dem Minister Motono sprach Präsident Wilson. Seine Rede hätte nicht überrascht, wenn des Redners Wesensart früher erkannt worden wäre. Drei Monate zuvor hatte er, minder feierlich, über den großen Gegenstand gesprochen, den er nun im Senat von allen Seiten betrachtete. „Nicht aus mißtrauischer Furcht, sondern aus herzlichem Mitgefühl sollen wir auf die in Krieg gerissenen Völker blicken. Wir haben sie nicht zu fürchten und sie werden uns, wenn ihre Kraft erschöpft ist, brauchen. Jedes Amerikaners, der sich der Entkräftung Europas freut, müßte ich mich schämen. Wer ein Herz im Leib hat, kann nicht froh darüber werden, daß große Nationen ihre Körper- und Nervenkraft zerrütten; kann nicht sagen: Das ist für Amerika die Gelegenheit, sich Nutzen zu sichern. Nein: es wird für Amerika die Gelegenheit zu viel Höherem sein. Unsere Industrie erlebt seit zwei Jahren einen Aufschwung, wie er nie war. Die Annahme, er sei die Folge des Handels mit Kriegsgeräth, wäre grundfalsch. Unser Ueberseehandel beträgt nur vier Prozent vom Gesammthandel; nur ein Prozent davon ist durch die Ausfuhr von Waffen, Munition, Automobilen, Zugthieren, Kleidern, Stiefeln, Nährmitteln und irgendwelchem Geräth für Heere eingebracht worden. Darf ein Vernünftiger glauben, daß vier Prozent die Entstehung der übrigen sechsundneunzig ermöglichen? Amerika muß sich, als Glied der Völkerfamilie, so bewähren, wie seine eigenen Völker sich in ihrer engeren Familie bewähren sollen; es muß erweisen, daß es nicht nur sittliche, sondern auch physische Kraft aufwenden will, um, im Bund mit anderen Mächten, die Ausbeutung einer Nation oder Gruppe durch eine andere zu hindern und das allein

würdige Ziel des Kampfes zu zeigen: die Wahrung der Menschheitrechte. Ich höre Klagen darüber, daß wir nicht mitkämpfen, nicht einen Besitz, etwas unserem Handel Förderliches (an Geistiges, worauf wir stolz sein könnten, wird dabei nicht gedacht) zu ersteiten suchen, nicht, wie andere Regirungen, den Handel in fremden Ländern auf die Macht von Heer und Flotte stützen. Die so reden, möchten uns in den Strudel feindlichen Bestrebens, in das Chaos reißen. Kann Einer genau angeben, woraus der Kriegsbrand entstanden ist: dann sage ers. So weit mein Auge reicht, weiß es Niemand. Nicht ein einzelnes Ereigniß, sondern der ganze Zustand gebar den Krieg. Argwohn und Mißtrauen, Spionage und Zettelei, hüben und drüben die Furcht vor dem Handeln des nächsten Tages, Bündnisse und Abkommen: solches Gewebe hat jenseits vom Ozean eine ganze Völkerfamilie umfädelt. Folgt diesem Krieg früh oder spät ein neuer und dehnt auch er sich, streckt auch er sich wieder über die Welt, dann werden die Vereinigten Staaten ihm nicht fern bleiben können. Ich fürchte, die Zeit der Neutralität kehrt nicht wieder. Wenn ich in einer Gemeinschaft lebte, wo jedes Recht nur durch Gewalt zu schützen wäre, könnte ich nicht neutral sein, sondern müßte zu meinen Nachbarn sagen: Dieser Zustand darf nicht dauern. Wir müssen eine Gesellschaft der Nationen erstreben, die jede nicht durch die Gefährdung eines Grundrechtes der Menschheit bewirkte Störung des Weltfriedens sühnt. Stört den Weltfrieden ein Streit, dessen Berechtigung von der Menschheit nicht anerkannt wird, dann darf Keiner sich in Neutralität abschließen. Und Amerikas Ehrgeiz muß sein, eine Regirung zu haben, die für die Grundrechte der Menschheit eintritt." In dem selben Ton eines von Vernunft geleiteten Idealisten klang die Januarbotschaft an den Senat aus, die siegloſen Frieden und edlen Wettstreit freier Völker auf freier Erde empfahl. „Ich glaube, aus gesprochen zu haben, was das Volk der Vereinigten Staaten von mir zu hören wünschte. Und warum soll ich verschweigen, daß ich hoffe, auch dem Wollen freier Geister, die in jedem Land mit ihrer Liebe die ganze Menschheit umfangen, Ausdruck gegeben zu haben? In allen vom Krieg berührten Ländern leben Menschen, die noch nicht aussprechen konnten oder durften was sie vor der Vernichtung der ihnen liebsten Lebensgefährten und der ihnen theuersten Heimathstätten wirklich empfinden. Auch

für diese bisher stumme Masse glaube ich gesprochen zu haben. Kein Volk versuche fortan, seine Staatswesensform einem anderen aufzuzwingen; jedes Volk wähle in Freiheit die Politik, die ihm ersprießlich, den Weg, der seiner Entwickelung nützlich scheint; jedes werde vor Bedrohung, Einschüchterung, Belästigung geschützt; und der Mächtige schreite neben dem Schwächlichen vorwärts. Alle Nationen mögen Bündnisse meiden, die sie in Machtstreit zerren, in ein aus Selbstzucht und Intrigue gewebtes Netz ziehen, durch Anstoß von außen von ihren eigenen Angelegenheiten abdrängen können. Nach redlicher Verständigung könnte Zwist nicht aufkommen; wo Alle aus Gefühlseinheit dem selben Ziel zustreben, bestimmt das Gemeinschaftbedürfniß das Handeln: und die Hut Aller gewährt Jedem die Freiheit zum Handeln im engsten Pflichtenkreis. Ich empfehle: Regirung, die der Wille des Regirten eingesetzt hat; Freiheit der Meere; Begrenzung der Wehrmacht in so schmalen Umfang, daß Heer und Flotte nicht mehr zu Ueberfall und Eroberung, nur noch zum Werkzeug der Ordnung taugen; Organisirung der stärksten Menschheitkräfte zum Zweck sicherer Friedensverbürgung, die weder von einer einzelnen Macht noch von einer Gruppe zu durchbrechen ist. Das sind, heute schon, die Grundsätze all der Männer und Frauen, die von irgendeinem Erdfleck aus vorwärts schauen, die Grundsätze jedes wahrhaftig modernen Volkes und aller Menschengemeinden, die ins Licht streben. Diese Grundsätze amerikanischer Politik sind auch die der Menschheit: und müssen drum allgemeine Geltung erlangen."

Die Menschheit, scheints, spricht nicht mit der Zunge, der Feder der Leute, deren Betriebsstätte Parlament und Presse sind. Nie hatte ein Staatsoberhaupt so firnhohe Ziele gezeigt, nie selbst ein vom Geist Marc Aurels erfülltes sich in die Ankündung einer Völkergesellschaft (mit Schiedsgerichtsbarkeit und Sühnevollzugsmacht) vorgewagt. Der grausefte Krieg würde geadelt, wenn er auch nur eine große Menschheitgruppe diesem Ziel näherte. Präsident Wilson aber wurde wie ein schwatzsüchtiger Schuljunge gezaust; derber noch als bei uns in den Ländern unserer Feinde. „Französischer Friede ist nur nach völligem Sieg möglich. Die Centralmächte müssen nicht nur verkleinert und militärisch geschwächt, sondern auch zum Ersatz der Kriegskosten gezwungen werden. Da Staatssekretär Helfferich gesagt hat, daß

Deutschland in jedem Jahr mehr als zwölf Milliarden erspare, kann es uns (ich spreche jetzt nur von Frankreich) in jedem Jahr des kommenden Vierteljahrhunderts sechs Milliarden zahlen und so die hundert des Kriegsaufwandes amortisiren. Der schon müde, noch aber furchtbare Koloß muß niedergeworfen, unsere Thatkraft, unsere Bereitschaft zu Leid und Opfer gedoppelt werden." (Senator Aimond in Le Journal.) „Eine hübsche, von guter Absicht eingegebene Rede. Wie aber will der Präsident sein Ideal in einer Welt verwirklichen, deren deutsche Bewohner, aller Reue fern, mit dem Beweis stolziren, daß ein lange heimlich vorbereiteter Krieg gegen waffenlose Nachbarn das beste Geschäft ist?" (The Evening News.) „Der von einem Tiger Angefallene hat wenig Lust, einer Rede über die Herrlichkeit der fleischlosen Nahrung zu lauschen. Erst das böse Raubthier hinstrecken: dann ist zu erbaulicher Mahnung Zeit." (The Star.) „Die Verbündeten dünkt der Sieg heute eben so nothwendig, wie er im Sezession-Krieg dem Präsidenten Lincoln schien; denn nur durch den Sieg auf dem Schlachtfeld ist der Militarismus zu vernichten. Herr Wilson ist das erste Staatshaupt, das aus dem alten Utopistentraum Wirklichkeit machen will. Um seinen Frieden anzunehmen, müßten alle Völker auf alle Bündnißrechte verzichten; sonst fiele der Nutzen Denen zu, die Verträge nicht höher achten als Papierfetzen." (The Times.) „Herr Wilson möchte nicht, daß ein Volk vernichtet, zerbrochen, daß Deutschland etwa behandelt werde, wie es selbst Nordfrankreich, Belgien, Serbien behandelt hat. Davor braucht er nicht zu bangen: denn die Verbündeten sind zu Verbrechen nach deutschem Muster unfähig. Aber Sühnung ist nöthig. Nur das Leid kann das Gewissen des deutschen Volkes wecken (und dadurch eine nützliche Friedensbürgschaft sichern). Bleibt der Angreifer straflos, so wird der Angriff sich immer erneuen. Friede kann nur werden, wenn die Friedensbrecher besiegt sind. Wer die Herrschaft der Gerechtigkeit will, hat nur ein Mittel, ihr zu dienen: die Verurtheilung der Mörder." (Herr Herbette in Echo de Paris.) „Kaiser Pedro von Brasilien erhielt von dem Präsidenten Lincoln, den er gebeten hatte, durch siegloſen Friedensschluß die Sache der Menschlichkeit zu ehren, die Antwort: Kümmern Sie sich nicht um solches Geprahl!" (Professor Harrison in The Morning Post.)

„Amerika mag Dollars, Noten und Menschheitphilosophie machen, gestalte aber, daß unser Blut, unser Krieg, unser Friede unsere Geschichte mache.“ (Idea Nazionale.)

Die Hagelkörner wurden noch dicker. „Nie hat eine Politikerversammlung eine so schöne Predigt über das Thema gehört: Wie Menschen handeln würden, wenn sie nicht Menschen wären. Ich denke all den trefflichen Grundsätzen nach, die der verehrte Herr Wilson aufgestellt hat, und bejammere, mit tieferem Schmerz, als ich auszudrücken vermag, daß sie niemals in Geltung waren noch je sein werden, wenn der Mensch so bleibt, wie Erfahrung ihn uns sehen lehrt. Mit ausgespreiteten Schwingen hebt Herr Wilson sich in unbegrenzte Himmelsgefilde und erblickt aus solcher Höhe die Geschöpfe, wie eine uns unerreichbare Optik sie ihm zeigt. ‚Horchet, Himmel, auf meine Stimme und leih mir, Erde, Dein Ohr!‘ Vor solcher Hörerschaft ziemt sich üppige Ausdrückspracht; und ich bin froh, sagen zu dürfen, daß Herr Wilson dieser Pflicht genügt hat. Wäre sein aus vielfarbig schillerndem Duft gefügter Planet von weisen und rechtlichen Uebermenschen bewohnt, wir müßten aus Andacht emporstarren und ich gäbe mein Bischen elender Menschheit gern für den schlechtesten Platz in dem Feenpalast hin. Leider ist er für Menschen unbewohnbar. Der Boche bleibt Boche und will sich von unserem Mark nähren; so lange wir können, wehren wir uns dagegen. Herr Wilson setzt sich als ungeladener Gast an den Tisch des künftigen Kongresses. Kein Tisch aber wäre fest genug, um das Gebalg zu überdauern, das in einem nach Wilsons Skizze aufgebauten Europa entstünde. Bruder Jonathan ließe sich wohl nicht geduldig den Hut zerknüllen. Schauet den Friedenstifter als Faustkämpfer! Friede ohne Sieg: eben so gut könnte ich in einem newyorker Laden sagen, ich wolle kaufen, doch nicht zahlen. Wir, Herr Präsident, haben, mit Blut und Gut, theuer bezahlt, zahlen noch in jeder Stunde jeden Tages und fordern ein Friedenspfand. Der Boche will unser Land, wir vertheidigen es und er wird es nicht haben. An der Schwelle des Rechtstempels soll ein rechtwidriger Friede werden? Amerika will ihn verbürgen. Das kann Geld kosten. Ein Heer von zehn Millionen Mann, eine mächtige Schlachtflotte, Transportschiffe, die Unterseebooten trotzen, Festungen: obs Ihren Landsleuten schmecken würde? Ringsum würde Krieg, wenn Ihr Friedensevangelium Gehör fände. Ehe

nicht Erde und Menschen sich wandeln, wird Gewaltthat nicht auszutilgen sein. Auf der Straße springen die neutralen Bürgersteigtreter dem von Mörderhand Bedrohten bei. Nicht Frankreich, nicht England, nicht Belgien hat den Dolch gegen Deutschland gehoben. Man will uns morden, Herr, und in solcher Stunde ist für Rednerei nirgends Raum." (Senator Clemenceau in L'Homme-Enchaîné.) „Der Hirtenbrief, den Präsident Wilson an den Erdball und die Bewohner aller Planeten abgeschickt hat, ist wunderschön. Er packt uns mit seinem Republikanerton und der Gluth seines Idealismus. Daß nur der Volkswille Regirungen einsetzen dürfe, ist eine von unserer Großen Revolution in die Welt geschmetterte Losung. Daß Völker nicht wie Eigenthum weggegeben werden dürfen: dieser Grundsatz stützt unseren Widerspruch gegen die gewaltsame Annexion von Elsaß-Lothringen. Friedensbürgschaft, Verpflichtung in Schiedsgerichtsbarkeit, allmähliche Abrüstung: seit zwanzig Jahren haben nicht die Sozialisten nur, sondern auch die Regirungparteien in Frankreich nach diesen Zielen hingestrebt. Merkt denn Wilson aber gar nicht, daß seine Wahrsprüche wie Riesensteine in den Froschpfuhl der Deutschen und Oesterreicher plumpsen? Volkssouverainetät! Der Edle Herr von Hohenzollern, Kaiser und König von Gottes Gnaden und durch das Recht seines Schwertes, wird sich fragen, ob Präsident Wilson plötzlich toll geworden sei. Völker dürfen nicht wie Geräth oder Vieh behandelt werden? Also soll der König von Preußen die Elsasser, Lothringer, Dänen und Polen, der österreichische Habsburger Czechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Serben, Kroaten, Rumänen, Italer freigeben? Den Frieden, der all diese geknechteten Völker befreien würde, nennt Wilsons Yankeehumor Frieden ohne Sieg? In Berlin und Wien wird man den Spaß etwas bitter finden. Und wenn die zwei Kaiser, um sich nicht selbst aufzugeben und die Geschichte ihrer Reiche zu schänden, den Friedensvorschlag ablehnen: wird, trotz dem Verbrechen, dem Völkerraub, der Würgung Belgiens, Herr Wilson dann noch immer neutral bleiben? Er möchte eine internationale Schutztruppe schaffen. Wann? Morgen? Heute braucht man sie. Wir sind die Schutztruppe der von Friedensstörern überfallenen Völker. Kann Herr Wilson die Gendarmes nicht von Wegelagerern unterscheiden: woher soll uns dann Vertrauen auf die Spruch-

weisheit des künftigen Völkergerichtshofes kommen, den er als den Heilbringer preist? Und woher ihm das Ansehen, das dem Schöpfer einer Erdgendarmerie unentbehrlich ist, wenn er, wie mancher berüchtigte Reitersmann, erst nach dem Kampf die Plempe lüften will?" (Herr Gustave Hervé in La Victoire.)

Wilsons Freunde und die Botschafter der Atlantisrepublik sprachen, Hohn und Schimpf werde den Präsidenten nicht von dem Weg abschrecken, auf dem er mit jedem erdenklichen Mittel zum Frieden wirken wolle; er werde nicht ermüden, eine Note, Rede, Mahnung der anderen folgen lassen, die nach Frieden dürstenden Seelen aus allen Ländern aufrufen und für den Willigen, gegen den Störrigen schließlich die Macht der Vereinigten Staaten einsetzen. Da wurde der berliner Entschluß in unbeschränkten Tauchbootkrieg verkündet; und in der selben Stunde gewiß, daß Nordamerika den Verkehr mit dem Deutschen Reiche abbrechen werde. Vor zehn Monaten hatte der Präsident gesagt: „Unsere Geduld war fast unerschöpflich; in kränkender Weise aber hat Deutschland die feierlichste Zusage gebrochen. Wer ein Handelsschiff versenkt, ehe Mannschaft und Fahrgäste in Sicherheit sind, handelt wider das Völkerrecht und das Gebot der Menschlichkeit. Solches Handeln erregt in allen civilisirten Ländern Abscheu und kann nur als Ermordung Wehrloser bezeichnet werden. So schwer mirs wurde, habe ich noch immer gehofft, Deutschland werde seine Marinebefehle in Einklang mit den festen Grundsätzen des Völkerrechtes bringen. Heute kann ich der Warnung nicht mehr ausweichen. Der Bruch wird unvermeidlich, wenn Deutschland nicht auf seinen grausamen Brauch verzichtet. Als verantwortlicher Wahrer der Menschheitrechte, als Wortführer der Vereinigten Staaten und anderer Neutralen darf der Präsident nicht schweigen, wenn der Kriegswirbel heilige Rechte zu verschlingen droht. Unsere Pflicht ist unverkennbar. Wir würden schmählich erniedert, wenn wir unsere Rechte aufgäben, um sie nicht schützen zu müssen; und der stolze Bau internationaler Rechtsvereinbarung zerfiele in Trümmer. Die Regirung der Vereinigten Staaten, die lange, weil sie für Deutschlands Volk und Regirer wahrhaftige Freundschaft empfindet, sich in Geduld beschieden hat, muß den diplomatischen Verkehr mit der Kaiserlichen Regirung abbrechen, wenn nicht die Methode des Unterseekrieges ohne Säum-

niß aufgegeben, das nicht zu Angriff bereite Fracht- und Passagierschiff geschont, das Gebot der Menschlichkeit, des Völkerrechtes, der Neutralenansprüche wieder in Wirksamkeit gesetzt wird." Das stand in der Note, die der Amerikanische Botschafter am zwanzigsten April 1916 in unser Auswärtiges Amt trug. Am neunzehnten hatte der Kongreß „feierlich den Entschluß bekannt, dem Präsidenten bis an das Ende des Weges zu folgen." Am vierten Mai wurde in Berlin die Rückkehr in die Bräuche und Schranken des Kreuzerkrieges angekündet. Daß dem Fall der Schranken der Verkehrsabbruch folgen werde, war jedem Zweifel entrückt, seit die Staaten Herrn Wilson wieder zum Präsidenten gewählt hatten.

Zwölf Tage nach der Friedensbotschaft hörte der Kongreß das Dysangelium von ernstem Zwist. „Am letzten Januartag hat die Kaiserlich Deutsche Regirung uns und anderen Neutralen angezeigt, daß sie vom ersten Februar an in von ihr bezeichneten Zonen des offenen Meeres ihre Unterseeboote in einer Weise verwenden werde, auf die ich, nach unzweideutiger Pflicht, Ihr Auge lenken muß. Als der Dampfer Sussex, der Reisende durch den Aermelkanal tragen sollte, ohne Ermahnung und Warnung von einem Tauchboot versenkt worden war und amerikanische Bürger den Tod gefunden hatten, schickten wir an die Kaiserliche Regirung eine Note, in der stand: ‚Wenn die Kaiserliche Regirung gegen Handelsschiffe den unterschiedlosen, unbarmherzigen Unterseekrieg weiterführen, wenn sie die klaren und heiligen Vorschriften des Völkerrechtes und die allgemein anerkannten Pflichtbefehle der Menschlichkeit nicht achten will, wird sie uns den Schluß aufzwingen, daß nur eine Handelnsmöglichkeit bleibt. Verspricht Deutschland nicht sofort (und sichert die Wirksamkeit des Versprechens), sein neues Verfahren gegen Fracht- und Passagierschiffe aufzugeben, dann dürfen die Vereinigten Staaten den Abbruch der diplomatischen Beziehungen nicht aufschieben.' In der Antwortnote wurde gesagt: ‚Die Deutsche Regirung will ein Letztes dazu beitragen, um die Beschränkung der Kriegführung auf die kämpfenden Streitkräfte zu ermöglichen, ein Ziel, das die Freiheit der Meere einschließt und in dem sich die deutsche Regirung mit der Regirung der Vereinigten Staaten auch heute noch einig glaubt. Von diesem Gedanken geleitet, zeigt sie an, daß Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen ist, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und

Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebietes Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten.' Deutschland fügte diesen Sätzen aber die folgenden an: ‚In dem Kampf ums Dasein, den Deutschland zu führen gezwungen ist, kann ihm jedoch von den Neutralen nicht zugemuthet werden, in Rücksicht auf ihre Interessen sich im Gebrauch einer wirksamen Waffe Beschränkungen aufzuerlegen, wenn seinen Gegnern gestattet bleibt, nach Belieben völkerrechtwidrige Mittel anzuwenden. Solches Verlangen wäre mit dem Wesen der Neutralität unvereinbar. Wir sind überzeugt, daß der Regirung der Vereinigten Staaten eine Zumuthung dieser Art fern liegt. Das entnehmen wir der wiederholten Erklärung der amerikanischen Regirung, daß sie entschlossen sei, gegen alle Kriegführenden die verletzte Freiheit der Meere wiederherzustellen.' Auf diese Note vom vierten Mai haben wir am achten geantwortet, daß wir, natürlich, das Versprechen annehmen; dann aber haben wir gesagt: ‚Uns scheint nothwendig, als unsere Ueberzeugung auszusprechen, daß die Kaiserliche Regirung die unveränderte Erhaltung ihrer jetzt angekündeten Seekriegspolitik nicht etwa irgendwie von dem Gang unserer diplomatischen Verhandlungen mit einem anderen in den Krieg verwickelten Staat abhängig machen will; aus einzelnen Stellen ihrer Note könnte die Absicht auf solchen Zusammenhang zu erkennen sein. Für jeden Fall, um jedes Mißverständniß auszuschließen, bringen wir zur Kenntniß der Kaiserlichen Regirung, daß wir nicht eine Minute lang annehmen noch gar den Gedanken erörtern können, das Recht amerikanischer Bürger auf hoher See werde von den deutschen Marinebehörden irgendwie auch nur in den losesten Zusammenhang mit dem Brauch gebracht, der sonst irgendwo die Werthung der Nichtkämpfer- und Neutralenrechte bestimmt. Im Bereich dieser Dinge gilt gesonderte, nicht gemeinsame, unbeschränkte, nicht bedingte Verantwortlichkeit.' Auf diese Note vom achten Mai 1916 ist aus Berlin keine Antwort gekommen. Am einunddreißigsten Januar übergab nun der Deutsche Botschafter unserem Staatssekretär die neue Note und eine Denkschrift, die dem Deutschen Reich das Recht zuspricht, in gewissen Zonen der Meere, die England, Frankreich, Italien bespülen, und im östlichen Mittelmeer alle erreichbaren Schiffe, auch neutrale, zu versenken. Damit wird, plötzlich, ohne die leiseste Vor-

anzeige, die feierliche Zusage der Mainote zurückgenommen. Der Kongreß wird, denke ich, mit mir der Meinung sein, daß den Vereinigten Staaten, wenn sie ihre Ehre und Würde wahren wollen, keine Wahl bleibt: sie müssen den Beschluß ausführen, den die Note vom achtzehnten April für den Fall angekündet hat, daß Deutschland aus seinem Unterseekrieg nicht die Bräuche verbanne, die es damals anwandte und jetzt wieder anwenden will. Deshalb habe ich den Staatssekretär ersucht, Seiner Excellenz dem Deutschen Botschafter anzuzeigen, daß unser diplomatischer Verkehr mit dem Deutschen Reich abgebrochen ist, daß unser Botschafter Berlin sofort verlassen und Seine Excellenz ohne Verzug für alle der Deutschen Botschaft Angehörigen die Pässe erhalten wird. Trotz der unerwarteten Handlung, trotz der bedauerlichen Verleugnung eines uns in den Stunden gefährlichster Spannung gegebenen Versprechens will ich noch nicht glauben, daß die Deutsche Regirung zu thun entschlossen ist, was sie ankündet und was sie thun zu dürfen wähnt. In mir sträubt sich Alles gegen den Glauben, daß sie die alte Freundschaft der zwei Völker und deren feierliche Vereinbarungen mißachten, amerikanische Schiffe zerstören, amerikanische Bürger ums Leben bringen, mit Bewußtsein und Vorsatz das grausame Seeprogramm, zu dem sie uns den Willen bekennt, ausführen werde. Noch jetzt könnte sie nur durch sichtbare, nachprüfbare Handlungen mir diesen Glauben aufzwingen. Erweist mein Vertrauen in ihre Aufrichtigkeit und Vernunft sich als grundlos, opfern, in blindem Wüthen gegen Völkerrecht und Menschlichkeit, gegen gerechtes und verständiges Abkommen, deutsche Tauchbootführer wirklich amerikanische Schiffe, das Leben amerikanischer Bürger, dann werde ich mir erlauben, wieder vor den Kongreß zu treten, und von ihm die Gewährung all der Mittel erbitten, die zum Schutz unserer Seemannschaft, unserer Mitbürger auf berechtigten und friedlichen Seereisen nothwendig sind. Weniger kann ich nicht thun; und ich glaube, annehmen zu dürfen, daß die Regirungen aller neutralen Länder die selbe Verfahrensart wählen werden. Wir möchten jeden feindsäligen Zusammenstoß mit der Kaiserlich Deutschen Regirung meiden. Wir sind dem deutschen Volk ehrlich befreundet, wünschen sehnlich, mit der Regirung, die in seinem Namen spricht, in Frieden zu leben, und werden erst glauben, daß sie gegen uns Feindschaft hegt, wenn sie selbst uns in diesen Glauben nöthigt. Wir erstreben nichts Ande-

res als die Vertheidigung unbestreitbarer Rechte unseres Volkes. In uns drängt kein Wunsch eitler Selbstsucht nach Erfüllung. Unser Denken und Handeln bleibt den Grundsätzen treu, die seit Urzeit in unserem Volk leben und denen ich vor zwölf Tagen im Senat Ausdruck zu geben versuchte. Diese Grundsätze stimmen zu Frieden, nicht zu Krieg. Gott verhüte, daß wissentlich rechtwidriges Handeln der Deutschen Regirung uns zur Vertheidigung unseres Rechtes herausfordere!" Die Abgeordneten und Senatoren stehen auf, spenden lauten und langen Beifall und setzen sich erst wieder, als der Präsident den Saal verlassen hat. Und schon wird in den Hauptstraßen das Sternenbanner gehißt. (Zwei Kunstfehler; auf jeder Seite des Ozeans einer. Die deutsche Denkschrift gestattet den Vereinigten Staaten, in jeder Woche auf vorgezeichnetem Weg ein Schiff ohne Contrebande, dem Flaggen- und Bordanstrichfarben vorgeschrieben sind, nach Falmouth, an der Südküste von Cornwall, zu schicken. Vielleicht gehts nicht anders, wenn ungehemmter Tauchbootkrieg sein soll; der jetzt „militärische Angelegenheit", unter dem Kriegsrecht also öffentlichem Urtheil des Politikers entzogen ist. Völkerpsychologie mußte von dem Angebot abmahnen, das süßer Gnadenduft starken Nationen verleidet und das ein allzu empfindliches Fell wie Demüthigung juckt. Die hat kein in Deutschland Verantwortlicher gewollt. „Die Kaiserliche Regirung würde jeden Wunsch, der die Sperre des feindlichen Handelsgebietes nicht durchlöchert, mit ehrlicher Freude erfüllen, und hofft, daß die Regirung der Vereinigten Staaten, mit der sie in freundschaftlichem Verkehr zu bleiben trachtet, ihr dem Doppelzweck dienliche Vorschläge machen werde." Ein Satz aus dieser Tonart konnte drüben das Unbehagen sänftigen; und mußte Hitzköpfen sogar, denen Herr Wilson gewiß nicht nah ist, den Bruch erschweren. Da der Satz nicht früh genug gesprochen, geschrieben wurde, konnte der Präsident ihn insgeheim, durch Bernstorff oder durch Gerard, herauszulocken versuchen; gelang es nicht, so war zum Bruch immer noch Zeit. Kunstfehler; die sich nicht himmelhoch häufen dürften. Obs, freilich, ohne solches Versehen gut geworden wäre? Berlin sagt: „Die durch den unbeschränkten Unterseekrieg über unsere Feinde verhängte Sperre der überseeischen Zufuhr würde, selbst wenn die diplomatischen Beziehungen mit Amerika wieder hergestellt worden wären, unter keinen Umständen gelockert worden sein." Aus Washington kam im vorigen Mai das Nachwort

des Staatssekretärs Lansing: „Deutschland hat in seiner Antwort die von uns vertretenen Rechte der Kauffahrer und Nichtkämpfer anerkannt und sich verpflichtet, den allgemein giltigen Vorschriften des Völkerrechtes für den Seekrieg gegen Handelsschiffe künftig zu gehorchen. Handelt Deutschland so, dann ist kein Anlaß zu Streit mit ihm und nur unsere Entschädigung von altem Verlust noch zu ordnen. Wie wir einen Zwist mit Großbritanien zu erledigen haben, ist in dem anglo-amerikanischen Schiedsvertrag vorgeschrieben; solchen Zwist können wir nie mit dem Deutschen Reich erörtern." Deutschland zieht zur Begründung seines Januarbeschlusses das Verfahren Englands und der ihm verbündeten Mächte heran. Gegen solche Verknüpfung hat die amerikanische Mainote sich heftig gewehrt. Nach Wilsons und Lansings Juristenüberzeugung ist See-sperre gegen neutrale, nicht mit Contrebande befrachtete Handels- und Passagierschiffe nur zulässig, wenn sie durch eine dichte Kette von Schiffen gesichert, „effektiv gemacht" ist; darf ein dennoch durchgeschlüpfter neutraler Kauffahrer erst beschossen werden, wenn er die aus Kanonenrohr tönende Mahnung zum Halt überhört, zu entkommen strebt und nur durch Versenkung unschädlich gemacht werden kann. Nach ihrer Meinung spricht das Völkerrecht gegen Deutschland, das, ohne effektive Blockade, ohne die Möglichkeit, immer zu warnen, das Fahrzeug zu bergen oder wenigstens die Mannschaft zu retten, neutrale Schiffe versenke. Wo die Rechtsdeutungen sich so schroff von einander scheiden, war Machthaber kaum zu umgehen. Der schlimmste Kunstfehler lag im Mai.)

Wird nun Krieg? In Deutschland, in Amerika ersehnt ihn kein Mensch, den Gewissen berät. In den Ländern unserer Feinde? „Die Deutsche Regirung pfeift auf Völkerrecht und Menschlichkeit. Herrn Wilson bewilligt sie gnädig einen dick bepinselten, bunt bewimpelten Kahn, der in jeder Woche einmal nach Falmouth fahren darf. Das ist eine freche Herausforderung, eine klatschende Maulschelle; entweder sieht Deutschland in Herrn Wilson einen Zungendrescher, dessen Noten Papierfetzen sind, oder sein Kaiser wünscht sich einen neuen Feind, um dem Volk sagen zu können, daß er dem Ansturm des ganzen Weltalls unterliege. Das Ganze kann schließlich aber auch eine der kolossalen und monumentalen Dummheiten sein, deren nur Deutschland, weil es niemals Psychologie lernte, fähig ist. Steckt Herr Wilson die Maulschelle ein? Amerika hat zwar nicht Belgiens Neutralität, aber die Geltung des internationalen

Seekriegsrechtes verbürgt, dessen Zersetzung Deutschland jetzt ankündet. Steckt Herr Wilson auch diesen Hohn auf Recht und Menschlichkeit ruhig ein, dann wissen wir, was wir von seiner Völkergesellschaft und Weltschutztruppe zu halten haben." (Hervé.) „Unsere aufrichtige Antwort hatte Herrn Wilson nicht entmuthigt. Die Deutschen knirschten. Doch war nicht dem Sänger Orpheus die Bezauberung wilder Bestien gelungen? Während Herr Wilson irgendein neues Heilmittelchen zusammenrührte, dröhnte, plötzlich, sein Brauenbogen vom Schlag der berühmten Panzerfaust, von der er, offenbar irrig, sammetweiches Gestreichel erwartet hatte. Wir wissen, was ist. Deutschland hat, da es die Seesperre beschloß, den Neutralen den Krieg erklärt. Sperre gegen Sperre: wir werden sehen, welche wirksamer ist. Wir werden, wie immer, zu spät ankommen und die Verzögerung kann uns neue Opfer kosten. Ankommen aber werden wir, in Gemeinschaft mit unseren Freunden; und der Gräuelnachtrag wird den Boches nicht die Kosten decken. Vielleicht werden unsere Boulevarddamen zum Thee weniger Törtchen naschen. Das wäre ein gutes Beispiel für die Vielzuvielen, die man in den Kriegsgeist gewöhnen muß. Unsere Sperre wird dauern und, wenns nicht an Willen fehlt, wohl noch enger werden; mit der Scheinsperre aber wirds bald aus sein. Amerika meldet große Erregung. Was wird Herr Wilson daraus machen?" (Clemenceau.) „Wer die deutsche Drohnote liest, glaubt, die Schamröthe in das Antlitz des Präsidenten steigen zu sehen. Fast aus jeder Zeile spricht der Vorsatz, Amerika zu demüthigen. Sogar der technisch trockene Anhang leistet sich höhnische Grobheit; er spricht von ‚blockirten Gewässern': eine dem Juristen ungeheuerliche Ketzerei und kränkende Verneinung des Völkerrechtes, für das Herr Wilson sich mit der Feder so eifrig bemüht hat. Die Sorge, ihre nationale Ehre zu wahren, sei unseren amerikanischen Freunden überlassen, die Deutschland mit der Angst vor deutschem Krieg in neue Arbeit für deutschen Frieden schrecken will. Wir sind nicht in die Falle gegangen und können nun getrost den Krieg Verzweifelnder erwarten. Gegen Wuth aber muß sich Wuth wenden. Vertheidigung genügt nicht. Das Echo der deutschen Drohung von vorgestern kann nur lauten: Vergeltung. Schlagt zu!" (Herbette.) „Wir dürfen uns nicht einbilden, daß Amerikas Eingriff das Kriegsende sehr beschleunigen würde. Die Wehrmacht der Vereinigten Staaten fiele nicht schwer in die Wägschale. Aber sie gesellen uns eine

sittliche Großmacht und deshalb begrüßen wir den Beschluß des Präsidenten." (Journal des débats.) Das Ergebniß des amerikanischen Entschlusses wird bald greifbar werden. Noch sind wir bei dem Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen der großen Republik der Neuen und dem Barbarenreich der Alten Welt; wir werden Besseres erleben, wenn die Vereinigten Staaten durch die Zerstörung ihrer Schiffe und die Ersäufung ihrer Söhne getroffen sind." (Pichon.) „Jetzt ist klar, was die Deutschen meinen, wenn sie von der ‚Freiheit der Meere' sprechen. Die Amerikaner sollen nur numerirt und in fadendünner Reihe aus oder nach Amerika reisen. Alle Neutralen sollen sich nur so lange noch einer Scheinfreiheit freuen, wie es dem alten deutschen Gott gefällt; dann gehts in hoffnunglose Knechtschaft. Deutschland braucht Frieden und will die Neutralen zwingen, ihn flink zu stiften; da Sanftmuth nicht half, soll Rauheit wirken. Dem Präsidenten Wilson, dem König von Spanien, den Skandinaven wird die Faust gezeigt. ‚Frieden her oder ich schlage Euch nieder!' Und man fängt mit dem Niederschlagen sogleich an. Hunde werden nicht so behandelt. Was aber sind dem Deutschen Reich andere Völker?" (Hanotaux.) „Nachgerade müßte selbst Herr Wilson merken, daß mit dem in Deutschland wissenschaftlich organisirten Räuberthum Versöhnung unmöglich ist." (Nowoje Wremja.)

Im französischen Senat hat Herr D'Estournelles de Constant, Friedensbündler a. D., den Marineminister Admiral Lucaze vor die Front gerufen. Der schickt der Anschuldigung, Deutschland habe die haager Verträge stets gebrochen, und dem Geständniß, daß die Handelsschiffe der Republik, nur zu Vertheidigung, bewaffnet seien („Ist ein im Dickicht von Räubern Angefallener, weil er sich mit dem Revolver wehrt, etwa der Offensive schuldig?"), die Angabe nach, Frankreich habe in elf Monaten, von Januar bis Dezember, von 51 700 000 Tonnen 273 000 verloren: „Nicht einmal ein halbes Hundertstel. Noch also war uns die deutsche Sperre nicht fürchterlich. Ist damit gesagt, daß uns schwere Stunden erspart sein werden? Nein. Aber das Land wird sie mit dem selben Gleichmuth wie die von gestern ertragen." Englands Marinesekretär, Sir Edward Carson, holt die Worte nicht aus so leichtem Herzen. „Ein Feind, der in Piratenkniffen längst einen ihm schmackhaften Völkerrechtsersatz gefunden hat, bedroht uns mit wachsender Barbarenwildheit. Wir dürfen uns über die Gefahr seines Un-

terseekrieges nicht täuschen. Die unmenschlichen Versuche, den friedlichen Seehandel zu zerstören, stellen uns vor ernste und schwere Aufgaben. Tag und Nacht besinnt die Admiralität, ohne Ermatten, die Möglichkeiten der Abwehr; und die stete Sorge des Landes spornt unseren Eifer." Den der Neutralen will der Kronanwalt Sir Frederic Smith spornen: „Wir sind mit unseren Bundesgenossen stark genug, um den Kampf gut zu enden. Den Neutralen aber müßten wir sagen: Wir schützen unsere, schützet, Ihr, Eure Ehre.' Und wir müssen betonen, daß in der Stunde der Neuordnung nur mitstimmen darf, wer in der Zeit der Kämpfe Opfer gebracht hat." Die nach Wilsons wichtigste Rede der letzten Wochen hielt Premierminister Lloyd George im walisischen Carnarvon. Fünftausend Menschen jubelten dem unermüdlichen Demokraten zu, der Frau und Tochter mitgebracht hatte. „Wir kämpfen, damit das Völkerrecht die feste Grundlage künftigen Friedens werde. Unsere neue Regirung, die man ein Experiment nennen könnte, umfaßt nur wenige Männer; aber Regirungen leisten durchaus nicht nur dann Beträchtliches, wenn ihnen große oder viele Männer zugehören. Zum ersten Mal haben wir dem erfolgreichen Geschäftsmann das selbe Recht auf die Leitung öffentlicher Angelegenheiten eingeräumt wie dem Politiker. Im Ministerium für Kriegsrüstung sitzen Sachverständige, denen die Mobilisirung aller metallurgischen Kräfte des Landes rasch gelungen ist. Wir haben so viele Granaten und Geschosse aller Art, daß wir den Verbündeten dicke Mengen abgeben können. Nach den Somme-Kämpfen war unser Geschütz- und Geschoß-Vorrath größer als zuvor. Die neue Regirung hat den Seetransporten schon Hunderttausende von Tonnen abgespart; wer die kommenden Schwierigkeiten erkennt, wird den Werth solcher Sparsamkeit richtig einschätzen. Auch für neue Tonnage ist reichlich vorgesorgt und in allen Bezirken des Weltreiches die Rohstoff- und Nährmittel-Produktion kräftig organisirt. Der Sieg ist uns sicher. Da giebts keinen Zweifel mehr; keinen aber auch daran, daß wir noch über viele, breite, wilde Ströme müssen, ehe wir den Sieg packen. Auf dem Balkan siehts noch nicht gut aus. Wir haben, alle vier Großmächte, arge Fehler gemacht. Doch ists nur ein Theil der Gesammtfront. Der von Deutschland angedrohte Unterseekrieg führt in tiefe Barbarei zurück; der Firniß der Civilisation springt ab: und in stämmiger Wildheit steht der Gote vor uns. Der sanf-

teste Neutrale wird ihn auftauchen sehen. Dieser Gote achtet nur die schwarze Flagge. Die Deutschen wollen der großen Republik des Westens huldvoll erlauben, in jeder Woche ein Passagierschiff nach Großbritanien zu schicken. War je solche Unverschämtheit? Diese versteigt sich in Tollheit. Auch mit ihr werden wir fertig. Die Gefahr ist groß; doch die zähe Kraft und muthige Willensstärke unseres großen Volkes wird sie überwinden. Nur ein Feind, der sich selbst verloren fühlt, konnte den Entschluß fassen, von dem wir jetzt hörten. Friede ohne Sieg wäre nicht Friede, sondern die Erholunghalle, in die sich der Feind sehnt. Durch Anhäufung von Rohstoffen und Lebensmitteln würde er sich vor künftiger Blockadegefahr schützen. Der preußische Militärgötze muß zertrümmert, der Nimbus ihm genommen werden: dann vermag keine Macht der Erde ihn jemals wiederherzustellen. Wir müssen beweisen, daß der preußische Bal ein falscher Gott ist, der weder sich selbst noch gar seine Gemeinde vor Noth bewahren kann und den Deutschen die Heimsuchung mit Hungersplage heraufbeschworen hat. Großbritanien muß mit seinen Genossen den Aberglauben an die Allmacht des preußischen Militärs vernichten. Danach wird Deutschland frei werden und wir werden uns freuen, neben ihm in Europa zu hausen. Auch unser Land wird dann erneut und verjüngt sein. Wir haben Großes geleistet, können und müssen aber noch mehr thun. Unser Volk leidet weniger als das irgendeines anderen vom Krieg berührten Landes. Der Frontkrieger muß wissen, daß auch hinten ein Heer schanzt und fürs Vaterland arbeitet. Das braucht Hände und Köpfe, Geld und Scholle, Opfer, das nicht ängstlich bemessen wird. An dem Kampf beider Heere hängt Großbritaniens Zukunft. Heute ist noch die Zeit der Wintersaat. Wenn wir unverzagt aufrecht bleiben, werden wir, unter wärmerer Sonne, ernten."

Kein Wink, der die Vereinigten Staaten auf Europas Schlachtfelder locken will. Der unter Lohnarbeitern heimische Premierminister (der uns für die nächste Kriegszeit wohl unfreundlich neutrale, doch nicht zur Waffenprobe bereite Nachbarschaft wünscht) ist zu staatsmännisch klug, um den großen Wortbrocken vom fünften Erdtheil schleckerisch zu bespeicheln; zu nüchtern schon, um Kriegserklärung zu ersehnen, die den leistungfähigsten Lieferer gegen den gefährlichsten Kongreßpartner austauscht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Februar 1917.

Wie eine Welt stirbt.

Am sechsundzwanzigsten Novembertag des Jahres 1778 sitzt der alte König Fritz von Preußen auf der Katheder seiner berliner Akademie und rühmt den in ihr, manchmal aus ihr leuchtenden Männern europäischer Wissenschaft das Lebenswerk des sechs Monate zuvor gestorbenen Notarssohnes und Jesuitenzöglings François Marie Arouet, der sich Voltaire genannt hat. Herakles und Homer, Orpheus und Sokrates, Vergil und Horaz, Petrarka und Tasso, Bossuet und Boileau: aus buntem Gedächtnißstein wird die Säule errichtet, von der die Gestalt des Unsterblichen himmelan ragen soll. „Wie eines Königs Geschichte in die Darstellung der seinem Volk erwirkten Wohlthat, so muß die Geschichte eines Schriftstellers sich in die Darstellung seiner Werke beschränken. Wir wollen deshalb nicht in das Privatleben Voltaires eindringen, der seinen Namen, seinen Ruhm, sein Glück selbst schuf und, im Gegensatz zu Denen, die den Ahnen Alles verdanken, nur sich Dank schuldig wurde.“ Sein Talent empfiehlt den Jüngling, dessen ungemeine Geistesanlage schon im Jesuitenkollegium Louis le Grand erkannt worden ist, der Frau de Rupelmonde. Sie führt ihn in die beste pariser Gesellschaft ein, deren rasch erlauschter Ton ihm das literarische Wirken erleichtert. Ein lateinisches Spottgedicht auf den Regenten, dann eine Herausforderung zum Zweikampf bringt ihn ins Gefängniß, wo er die

„Henriade“ erbrütet. Nach dem zweiten Aufenthalt in der Bastille geht er, dessen „Oedipus“ und „Mariamne“ schon aufgeführt sind, nach England, studirt und erläutert Newton und Locke und kehrt, nach drei Jahren, mit sprossendem Ruhm in die Heimath zurück. Die ahnt nun, was er ihr sein werde. Die aller Wissenschaft und Kunst inbrünstig zugewandte Marquise du Châtelet wird ihm Schülerin, Freundin, Gefährtin auf jedem Pfade des Geistes und Herzens; mit ihr lebt er in enger Gemeinschaft, auch der Arbeit und zärtlich schonungloser Kritik, drei Lustren lang auf ihrem Landsitz Cirey oder in Luneville (wo Stanislaw Leszczynski, der Schwiegervater Ludwigs des Vierzehnten, seit dem Verzicht auf Polens Krone haust) und läßt sich selten nur nach Paris und Versailles locken, obwohl er als Mitglied der Akademie, als Kammerherr und Hofhistoriograph Ludwigs des Fünfzehnten an beiden Prunkstätten umworben ist. Die Marquise lebt noch, als er, bei Kleve, den Preußenkönig kennen lernt; nach ihrem Tode, der ihn mit der Wucht eines Schicksalsschlages trifft, kommt er nach Potsdam. „Der Bereich seiner Kenntnisse war groß, ihn sprechen zu hören, war Genuß und Belehrung, sein Geist rasch zum Erfassen und stets fertig zum Schlag, seine Phantasie auf vielen Gebieten thätig und glänzend; die Anmuth seiner Darstellung hob den trockensten Gegenstand in Schönheit. Mit solchen Gaben mußte er jeden Gesellschaftkreis entzücken. Der Ausbruch des (Siebenjährigen) Krieges weckte in ihm den Wunsch, in die Schweiz überzusiedeln. In Genf, Lausanne, Ferney hat er gelebt; Dramen, Aufsätze über Philosophie und Geschichte, allegorisch-moralische Romane geschrieben, aber auch Landwirthschaft getrieben, wüste Erde fruchtbar gemacht und eine Handwerkerkolonie geschaffen. Woraus man sieht, daß ein guter Kopf in jedem Lebensbezirk Etwas leisten kann. Voltaires Universalgenie umfaßt alle Kunstgattungen. Nachdem er (in der Henriade) den Wettkampf mit Vergil aufgenommen und ihn, in manchem Tragoedientheil auch Racine, vielleicht übertroffen hatte, wollte er sich an Ariosts Höhe messen: im Stil des ‚Rasenden Roland‘, doch ohne ihm knechtisch nachzuahmen, schuf er die ‚Pucelle‘ (Jungfrau von Orleans), in der ihm, seiner glanzvoll heiteren Phantasiekraft, von der Fabel bis zu den Episoden Alles als Eigenthum zugehört. Der Tragiker, der Geschichtschreiber (Karls von Schweden, des Jahrhunderts Ludwigs des Vier-

zehnten, des Essai sur l'esprit et les moeurs des nations), „der dem höchsten Gesetz, die Wahrheit zu sagen, gehorcht hat", der Publizist und der Romandichter (dessen unsterblicher Candide noch in Bismarcks Gespräch oft umging) erhält aus vollen Schalen königliches Lob, das den Geber wie den Empfänger ehrt. Fritzens Rückblick findet in siebenzehn Jahrhunderten nur Einen, Cicero, der wagen dürfte, mit der Fülle seiner Kenntnisse sich neben Voltaire zu stellen. „Dessen Geistesleistung war so groß, wie sie sonst höchstens einer ganzen Akademie gelingt. Alle im Schlamm des Musenbornes Nahrung suchenden Insekten haben ihn zerstochen und die Priesterschaft hat ihn verfolgt, weil er Duldsamkeit predigte, die Laster vieler Päpste nicht hehlte, von den durch Fanatismus bewirkten Metzeleien den Vorhang hob und nichtigen Theologenzank verächtlich abthat. Bischöfe zürnten ihm, weil ihre Hirtenbriefe in den Buchläden moderten, denen Voltaires Schriften entrissen wurden. Wie Brüder, mahnt er, sollen die Menschen einander lieben, in einem Leben, das mehr Leid als Freude zu bringen pflegt, einander helfen und, statt mit Feuer und Schwert zu kämpfen, dem Nächsten thun, was sie selbst von ihm sich erwünschen. Er hat die Unschuld des (geräderten toulouser Protestanten) Jean Calas erwiesen, den Hinterbliebenen Entschädigung verschafft und den Freispruch des Protestanten Sirven durchgesetzt (der seine in den Römerglauben entlaufene Tochter ertränkt haben sollte). Allen fühlenden, Menschenleid mitfühlenden Menschen wird solches Handeln immer die Gestalt Voltaires weihen. In Paris, wohin er aus Ferney gekommen war, um die Reste seines Vermögens zu retten und die Aufführung seiner Tragoedie, Irene' vorzubereiten, hat allzu reichlicher Kaffee- und Opium-Genuß das Ende seines Lebens beschleunigt. Die Pariser fanden noch Zeit, dem großen Mann, dessen Genius den Ruhm Frankreichs gemehrt hatte, dankbare Verehrung zu zeigen. (Seine Stirn und sein Steinbild wurden nach der sechsten Aufführung der ‚Irene' mit Lorber gekrönt.) Ihm aber, dem das heidnische Hellas Altäre, das alte Rom Ehrensäulen errichtet hätte und dem die große Kaiserin Katharina, die Schützerin aller Wissenschaft, in ihrer Hauptstadt ein Denkmal setzen wollte, versagte die Geistlichkeit das Bischen Erde, sein Gebein zu decken. Mit Schmerz und Empörung vernahm es Europa. Doch die erbärmlichen Ränke

einer Rachsucht, die noch gegen Leichen wüthet, sinken, machtlos, in dunkles Vergessen; Neid und feiger Barbarenhaß vermögen nichts wider das Andenken eines Großen. Von all diesen Anwürfen bleibt kein Fleck auf dem Namen Voltaires. Der ist unsterblich und von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst sein Ruhm."

Die Rede würde allein schon zu dem Beweis genügen, daß der Preuße Friedrich, trotz manchem häßlichen Wesenszug, eine noble Seele war. Und da heute Pöbelzungen, sogar aus dem Schlund Hochgeborener, die ehrfürchtige Erwähnung von Menschheit und Weltall als Schwatz verschreien, da täglich von einem Häuflein Besessener (die sich der Kämpferfront ersparen) alles zur Entwürdigung deutschen Menschenwerthes Erdenkbare gethan wird, ists doppelte Pflicht und doppelte Freude, solche Aussage ins Gedächtniß zu rufen. Daß wir Voltaire nicht mehr so kritiklos, nicht mehr auf so einsamem Gipfel sehen wie das Jahrhundert, dem er Phosphoros, Bringer leuchtender Erkenntniß war, ist natürliche Nothwendigkeit; Schmach aber, daß jeder in Professoralpomp gemummte Knirps, der am Herd der Kultur- oder Literaturgeschichte aus Anderer Schmäusen ein Ragout macht, dem Großen aufs Grab spuckt oder harnt. (Möge das nächste Geschlecht Deutschland vor dem Gift all dieser Schullügen bewahrt, ihm auch gesagt werden, daß der Wundermann und Wahlpreuße Treitschke ein Meister der Sprache, oft ein Dichter schlechtesten Stoffes, immer ein großes Herz, nie ein Führer in nüchterne Klarheit und gerechtes Urtheil ist und daß er fast alle ihm Nachstrebenden, leider auch den alternden Lamprecht, dessen junge Mannheit eine so schöne Hoffnung gewesen war, auf dürre Worthaide, in völlige Seelenblendung verleitet hat! Die Zerstampfung, Zerstäubung von zehntausend Bänden deutscher Geschichte aus den Bezirken der Politik, Gesellschaftlehre, Literatur: ein „Kriegsziel", das ernste Patrioten wichtiger dünken wird als, zum Beispiel, „die Rückgabe Egyptens an den rechtmäßigen Besitzer", die Leute von recht mäßiger Geschichtkenntniß mit schäumender Lippe fordern.) Der Feldherr Fritz sagt nicht, daß Voltaire Huld mit Undank vergolten habe, sondern fühlt noch als Greis sich dadurch begnadet, daß in sein Leben ein breiter Strahl vom Licht des Genius fiel; und aus jedem Wort dieses einzigen Preußenkönigs, der die starken Köpfe seiner Zeit zu sich kommen ließ, tönt die bescheidene Ge-

wißheit, daß Voltaires Welteroberung der Menschheit mehr schuf, gewann, bedeutet als einem Lande die Erkriegung einer Provinz. Deutlich sehen wir längst die Flecke des Gestirnes. Die Tragoedien hat Lessing, der als Kämpfer für Geistesfreiheit doch auf jeder Walstatt mit Voltaires Waffen focht, ohne Liebe und ziemliche Achtung, nicht ohne heftigen Willen zu Gerechtigkeit, zerzaust. Und ihre luftlose Enge, ihren Krüppelwuchs hat, von würdigerer Höhe und aus hellerem Auge, Bonaparte geschaut, da er auf Sankt-Helena über den „Mohammed" sagte: „Schöne Verse sind drin. Aber welche Sünde wider den Geist der Geschichte! Mohammed als Liebhaber! Er hätte Gewalt angewandt: und damit wärs abgethan gewesen. Voltäre, dem Anschwärzung Lust war, wollte in Mohammed den Christus treffen. Er meint, daß große Männer kleine Mittel anwenden, mit Gift wirthschaften; so ists aber nicht. Mohammed kam in die Stunde allgemeinen Sehnens nach einem einzigen Gott. Arabien war damals wohl ganz vom Bürgerkrieg durchwühlt, der allein muthige Männer zu zeugen vermag. Der Heldenkampf bei Bender hatte den Führer in den Heroenrang erhöht. Mensch bleibt Mensch; in Zündstoff aber kann er als Lunte wirken. Heute könnte Mohammed in Arabien kaum viel erreichen. Die Religion des Christus entsprang aus der sokratischen Sittenlehre; sie hat drei Jahrhunderte gebraucht, um sich durchzusetzen. Mohammeds eroberte in zehn Jahren die halbe Erde. Dem Orientalen ist Jesus zu fein, zu unwirklich und unwahrscheinlich; seinen Propheten sieht er handeln. So wars auch bei mir. Weil Alles der Anarchie satt war, fand ich die Grundbedingungen des Kaiserreiches fertig vor; wenn ich nicht gekommen wäre, hätte es vielleicht ein Anderer gemacht und den Franzosen die Welt erobert. Mensch bleibt Mensch; ohne die Gunst der Umstände und der Offentlichen Meinung kann er nichts. Wähnet Ihr, Luther habe die Revolution gemacht? Nein: die war das Werk der gegen die Päpste aufgebäumten Meinung." Kleine Mittel als Werkzeug von Menschen, die der Betrachter groß glauben soll: da ist eine Blöße des Tragikers Voltaire. Der nannte selbst seinen Mohammed einen großen Tartuffe, das Ebenbild des Jabobinerpriors und schrieb, er habe zeigen wollen, welches Unheil in sch vachen, von Schuften gelenkten Seelen die Wuth des Sektenglaubens wirke. Mummenschanz also; der selbe Fehler wie der von Mon-

tesquieu an dem Historiker Voltaire gerügte: nicht der Gegenstand wird mit reinen Händen ergriffen und nicht um die Sache gehts, sondern der Schriftsteller thut wie ein Mönch, dem der Ruhm des Ordens das höchste Ziel ist; „und Voltaire schreibt für sein eigenes Kloster". Doch die Fackel des Lichtspenders und das Denkmal des Satirikers, der Candides Erzieher Pangloß, den unentdeckbaren Optimisten, schuf, fraß kein Rost. Goethe, der in einem langen Leben über Menschen und Dinge verschieden geurtheilt hat, verglich ihn einst „einer Canaille von einem Gott, der über das Hohe der Welt schriebe". Muß nur dieses Urtheil und eins, das „Gefälligkeit und Feinheit, Brillantes, Petillantes, Pikantes, Ingenioses" anerkennt, immer wiederholt werden? „Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und Ihresgleichen haben in Paris eine solche Menge von Geist ins Kurs gesetzt, wie sie auf keinem zweiten Fleck der Erde zu finden ist. Voltaire war vornehm und wußte sich, bei all seiner Freiheit und Verwegenheit, stets in den Grenzen des Schicklichen zu halten. Wohl nie hat es einen Poeten gegeben, dem sein Talent in jedem Augeblick so zu Dienst war wie ihm. Auch Byron, der gut wußte, wo Etwas zu holen war, hat aus diesem Lichtquell viel geschöpft. Voltaire ist ein Häuptling, in dem sich die poetischen Kräfte der Franzosen vereinen; sie werden nie wieder ein Talent sehen, das seinem gewachsen ist. Jetzt (1830) hat man keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine Zeitgenossen in meiner Jugend hatten; sie beherrschten die ganze sittliche Welt. Und mir gehen wunderliche Gedanken durch den Kopf, wenn ich sehe, daß mein (von Gérard übersetzter) Faust nun in einer Sprache gilt, in der vor fünfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Er hatte Geist, den, in solchem hohen Falle, die französische Sprache durch das Wort génie ausdrücken würde." Das sind auch Sätze Goethes; und sie klingen anders als die von deutschen Literaturschmöcken gierig beschmatzten über den aus Sehnsucht nach Unabhängigkeit abhängig Gewordenen; anders als die unfreundlich hingeworfene Darstellung von Wesen und Ruf des Greises: „Schon hieß er laut ein altes, eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren;

ja, seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Allvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebles erzeigen und, unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es der Mühe werth, ein so großes, thätiges Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger werden sollte, als es angefangen hatte?"

Friedrich hob sich über die Böschung des Grolles. Er hat den Mathematiker Maupertuis, den Präsidenten der berliner Akademie, öffentlich gegen Voltaire in Schutz genommen, die Verbrennung der boshaften Antwort, der „Diatribe vom Dr. Akakia", die Verhaftung des Autors, von dem er die Veröffentlichung königlicher Briefgedichte fürchtete, befohlen und nicht nur einmal sich als die Orangeschale gesehen, die der vom Saft Erquickte auf den Kehricht werfen wolle. Den Orden Pour le Mérite aber, das Hofpfründnerpatent und den Kammerherrnschlüssel, die Voltaire ihm wirklich hingeworfen hatte, schickte er dem vom Dämon Beherrschten gnädig zurück; verzieh ihm den Vergleich mit einem bösen Affen und anderes Schmähwort und beugte sich ehrerbietig noch vor dem allzu Selbstbewußten, der an das Portal der Kirche bei Ferney schrieb, „sie sei von Voltaire der Gottheit erbaut" (Deo erexit Voltaire). Denn dieser Mann hatte sein wirres Leben tapfer an den Kampf für die Freiheit, für das Recht des Menschen gewagt; hatte den nothwendigen Umsturz des morschen Staates, die Umwerthung aller Scheinwerthe furchtlos vorbereitet und die Jugend gepriesen, die den Aufstieg neuer Sonne aus blutiger Lache sehen werde; war, als Günstling von Königen und Kaiserinnen, als Gebieter über Urtheil und Geschmack eines Erdtheiles, mit seinem weit begrenzten, vielfarbigen Talent Jahrzehnte lang die Stimme gewesen, die für Vernunft sprach, die Hirne ins Licht rief, der gekränkten Unschuld Helfer warb und die Erniederung der Menschenwürde zu sühnen trachtete. Ward der Krater, weil aus ihm Schlacke kam, zum Jauchenpfuhl, aus dessen Schoß nie eine Flamme zu wirken vermochte? Hat Voltaire vor Ludwig und der Pompadour um Gunst gedienert, nicht, um den mächtigsten Hof durch den Geist werdender Zeit zu verjüngen und

so der geliebten Nation zu nützen? Bleibts ewige Schande, daß der von den Häuptern Rußlands, Preußens, Schwedens, Dänemarks, von einem Sternenchor kleiner Fürsten Umworbene nicht als armer Schächer an den Höfen schmarotzen, sondern selbst, als Prinz von Genieland, in fürstlicher Reichthumsfülle prangen wollte? Der jüdische Schieber Hirschel ist ihm in Berlin eine handliche Schöpfkelle. Maupertuis der Verhaßte, der sich vor ihm an den Reizen der Marquise du Châtelet sättigen durfte. Mensch bleibt Mensch; und im Mann geilt das Männchen. Ferney wird das Königreich des Geistes. Der Gottesverächter ein Kirchenbauer, fast ein Konservativer, der sich in den Glauben an Vergeltung und Strafe eingewöhnt, gern aber auf der Ueberzeugung steht, daß die Menschen auch in Vernunft, nicht in Tollheit nur, zu erziehen seien. Ein aus klarem Denken entstandenes Chaos haben Feinde seine Philosophie gescholten. Doch selbst Brunetière, der ihn aus kühler Ferne anblickt und ihm den Drang in die Tiefe bestreitet, hat gesagt: „Wie vor und nach ihm kein Anderer hat Voltaire das französische Genie verkörpert; und dessen besondere, einem Epikurismus des Denkens nahe Form hat er mit der dreieinigen Macht seines Geistes, seines Schriftstellerglückes und seines Gesellschafterfolges geweiht. Er hat die Runde um alle Gedanken seiner Zeit gemacht und fast jeden auf seine Weise geprägt; der Stempel war manchmal plump, meist aber die Prägung deutlich und von geistreich anmuthiger Linie." Noch aus dem matten Lob des Frommen tönt das Licht, das aus diesem Geist strömte.

Matt blinkt das Silberbächlein solchen Lobes unter den Feuergarben, die König Fritz, noch der alternde, aufprasseln ließ. „Nicht dem Kammerherrn und Historiographen des Vielgeliebten (fünfzehnten Louis von Frankreich), auch nicht dem Besitzer von zwanzig schweizer Landgütern, sondern dem Dichter der Henriade und der Pucelle, des Brutus und der Merope wünscht mein Zuruf friedsame Gesundheit. Ihr Werk schafft mir mehr Genuß, als Ihre Bosheit mir Aerger bereiten konnte. Wären Sie fehlerlos, die Welt müßte in Neid vor Ihnen stehen und die Menschheit sich allzu tief gedemüthigt fühlen. Dutzendmenschen ertragen Ihre Ueberlegenheit nur, weil sie in Ihnen zwar den schönsten Geist aller Zeiten, in mir, zum Beispiel, aber einen sanfteren, ruhigeren, zum Umgang bequemeren Mann sehen. Wollen Sie Süßes? Ich

brauche nur Wahrheit zu sprechen. Mir sind Sie das schönste Genie aller Jahrhunderte; ich bewundere Ihre Verse und liebe Ihre Prosa, besonders die kleinen Stücke Ihrer Vermischten Schriften. Nie vor Ihnen gab es so anmuthigen Takt, so sichere Feinheit des Geschmackes und solchen Zauber im Gespräch. Wer Sie kennt, verzeiht noch Beleidigung, weil sie aus vollendeter Grazie des Geistes kommt. Sie sind das liebenswürdigste Geschöpf, das ich je sah, und Jeder muß, wenn Sie wollen, von Ihnen entzückt sein." Wie ein vom Hirn aus sinnlich erregtes Weib girrt Friedrich vor dem Mann, dessen Schrift er von Henkershand verbrennen, den er sammt der dicken Nichte Luise Denis in Frankfurt verhaften ließ und der die Bruchstücke aus dem „Privatleben des Königs von Preußen oder Erinnerungen des Herrn de Voltaire", mit arger Verdächtigung fritzischer Sexualsitten, schon im Kasten hat. Das schönste Genie aller Jahrhunderte: nicht nur den von persönlicher Wuth geblendeten Lessing hätte das Wort empört. Nicht neben die großen Dramatiker, von Aischylos und Kalidasa bis zu Shakespeare und Molière, nicht einmal in die Nähe der Corneille und Racine durfte der Hurtige sich zu stellen wagen, der den wetterfestesten Stoff der Römergeschichte dadurch straffer zu schürzen wähnte, daß er Caesars Mörder Brutus zugleich Caesars Bastard sein ließ. Wer die Mühe nicht scheut, den Julier und den Brutus des Briten denen des Pariser zu vergleichen, steigt von Hochgebirg auf den muffigen Schnürboden alter Schauspielhäuser. Da hörter den Kammerherrn keifen. Shakespeare (dem Voltaire immerhin Beträchtliches verdankt, dessen von Letourneur übersetzten Dramen er aber die Bühne Frankreichs sperren möchte) „ist ein trunkener Wilder. In seinem Kopf mischt Niedriges und Abscheuliches sich mit Großem und Starkem. In Hamlet sind erhabene, des edelsten Genius würdige Züge; dennoch ists ein barbarisches Stück, das bei uns und in Italien nicht der Pöbel hinnähme. Der Prinz, danach seine Geliebte wird toll; er meint, eine Ratte zu töten, mordet aber Ophellens Vater und sie springt ins Wasser. Auf den Brettern wird ihr Grab geschaufelt; die Totengräber spielen mit Schädeln, machen plumpe Späße und der Prinz antwortet mit eben so widrig dummen Schwänken. Darf man einen Dorfgaukler, dem nicht zwei saubere Verszeilen gelangen, neben unsere Klassiker stellen? Was, lieber D'Alembert, hätte wohl Ludwig der Vierzehnte gesagt, wenn

ihm, in der versailler Spiegelgalerie, im Glanz des aus Helden, großen Männern und schönen Frauen gebildeten Hofstaates, zugemuthet worden wäre, von Corneille, Racine, Molière sich zu einem Seiltänzer zu wenden, der gute Einfälle hat und Grimassen schneidet? Auf dem Theater, vor dem Ohr vornehm sprechender Leute darf auch der gemeine Soldat nicht reden wie in der Wachtstube." Ungefähr so fühlts Fritz: und pudert mit der Quaste seines Lobes drum noch das Skelett des „unvergleichlich Graziösen", dem Hofbrauch stets über die grobe Wahrhaftigkeit der Natur ging und dessen Personen nie zeigen durften, daß ihnen der Schnabel unhold gewachsen sei. „Umfriedet lebe Jeder seinem Glauben, doch darf er dem Gesetz niemals die Hoheit rauben"; „Die Priester sind nicht, was der blinde Haufe meint, nur unsere Thorheit ist, was ihre Weisheit scheint": solche Sentenzen, von denen die Menschlichkeit eines Gedichtes sich nicht nähren, nur abmagern und verrunzeln kann, wirkten in der Zeit des Aberglaubens und herrsüchtiger Bekehrungwuth; und überschrien nicht nur die Mahnung ernsten Kunstgeistes, sondern auch die Stimme des Gedächtnisses, über dessen Schwelle bei Tag und bei Nacht schlichter gekleidete Wahrheitsucher und Freiheitkünder, Bayle und Spinoza, von Sokrates bis auf Locke große und kleine, geschritten waren.

Trotzdem er so gern, Fritzen zu heller Freude, die Worte „Écrasez l'infâme" (écr. l'inf.) unter seine Briefe setzte, war Voltaire nicht gottlos; auch, trotz dem Witz, zur Vernichtung des nach der Legende von Zwölfen gestifteten Christenthumes genüge Einer, nicht widerchristlich. Infam schalt er nicht den Heiland noch dessen Evangelium, sondern die Kirche, das Dogmengebäude, den Meinungzwinger auf der Grundmauer jeden Glaubens. Trotzdem er, um in der Massengunst nicht von Rousseau überboten zu werden, die natürliche, von der Natur gewollte Gleichheit aller Menschen behauptet hatte, war er nie Demokrat. Nicht die gestufte Priesterschaft noch das Vorrecht der Geburt und die Willkür der davon Begünstigten sollte herrschen; aber auch die Masse nicht, der er nur die Gleichheit vor dem Gesetz, die Truggleichheit alles seitdem fortwuchernden Liberalismus, gönnte. Die Menschen fand er unwürdig, unfähig, sich selbst weise zu regiren. Das gelang ihnen meist nur, wo Meer oder Gebirg sie von fremder Art abschloß. (Nicht auch, wo sie aus Tollheit in Vernunft erzogen

waren?) Damit Weisheit throne, müssen die Könige den Weisesten lauschen. (Das werden sie nur thun, wenn sie selbst weise sind: die schillernde Worthülse ist also leer.) „Was die Priester den Königen stahlen, werden ihnen die Philosophen zurückbringen; und dann, auf Königs Befehl, ins Gefängniß wandern. So gehts; wir schlachten ja auch die Ochsen, deren Arbeit unsere Felder bestellt hat.“ Das leuchtet tiefer ein. Doch während das Volk, dem aus dem reichen Schatz britischer Menschenwürde die Losung zu Freiheit kam, schon die Glieder regt, die Ketten brechen sollen, schreibt der Alte von Ferney noch: „Das Volk wird immer dumm, immer barbarisch sein, eine Ochsenheerde, die zufrieden ist, wenn sie Futter hat und im stacheligen Pflugjoch gehen darf.“ Auf den zum Kampf ums Dasein Ungerüsteten hagelt die Verachtung frechen Intellektdünkels. Wenns den feinen Geistern nicht an Freiheit fehlt, ist Alles in Ordnung; wer ihnen nicht ähnelt, ist Barbar und mags bleiben. Der Mann, dem Friede und Selbstbestimmungrecht der Nationen unantastbare Güter schienen, billigt die von Fritz ersehnte Theilung Polens und drängt den potsdamer Freund, die Ehre, „die türkischen Barbaren aus dem Lande der Xenophon, Plato, Euripides, aus Europa zu treiben“, nicht der großen Katharina allein zu überlassen. Daß er das Gewimmel seiner Landsleute kaum höher einschätzt, ahnen die Pariser nicht, als sie, im Februar 1778, dem Retter der Familie Calas wie einem Gott zujauchzen. Vor dem Schlagbaum hat der Zollwächter ihn gefragt, ob er nicht etwa Contrebande mitbringe. „Nur mich selbst.“ Ganz Paris lacht. Mit Vierundachtzig noch der Witzbold aus den Pompadourtagen. Hebet die Kinder hoch, daß sie den Einzigen sehen! Seine alte Kutsche ist mit himmelblauem Atlas ausgeschlagen, dem goldene Sterne eingestickt sind. Von diesem Grund ragt steil ein Knochengerüst; schwarze Langlockenperücke, Gewand und viereckige Mütze knallroth, Besatz und Futter aus Hermelin. „Vive Voltaire!“ Meint er auch jetzt, Ochsen brüllen zu hören? Durch die Oberschicht sickert noch kein Strählchen frohen Entzückens. Ludwig der Sechzehnte ist König. Priester und Schranzen haben ihm den Kömmling verdächtigt, den der lüderliche D'Artois empfiehlt, nach dessen Höllenruch und dorniger Rede Marie Antoinette lechzt, der aber, so nah, unbequem, vielleicht gefährlich werden kann. Macht man nicht schon ein über Menschenbegriff

erhabenes Wesen aus ihm? Benjamin Franklin, der von der jungen Amerikanerrepublik Abgeordnete, huldigt ihm, heißt seinen Enkel vor dem Greis knien. „Gott, Freiheit, Duldsamkeit“: fürs ganze Leben ist nun der Knabe geweiht, auf dessen Haupt die Hand des Unermeßlichen lag. Auch die mit Fünfunddreißig noch stattliche Du Barry eilt herbei, die, nach treuem Dienst im Dirnenhaus, als Frau eines ehelich inaktiven Grafen die letzten Jahre des fünfzehnten Louis gelabt und von dem Höhner des Mädchens von Orleans den Ehrennamen der neuen Egeria empfangen hat. Auf jedem Weg umtost den Alten Jubelgeheul. In der versailler Hofkapelle aber wird gegen sein Werk, gegen ihn selbst gepredigt. Ausweisen? Erhält ja nicht mehr lange, sagt der gutmüthig beschränkte König; „lasset ihn ungestört in sein schweizer Versteck zurückkriechen und einsam sterben.“ Beinahe ists so weit. Der in ländliche Ruhe Gewöhnte verträgt das Gewühl, die Konversirpflicht, den Wirbel der Hauptstadt nicht; die Beine schwellen, und als er, auf den Rath seines Doktors Tronchin (der sagt, ein so alter Baum gehe nach der Verpflanzung schnell ein), sich ins Bett gelegt, doch weiter diktirt hat, wirft er Blut aus. Kaplan Gaultier, der Jesuit gewesen ist, soll kommen. „Ein braver Schafskopf.“ Hier ist er schon. „Wir wollen unser Geschäftchen schnell erledigen. Ein geschriebenes Bekenntniß ist nöthig? Ich bete Gott an, liebe meine Freunde, hasse meine Feinde nicht, verfluche allen Aberglauben, will als Sohn der Katholischen Kirche sterben und hoffe, daß die barmherzige Gottheit mir meine Sünden vergeben werde. Sechshundert Pfund für Ihre Armen. Abendmahl? Lieber nicht; da ich noch Blut speie, müssen wir verhüten, daß meins sich dem Gottes mische.“ Der Priester gewährt die Absolution. „Mit den Wölfen muß man heulen. Wenn ich am Ganges wäre und es sein müßte, stürbe ich mit einem Kuhschwanz in der Hand.“ Schreckt sein Hohn selbst den Tod? Er ist wieder aufrecht. Läßt sich von der Akademie feierlich empfangen und, auf D'Alemberts Antrag, zum Direktor wählen; vor und in dem Hoftheater Lungengewitter über sich ergehen, die Stirn kränzen, den Athem fast unter Rosen ersticken, von lallenden Weibern den Rock, wie Reliquie, betasten und küssen. Von diesem Doppeltriumph des dreißigsten Märztages erholt er sich nicht mehr. Das Wörterbuch der Akademie soll umgearbeitet werden und er hat sich den Buchstaben A vorbehalten. Hirn und Nerven

lahmen: Kaffee. Die Blase schmerzt: Opium. Zwei Monate durchschleicht, durchrast, durchschlummert er. In der dreißigsten Mainacht klirrts über seinem Haupt vom Dengeln der Sense. Keine Oelung; oft hatte er wiederholt, er wolle nicht zuletzt noch behandelt werden wie eine Wagenachse, die der Stellmacher vor der Reise schmiert. Doch ein letzter Spott. „Glaubst Du, mein Sohn, an die Gottheit Jesu Christi?“ Der Frage des Pfarrers von Saint-Sulpice antwortet der Greis: „Reden Sie mir, in Gottes Namen, nicht von diesem Menschen und lassen Sie mich in Frieden sterben.“ Letzte Geistesölung. Rokoko-Prometheus ist tot.

Für seinen Erdenrest hat Paris keine Stätte. Noch der entseelte Leib aber prellt die Hohe Geistlichkeit, die ihm den Platz in Frankreichs Scholle geweigert hat: in der Klosterkirche der Abtei Scellières, deren Haupt, Mignot, ein Neffe Voltaires war, ist er längst mit allen Ehren bestattet, als der Bischof von Troyes das Begräbniß verbietet. Warum verbietet ers? Dem Greis war die Sündenvergebung vom Priester zugesagt worden. (Auch von dem König, der sich, ein Bischen kokett, den Philosophen oder Eremiten von Sanssouci zu nennen pflegte. „Ich werde nicht zürnen, wenn Sie sich das Vergnügen machen, auf meinem Grab ein boshaftes Couplet zu singen, und gewähre Ihnen dafür im Voraus volle Absolution.“ Das erwartete Couplet, die schlimme Skizze vom Privatleben des Königs, klang, aus der Gruft des Sängers, noch in Fritzens stumpfes Ohr.) Vehmte die Kirche den Erdenrest, weil er nicht reinlich, zu tragen peinlich war? Gewiß nicht; in kleinerem Handel hätte ihr das Bekenntniß, die Quittung genügt. Diesen Geist, den Gemüth nicht wärmte, dem die vollkommene Harmonie und der Drang in letzte Tiefen fehlte, verfolgte sie, als Beamtin der Herrschaft und in der Sucht nach Rache für tausend giftige Bisse, über die Lebensschwelle hinaus: weil sie ahnte, daß aus jedem Spältchen der Urne, darin der Luftreiniger, der unermüdliche Wirker, der Sohn alter und Vater neuer Zeit ruhte, grause, dem Leben ihrer Welt furchtbare Saat keimen werde. Fern von Paris, mochten Klerisei und Hof meinen, fault er wohl rascher als unsere Macht; wozu der Widerhall umschwatzter Ausgräberei? Doch das Volk steht auf; die Ochsenheerde, die nur Futter und Pflugjoch begehrt, spannt sich vor den Wagen, der das Gebein des Rechtsvertheidigers trägt, und zieht ihn mit stolzem

Gebrüll vor die Pforte zum Tempel des Ruhmes. Die von Frankreichs souverainem Volk erwählte Nationalversammlung bettet Voltaire (neben Rousseau, der ihm aller Gräuel gräulichster war) nach pomphafter Einzugsfeier in das Pantheon. Von dort werden die Knochen der zwei Feinde in die Vorhalle geschleppt, als der Heldentempel, nach der Restauration des Königthumes, wieder die Kirche der Heiligen Genoveva geworden ist. Erst die Julirevolution sichert ihnen die Ruhe. Doch Paris raunt: „Die Pfaffen haben durch Kalkaufschüttung das Gebein Voltaires zerstört."

Während der Docht des großen Lichtes, das so lange die Welt erhellt hat, qualmend verglomm, waren allerlei Flämmchen aufgezuckt und hatten mit zierlichem Gehüpf, mit niemals Brand androhendem Geflacker die unter Goldborten stöhnende Schaar belustigt. Turcaret, den Geldmächler, Geldbanditen Lesages, findet sie zu stämmig, zu wüst. Kann aber die Lachlust nicht vertagen, bis der Gewaltige in Ferney wieder einen Witz von sich zu geben geruht. Ist der schäkernde, gefeilte und bepfeilte Dialog in den Lustspielen von Marivaux nicht allerliebst, Gressets Verleumderkomoedie, Parnys Götterkrieg, Pirons Ode an Priap nicht reizend? Das Echo ihrer Erfolge hallte bis in die Schweizerstille nach; ärgerte den auf Ruhmesknospen Eifersüchtigen aber noch nicht. Närrchen mit schmalen Pritschen. Das war immer und wird immer sein. Alle wuchern mit meinem Pfund; war der Götterkrieg ohne das Hohe Lied von Johannens Jungferschaft denkbar? Da, plötzlich: ein Gekreisch, als habe spitzer Stahl sich in einen wunden Zeitnerv gebohrt und alles Gesunde, alles noch nicht ganz Kranke jauchze, weil es eiterndes Blut rinnen sieht. Was giebts denn? Nichts Besonderes. Nur einen neuen Liebling; ein Kerlchen, das, im Gerichtssaal und auf der Bühne, jeden Gegner, mag er ein Seidenwamms, einen Talar, eine Kutte tragen, flink absticht und aus echtem Parisermaul Wahrheit aufsprudeln läßt, der für immer der Hahn abgedreht schien. In den Tribunalen der Themis und Thaliens? Fechtersklinge und Rednerszunge? Ein Nebenbuhler; und fast vierzig Jahre jünger. Wie heißt der Mensch, über den mehr geredet wird als über meine Merope? Caron; nennt sich aber Beaumarchais. Natürlich: weil Arouet sich Voltaire getauft hat. Wie sieht er aus? Auf kräftigem Rumpf ein stolz gereckter Trotzkopf, dessen Lippen ein Lächeln zu zerquetschen, dessen Blicke

zu fragen scheinen: Wer will mir was? Wäre die Zeit und die Wesensstimmung solchem Vorhaben günstiger gewesen, dann hätte Arouet vielleicht Carons Bildniß, wie Ibsen das Strindbergs, in seine Stube gehängt, um nie zu vergessen, daß da Einer unsanft ans Thor des Ruhmestempels klopfe. Vergebens, Ihr Ochsen; er pflügt mit den Kälbern Derer, die vor ihm waren und nach ihm sein werden, und die Frucht, die ihm reift, kann nur nach Diderot, Rousseau und einem Größeren riechen. Darum der Lärm? Der verhallt mit dem Tag, dem ihn müßige Zufallslaune entband.

Als Voltaire die Marquise kennen lernte (die später den an Liebkosung Knickernden, weil ihr Schoß begehrlich blieb, mit dem strammen Gardeoffizier Saint-Lambert, auch mit anderen Mannheitschaften betrog und ihm dennoch, mit allen Makeln, als das theuerste Kleinod galt), lag Pierre Augustin Caron in den Windeln. Als Voltaire mit Gaultier das Himmelsgeschäft abwickelt, ist der „Barbier von Sevilla" oft aufgeführt, Beaumarchais der Vertrauensmann der Nation und in Philadelphia so berühmt wie in Paris. Noch nicht auf dem Gipfel; aber für Sechsundvierzig schon hübsch hoch. Sohn und Lehrling eines Uhrmachers. Zwischen vier Glasscheiben, die allen Gassenklatsch vom Hof und aus den Bürgergilden durchließen, hat er Stäubchen weggeputzt und Rädchen in die richtige Gangordnung gebracht. Papa, dems unter den Dragonern, dann unter den Calvinern nicht gefiel, hat von Marie Luise Pichon, diesen Jungen und vier Mädel. (Das älteste heirathet den Maurermeister Guilbert, folgt ihm nach Madrid und nimmt eine jüngere Schwester mit. In sie verliebt sich Don Joseph Clavijo y Fajardo, Hofarchivar und Herausgeber einer Wochenschrift, ein trotz seiner Armuth rundlich gemästeter Streber, der, weil ihm ein besser bezahltes Amt winkt, nach dem öffentlichen Aufgebot der Französin das Eheversprechen brechen will. Schon aber stampft der Bruder heran; erzwingt mit kaltem Blut und dem Schein weißglühenden Zornes, eine Ehrenerklärung und treibt Clavijo so in die Enge, daß der Geängstete Versöhnung mit Maria erfleht und erhält. Danach, wieder dicht vor der Hochzeit, verpetzt der Spanier den Franzosen, der ihm eine Falle gestellt habe, und erwirkt Ausweisungbeschluß und Haftbefehl gegen den Fremdling. Der rennt spornstreichs zum Minister, zum König selbst, führt seine Sache meisterlich und setzt die

Entamtung Clavijos durch. Weder Zweikampf noch Todesgemeinschaft, wie bei Goethe. Mariechen geht ins Kloster und aus dessen Langeweile nach Amerika. Eine andere, nicht hübsche, doch gescheite Schwester giebt den Parisern, die sich auf Figaros Hochzeit freuen, eine „Moralische Abhandlung über den Werth des Lebens“ und ein Gebetbuch.) Eine begabte Familie. Alles dichtet und klimpert. Auch dieser Bengel küßt in Cherubins Alter den warmen Wind, streichelt den Rock jeder noch nicht verschrumpften Köchin und kost mit Gesträuch, das von aufsteigendem Frühlingssaft feucht wird. Der Vater wirft den Strick aus dem Haus, nimmt ihn aber bald wieder auf und mahnt den Reuigen feierlich, Herz und Geist fortan nur der Pflicht des schönen Berufes zu widmen. Die Hand drauf. Der Zwanzigjährige erfindet einen neuen Anschläger für Taschenuhren und erstreitet gegen einen Großhändler, der ihm Ruhm und Ertrag stehlen will, in der Presse, dann vor den Schranken der Wissenschaftakademie sein Patentrecht. Weil der Streit laut, der Kleine fast Märtyrer geworden ist, kaufen der König, die Prinzen und Prinzessinnen ihm Uhren ab. Der Pompadour macht er eine Fingerringuhr, winziger, als je eine gesehen ward; ein Häkchen zieht das Werk auf, das dann dreißig Stunden läuft. Einer Huldin geringeren Ranges gefällt der Uhrmacher noch mehr als seine Arbeit: die schöne Frau Francquet bestimmt ihren schwächlichen Mann, der auch Pierre Augustin heißt, dem jüngeren, in Eros viel emsigeren Vornamensvetter sein Amt, des Hofküchensekretärs, zu verkaufen, und wird, als Vater Caron in Leibrentenzahlung verpflichtet, Vater Francquet am Schlagfluß gestorben ist, Frau Caron de Beaumarchais. Ade, Rädchen, Zeiger, Ziffernblatt; der Hofküchensekretär trägt einen Degen, schreitet der für die Majestät angerichteten Fleischspeise voran und setzt selbst die Schüsseln auf die Tafel des Königs. Der hat sechzehn Küchensekretäre (die ihre Pfründe vererben oder verkaufen dürfen); nur einen dieses Schlages. Im zehnten Monat der neuen Ehe stirbt die Frau. Der Witwer erfindet eine Besserung des Harfenpedals; wird von den Töchtern Ludwigs des Fünfzehnten als Lehrer begehrt; macht sich schnell beliebt und bereitet in jeder Woche ein Hofkammerkonzert, dem, im engsten Kreise, sogar die Königin lauscht. Muß den Burschen, der vor ein paar Jahren als Uhrmachersgehilfe in der Hausflur

wartete und jetzt in Gala, als Lehrer, Virtuos (auf Harfe und Flöte), Vertrauter, prunkt, nicht Neid umlauern? Vor Schmunzelnden fordert ihn ein Hochadeliger auf, seine Taschenuhr in Gang zu bringen. „Auge und Hand sind aus der Uebung.“ Noch nicht sehr lange, Liebster; Sie werden es schon machen. Beaumarchais nimmt die ungemein kostbare Uhr, hebt sie, mit offenem Deckblatt, vors Auge, läßt sie so jäh fallen, daß sie in Stücke zerbricht, neigt sich tief vor dem Edelmann und spricht, mit bekümmerter Mine: „Ich hatte Sie vor meiner Ungeschicklichkeit gewarnt.“ Einen anderen Höfling muß er zum Zweikampf herausfordern; vor der Strafe bewahren ihn die Prinze sinnen, von denen er, um nicht in den Rang gewöhnlicher Musiklehrer zu sinken, niemals Geld nimmt. Das liefert ihm der Spekulant und Staatsrath Pâris du Verney (dem schon Voltaire einen Haupttheil seines Vermögens zu danken hatte). Dieser Günstling der Pompadour hat auf dem Marsfelde das Heim einer Kriegsschule gebaut, die der König seit Jahren besuchen soll, aber nicht besuchen will. Der Hofmusikus schleppt seine Prinzessinnen hin: und deren Schilderung des pomphaften Empfanges, der stattlichen Räume, des Schülereifers treibt auch den trägen König endlich ins Garn. Seitdem hilft Du Verney dem jungen Schlaukopf mit Geld, Kredit und weisem Rath. Für fünfundachtzigtausend Francs kauft Beaumarchais die Würde eines Königlichen Sekretärs und den mit gelbem Wachs gesiegelten Adelsbrief. Weh dem Zweifler! „Hier ist die Quittung.“

Sein Parvenuwunsch klettert noch höher. Großmeister der Gewässer und Wälder: für eine halbe Million Pfund ist der Titel zu haben. Du Verney knausert nicht. Aber der Adelsstolz bäumt sich wider solchen Aufstieg Eines, der „keine Ahnen hat“. Habt Ihr denn Ahnen, die Belichtung vertragen? Rasch eine Denkschrift; den Beweis, daß der Adel vieler Feinde kaum älter als seiner ist. Vergebens. („Was erwarb Ihnen das höchste Vorrecht? Daß Sie geboren wurden, war ihre einzige mühvolle Leistung. Hielte ich doch einen dieser Mächtigen hier am Kragen!“ Unter duftenden Kastanienknospen spritzt Figaro den Groll des Enttäuschten aus.) Ein Trost ist, daß er General-Stellvertreter des Jagdgerichtsherrn werden, eine Robe und einen eben so langen Titel tragen und in jeder Woche einmal auf dem Lilienteppich des Louvre Jagdfrevlern und Wilddieben das Recht sprechen darf.

(Sein Erlebniß mit Richtern, Anwälten, Parteien, das bald überreichlich ergänzt werden sollte, spiegelt der Dritte Akt der „Hochzeit“.) Als einen Wilddieb anderen Bezirkes erkennt der Spanierkönig, dem er sein Liebchen, eine Marquise mit Messalinenblut, verhandeln möchte. Bleibt er deshalb oder wegen eines Sklavenschachers nach der Abrechnung mit Clavijo noch elf Monate in Madrid? Sicher ist nur, daß er Allen gefällt, Diplomaten durch Würzrede und Neuheit aus Paris, Frauen und Mädchen durch heißes Geflüster, galante Verse, Guitarespiel; und daß an der Klippe versteinter Bureaukratie all seine Pläne, für Landwirthschaft, Gewerbe, Finanz, jämmerlich scheitern. Thut nichts; der Fünfunddreißiger hat nun Spanien, Almaviva und Basilio, Bartholo und Rosine, am Fädchen und kann, wanns ihm paßt, seine Puppen tanzen lassen. Noch ists nicht so weit. Der aus der Hofgunst Verbannte, sogar von Mesdames de France, seinen Schülerinnen, Gemiedene will in den Rufernster Ehrbarkeit und pfuscht dem großen Diderot Rührstücke nach, die, trotz ansehnlicher Handwerkskunst, ohne rechte Wirkung verhallen. („Den ganzen Abend lang hört man von Geld, spürt aber kein Interesse“: spottet Grimm; intérêt bedeutet auch Zins.) Thut abermals nichts. Er hat eine junge und reiche Witwe geheirathet, mit der Hilfe des alten Gönners Geld geschefflt, bei Chinon breite Waldparzellen aufgekauft; sitzt in Fülle und hat die Hand in guten Geschäften. Als Dramatiker noch keinen Namen; den impotenten Affen seines Gottes Diderot nennt ihn Palissot. Da stirbt Du Verney; und der Erbe, Graf de la Blache, behauptet, auf der Urkunde, die sagt, Beaumarchais schulde dem Staatsrath nichts, habe von ihm aber fünfzehntausend und, als zinsloses Darlehen, fünfundsiebenzigtausend Francs zu fordern, sei die Unterschrift seines Oheims gefälscht. Der Prozeß dauert sieben Jahre; in der Ersten Instanz gewinnt, in der Zweiten verliert Beaumarchais, dem erst die Aufhebung des zweiten Urtheils und der Spruch des Gerichtshofes der Provence endgiltigen Sieg und, als Bußsumme, von dem Verleumder zwölftausend Francs sichert. Die zweite Frau ist längst tot. Auch Voltaire schon gestorben. Der aber hat noch seines Majestätrechtes gewaltet: über den von tausend bösen Gerüchten jeder Schandthat, neben anderen der Vergiftung Francquets und zweier Frauen Verdächtigten gesagt: „Der kann kein Giftmörder sein.“ Ehrfurcht

geboten Schweigen. Nach einer Stunde aber pfeifts zu neuer Hetze aus dem Gebüsch; und das Wild muß sich wieder stellen.

Der Herzog von Chaulnes überfällt den Emporkömmling, der ihm die schöne Meenard von der Komischen Oper weggeschnappt haben soll, in dessen eigenem Haus. Faustkampf und Riesenskandal. Der Gerichtshof der Marschälle von Frankreich verurtheilt den Angreifer zu Haft und spricht den Ueberfallenen frei. Das, meint der Minister des Königlichen Hauses, dürfe nicht sein; der Abenteurer nicht herumlaufen, während der Herzog und Pair, das Edelreis vom alten Stamm der Luynes, die Last der Gefangenschaft trage. Beaumarchais muß auch ins Loch. Von Rechtes wegen. Mitten in einem Prozeß, der um seine Ehre geht. Auf ein paar Stunden läßt ihn der Minister, unter Bewachung, hinaus, damit der Beschuldigte, nach dem Brauch, seine Sache dem Gerichtsreferenten (Rath Goezman) vortragen und empfehlen könne. Zu spät. Graf de la Blache war vor ihm da: und gewinnt in Zweiter Instanz. Beaumarchais scheint entehrt, soll, mit den Kosten, hunderttausend Francs zahlen, sitzt, krank und seinen Geschäften fern, wieder in der Zelle und muß sich am nächsten Tag gegen neuen Verdacht, viel gefährlicheren, wehren. Die Thür, die Gerichtsrath Goezmann verschloß, hatte der Buchhändler Lejay mit goldenem Stemmeisen aufgebrochen; hundert Louisdor und eine mit Diamanten besetzte Uhr gleichen Werthes für Frau Goezman: so kehrt sich Alles in Ordnung. Madame fordert, „für den Schreiber des Herrn Rathes", noch fünfzehn Louis; wenn der Spruch gegen Beaumarchais lautet, schickt sie ihre Beute zurück. Abgemacht. Die Uhr und die hundert Louis gelangen auch an die Schwester des Verurtheilten (der am Tag nach der Spende vor das Antlitz des Referenten gelassen worden war.) Die fünfzehn? Der Sekretär hat sie nicht. Beaumarchais, der felsfest überzeugt ist, daß der Graf mehr gezahlt hat, heischt auch diesen Rest von der Dame. Rast er? Mit der Frau (die vielleicht nur, hinter dem Rücken des Mannes, ein Haushaltslöchlein stopfen wollte, sich aber nicht in die Hand eines bedenkenlos Wüthenden geben darf) wäre der Richter verloren. Der zaudert nicht vor dem Abgrund. Hinüber: sonst kostets den Hals. Lejay liefert falsches Zeugniß. Beaumarchais habe ihn in Bestechung der Frau Goezman verleitet, die aber, in hehrem Zorn, alle Geschenke abwies. Richter-

bestechung und gröblichste Verleumdung. Jede Strafe, die dem Angeschuldigten nicht das Leben nimmt, ist in solchem Fall zulässig.

Kein Anwalt erkühnt sich in die Führung der Sache, die mindestens halb schon verloren scheint; auch nicht vor den zuständigen Richter kommt, sondern vor eins der verachteten und verächtlichen Sondergerichte, die, nach dem Willen des Kanzlers Maupeou, die Launen des Absolutismus aus den letzten Schranken erlösen sollen. In solchem Drang ficht Beaumarchais, ohne Vertheidiger, ganz allein. Um fünfzehn Louis? Um Ehre und Freiheit. Frau Goezman wird der Schuld überführt, zu „blâme", Verlust der Ehrenrechte, ihr Mann zu schimpflicher Entlassung verurtheilt; aber auch den Angeklagten trifft die Strafe des blâme. Warum? Weil er mit funkelnder Klinge gesiegt hat; weil Paris, weil Frankreich ihm als dem Rächer staatlichen Rechtsbruches und schnöden Amtsschachers, als der Zunge des Volkszornes zujubelt. Die elenden Schergen des Kanzlers haben den Muth zu frevlem Urtheil, nicht zu üblicher Verkündung. Knieend müßte der zum Tod seines Bürgerrechtes Verdammte den Spruch hören. Das wagen sie nicht. Prinz Conti, königliches Blut, besucht den Gevehmten, geht ihm ins Versteck nach, bittet ihn an seine Hoftafel und sagt: „Sie werden nur Leute aus gutem Haus finden, deren Haltung Andere lehren wird, wie ein Mann zu behandeln ist, der sich solches Verdienst um sein Vaterland erwarb." Auch der Herzog von Chartres, danach ein ganzer Schwarm Vornehmer und Berühmter schreibt sich ins Pförtnerbuch des Verurtheilten ein. Daß er der Frau seines Richters Geld und Geldeswerth anbot, war schlimm und strafbar; doch höchst rühmlich die unbeugsame Tapferkeit seines Kampfes. Leset die vier Mémoires contre Goezman. Voltaire, Goethe, Abbé Sabatier haben sie in entzückter Rede gepriesen. Die Du Barry hat ihnen im Gerichtshaus Beifall geklatscht. Der ernste, wahrhaftige Grimm, der den Theatermacher gehöhnt hatte, schrieb nun: „Daran können nur ganz vereinzelte Romane und Polemiken sich messen. Beredsamkeit, Witz, Pathos: Alles zum Entzücken. Der Angeklagte scheint nur auf die Fragen der Richter zu antworten: und entschleiert zugleich doch die empörende Willkür, den frechen Mißbrauch, die das Verfahren fälschen. Jedes Wort ist stark, keins irgendwie angreifbar. Durfte die Absicht auf ein Verbrechen, selbst wenn sie klarer als in diesem Fall erwiesen war, so hart wie das Verbrechen selbst gestraft werden? Die Mé-

moires (das erste war in zehntausend Abdrucken verbreitet) sind, auf Gerichtsbeschluß, verbrannt und dem Verfasser ist, bei Leibesstrafe, verboten worden, neue zu schreiben. Aber die Menge ist für ihn. In der Comédie-Française gab es fast unanständiges Beifallsgetos, als vom Preis der Justiz und von einem Rechtsverdreher die Rede war. Schließlich ists kein Unglück, wenn die Regirung erfährt, wie das Volk urtheilt." Das Volk, dem der Angeklagte zugerufen hat: „Ich bin, was Ihr seit zweihundert Jahren sein müßtet und, vielleicht, in zwanzig sein werdet: Bürger." Bald ohne Bürgersrecht; doch stolzer als je zuvor. „Während die Zetteleung des Grafen de la Blache mich, wegen eines Goldhäufchens, das ich ihm nicht schuldete, ins tiefste Unglück stürzte, wies mein Stolz, stärker als gräfliche Eitelkeit, Goldhaufen zurück, die, nach dem Wunsch vieler freigiebigen Enthusiasten, meinen Muth höhen sollten. Der Verlust der Habe, der Ehre trübte nicht meine heitere Seelenruhe und ich hätte niemals mein Los für das meines Feindes hingegeben. Ist Stolz denn Laster? Dann aller Laster edelstes. Eitelkeit wüthet oder duckt sich schamroth vor dem Widerspruch, der sie entlarvt. Hochmuth, im Glück ein weichlicher Schlecker, wird im Unglück furchtsam und feig. Stolz erhält sich, noch wenn er in die tiefste Höhle erniedert wird, das Bewußtsein der Würde und spricht sich im Innersten selbst das Recht, das ihm die Außenwelt weigert. Läutert den Stolz von rauher Schlacke, löset ihn vom Hang in Verachtung: so nennt er sich Seelengröße und thront über allen anderen Tugenden." Diese Sätze schließen das vierte Mémoire. Herr de Sartines, das Polizeihaupt, bückt sich zu ehrerbietigem Gruß.

Der König verbietet jede Wiederaufnahme des Zwillingverfahrens wider De la Blache und Goezmans. Er gestattet der Du Barry, in ihrem Salon Stückchen aus dem Prozeß aufzuführen, lacht selbst darüber; fürchtet aber, die Wiederaufnahme oder Revision werde die Wuth über Maupeous Schandgerichte in Tobsucht steigern. Dem Verarmten, vom Ehrensitz Gestoßenen, der auch mit der Feder nicht weiterkämpfen darf, winkt er mit wichtigem Auftrag. In England haust ein Lump, Théveneau de Morande, der eine Sudelei über die Du Barry gebraut, diese „Erinnerungen einer käuflichen Dirne" in dreitausend Exemplaren gedruckt hat und jetzt auf Erpresserbirsch ist. Kann Einer ihn zähmen, so ists der Mann, der durch heulende Meuten gestern in Triumph schritt; den Ruhestifter belohne die Rückkehr ins Bür-

gerrecht. Beaumarchais, der die dritte Frau, diesmal eine arme, genommen hat, geht, unter dem Paßnamen Ronac (Anagramm von Caron), nach London; findet einen Erpressungmeister, dem er zwanzigtausend Francs auf den Tisch zahlen und für Lebenszeit eine Jahresrente von viertausend Pfund verbürgen muß; bringt aber die Gewißheit heim, daß kein Blättchen, kein Fetzen der Schmähschrift unversehrt, die Ehre der Gräfin du Barry und die Ruhe ihres siechen Buhlen ungefährdet ist. Da stirbt ihm der König weg; und der fromme Enkel und Erbe, Ludwig der Sechzehnte, ist nicht an die Lohnverheißung gebunden. Der abermals von Schicksalslist Gefoppte verwünscht den pariser Mai.

1774. Fritz freut sich noch der Theilung Polens, die ihm den Netzekreis, die Brücke von den Marken nach Ostpreußen, eingebracht hat. Voltaire will, „endlich", auf seine Art die Bibel erläutern. Beaumarchais war auf Spitzbubenfang, der seinem Beutel karg, seinem Volksheldenruhm gar nicht zinst, und hat noch keinen Fuß auf den Brettern, die Welt bedeuten. Wird neue Zeit? Europens Festland ist vom Siebenjährigen Krieg wund. Der hat das Königreich Frankreich elfhundert Millionen gekostet und ihm, im Pariser Frieden, die Flotte, die ostindischen Kolonien, in Amerika das Ohiothal, Luisiana, Kanada („ein paar Morgen verschneiter Erde") geraubt. Kein Richelieu, Mazarin, nicht einmal mehr ein Fleury ist das Hirn, kein Turenne oder Condé das Schwert des Reiches. Das magert ab, während schone Frauenzimmer und Schmarotzer Speck ansetzen. Jacques Necker, der Sohn eines Brandenburgers, sieht, als Genfs reicher Ministerresident, in Paris den Verfall. Ueber vier Milliarden Staatsschuld. Die Verwaltung zerrüttet; das Gerichtswesen ringsum von Haß und Verachtung unterwühlt; jeder Stand unzufrieden, Landedelmann, Bauer, Krämer, Mönch, Soldat, mürrisch; nur der Hofadel heuchelt, im Abglanz der Sonne, frohes Leben und stöhnt höchstens im Schlaf. In dessen Albdruck sehnt er sich nicht. Stainville, der auf dem Laken der Pompadour den Titel des Herzogs von Choiseul erdient, ihr zu Dank die Jesuiten ausgeräuchert hat, war oben der letzte Staatsmann gewesen: und Der mußte fort, weil ihn das Rüsselchen der selbst stinkigen Du Barry nicht riechen mochte. Diese Weiber! Wären Lustknaben, die mignons von einst, heliogabalische (oder, wispert Voltaire, potsdamer) Sitten Euch lieber? Ist ein Lümmel mit Mädchenhaut, Glotzäuglein, Schnürbucht unter dem

Rückarat, ein welker Antinous mit Laute und Wahrsagerkunst wenig schädlich als ein rankes Mädel, das im Hirschparkharem die Kunst lernte, müden Alten gefällig zu sein? Irgendein Racker regirt immer. Unsinn! Der Sohn der Sächsin Maria Josepha ist fromm und schlicht, Bastler und Jäger; wird dem Reich ein guter Hausvater werden und kein Trauschen dulden. Wartet: dem Hirschpark verdämmert die Schonzeit; er hört bald wieder Büchsen knallen. Also steht uns Langeweile im Kalender? Wers glaubt, kennt Marie Antoinette schlecht; die Wienerin läßt Notre Dame selbst einen Walzer tanzen. Der Sechzehnte hat, sehr schlau, im Ehebett allen Reiz der Maitresse. Und schon den selben Aerger wie Großpapa Lüdrian. Wieder: eine Schmähschrift gegen die ihm nächste Frau, diesmal gar seine Königin; und wieder England das Versteck. Nur der bewährte Agent kann helfen: Beaumarchais. Geschwind haft er sich in die Oese allerhöchsten Kummers ein; und hat, endlich, nun seinen Monarchen. Rasch auch das Pamphlet. Vielleicht ist die Mätresse Lohn noch viel größer als der Mann der Königin? Auf nach Wien! In Franken wird er von Räubern geplündert (er sagts selber). In Augsburg sieht er sich auf der Bühne; und wittert in dem Herrn Goethe, der des Cagliostrospiel verstümpert hat, einen talentvollen Hohlkopf, dem nichts Besseres eingefallen sei als die Ueberladung der simplen Geschichte mit Duell und Begräbniß zweier Leichen. Sah seit arianopharitischer Zeit Einer sich selbst, als Geschöpf fremden Sinnens, auf dem Schaugerüst handeln? Diesen durchbebt solches Gruseln nicht; er hat seinen Richtern den spanischen Handel mit allen Briefen Carlos, vorgelegt, fühlt sich über Verdacht erhaben und bedenkt am Ende nur, obs nicht klüger gewesen wäre, auch das Stück selbst zu schreiben und so seine Einkunft zu mehren. Dabei. Daß er sich nicht edler aufputzen konnte, als der Deutsche that, muß er merken. Was liegt daran? Die Schwindsucht der dürren Französin mordet das Stück, ehe neuer Lenz wird. In Wien läßt ihn, der ein Hochstapler scheint, der Staatskanzler Fürst Kaunitz verhaften. Der Französische Gesandte macht ihn, erst nach einem Monat, frei. Maria Theresia bedauert den Mißgriff und schickt dem Pfiffigen, der ihrer Tochter Gram erspart hat, tausend Dukaten und einen Demantring. Fränkische Räuber, ein österreichisches Gefängniß, die langen Reisen, die schimpfliche Verkennung: wenns stimmen soll, muß der pariser Hof noch zweiundsiebenzigtausend Francs zulegen.

Diesen Hof erblickt der Spürhund, als er heimgefunden hat, nicht in Schmalhansens ödem Dunkel. Sogar den Sitz der umschmachteten Aphrodite nicht leer. Gestern hat der Bischof von Arras mit dem Ehemann, der ihn um vier Uhr früh in der Schlafstube seiner Frau erwischte, auf freiem Feld, nach raschem Umtausch der Kutte gegen ein Koller, den Zwist ausgepaukt. Morgen giebt Kardinal Rohan in seinem Schloß ein Fest für die kyherische Göttin; Piron wird ihren Sohn Priapos, den Sämigen, besingen oder Collé die Ferkeleien vortragen, die ihm in Lutetia Keiner drucken will; Sie werden die Häupter der Kirche schmunzeln sehen, ma mie! Mindestens sechs Kleider, versteht sich. Ins Puderhaar Fläschchen mit Wasser, worin der Blumenschmuck frisch bleibt; ewiger Blüthenfrühling in Schneegebirg: das Allerneuste. Ihre Majestät trägt es auch. Ihre Majestät stört nie ein Spiel; ist im wildesten Reigen vornan. Auch ihr, wie späten Rosinen, trüffelt die Angst vor Entdeckung die Luft. Trällert nicht schon der Barbier von Sevilla? „Wein ist mir Liebchen und Faulpelz der Knecht; ohne Vergnügen lebt es sich schlecht. Nur ein Tropf giebt sich lange dem Schmerz; Wein und Faulpelz laben das Herz.“ Graf Mirabeau, der jetzt ins Schloß If bei Marseille einige pennt ist, hats in großem Herrnstil auch so getrieben. Und der fünfzehnjährige Schürzenjäger Danton ist aus noch morscherem Holz. Weil hier ein Strolch, dort ein Narr nach Volksfreiheit und Menschengleichheit gröhlt und Rousseau, splitternackt, den eigenen Unrath beschnüffelt, soll diese Gesellschaft sterben und eine neue, in Finsterniß verkrüppelte werden? Unsere ist heiter und liebenswürdig. Weil ihr von Fäulnis matter, von Reizmitteln zerpeitschter Geist manchmal eitert, aus ihrem nie gründlich gesäuberten Seelengefäß auch wohl ein Würmchen, eine Made kriecht, soll nur Gift in ihr sieden? Eurer Kinder Kind überdauert ihr Heim und in ihm klirrt dann noch, wie heute, der Schild und das Schwert großer Männer. Almavivas? Des Mohammed aus dem Jakobinerorden? „Das Volk wird immer dumm, immer barbarisch sein“: greint der alte Voltaire. Vor dessen Türkentartuffe mit dem Krummsäbel aber bekennt der Korse, der von eigener Gnade Weltherrscher war: „Mensch bleibt Mensch. Nur in Zündstoff kann er als Lunte wirken. Muthige Männer zeugt nur der Bürgerkrieg“. Horchet ins Finstere: er wird; rüttelt schon an den Mauern.

Das Wesen der Geschlechtlichkeit.

Was ich von meinem (bei Eugen Diederichs erschienenen) Werk aussagen darf, ist: Der neue Moralaufbau ist darin versucht worden. Professor Gramzow schrieb über mein Buch: „Für unwirksam halte ich auch ihren Rathschlag, sich der Askese hinzugeben. Ja, selbst die Klausur empfiehlt sie." Ich habe weder die „Askese" noch die „Klausur" allgemein empfohlen, sondern in einem ganz bestimmten Zusammenhang dargelegt, warum man (in bestimmten kritischen, gefährdeten Epochen seines Lebens) sich in die Einsamkeit zurückziehen müsse. Ich habe das Zaubergerank der Triebwelt in allen seinen Verzweigungen, von den Wurzeln bis zu den Spitzen, beleuchtet. Daß man schwere Seelenkonflikte nicht durch die Hingebung an neue überwindet, dürfte nicht angezweifelt werden. Von der Askese habe ich gesagt: „Man hat über die Bedeutung der Askese und der Abstinenz, besonders in den letzten Jahren, wissenschaftlich viel diskutirt und gelangte meistens dazu, diesen Zustand als der seelischen und körperlichen Gesundheit vollreifer Menschen gefährlich zu kennzeichnen und die Forderung danach als unberechtigt abzulehnen. Dazu ist zu sagen: Mit dieser Erkenntniß ist uns wenig gedient. Denn: schwere Mißhelligkeiten, Aufregungen, unhaltbare Situationen und qualvolle Konflikte sind der Gesundheit und dem Gesammtleben eines Menschen noch unzuträglicher als selbst die strengste Abstinenz." Daß man Geschlechtsverkehr, der Unsauberkeiten, schwere Konflikte, untragbare Verantwortlichkeit nachzieht, besser vermeidet und vermeiden soll, ist allerdings meine Meinung. Daß man sie bei gutem Willen auch vermeiden kann: diese Ueberzeugung in den Menschen zu wecken, scheint mir, nach einer Verfallsepoche, die dem Geschlechtstrieb fast bedingunglos alle Rechte zugestand, nothwendig.

Die Verkünder entgegengesetzter Thesen, die die Forderung nach zölibateren Lebensepochen, auch wenn Gründe hoher und höchster Art, etwa die Bindung an einen von uns Entfernten, dafür sprechen, „rundweg ablehnen", weil die Abstinenz angeblich nicht gesund sei, mögen sich doch einmal fragen, ob sie es auch für ihre Frau (während sie, zum Beispiel, im Feld sind) oder auch für ihre Tochter ablehnen würden, ob sie ihre Tochter in außerehelichem Verkehr sehen möchten, der sie, mit oder ohne Mutterschaft, unter den Schlitten bringen kann. Solche Thesen sind nur geeignet, über die Schrecken der Geschlechtlichkeit, die mein Werk aufzeichnet, hinwegzutäuschen.

Während die Geburtenziffer der Ehelichen von Jahr zu Jahr in allen Staaten sinkt, steigt von Jahr zu Jahr die Geburtenzahl der Unehelichen. Die soziale Zwangslage, die den Eheschluß immer mehr erschwert, kann eben den stärksten Naturtrieb nicht eindämmen; deshalb wächst die Zahl der Menschen, die auf ein natürliches

Geschlechtsleben, auch außerhalb der Ehe, nicht verzichten wollen. Dieses Recht muß anerkannt werden, unter gewissen Einschränkungen, die in meinem Buch angeführt sind. Und Ausgleichstendenzen in der doppelten Moral sind durchaus nothwendig und wünschenswerth. Für falsch und gefährlich aber halte ich es, die Katastrophen der Geschlechtlichkeit und besonders einer, der die nothwendige Umfriedung fehlt, zu verschleiern. Diese Katastrophen wird auch keine staatliche Unterstützung der unehelichen Mutter jemals aufhalten; schon deshalb nicht, weil diese Unterstützungen immer winzig bleiben und niemals einen Ersatz für eine wirkliche Ehe und ein Vaterhaus bieten werden, weder der Frau noch gar dem Kind. Auch die Gemüthskatastrophen, die sich aus solchen Geschlechtsverhältnissen ergeben, sind in meinem Buch nicht verschleiert worden.

Dessen Leitsatz lautet: „Jede Schmach, die aus dem Geschlechtsleben sich ergeben kann, hat ihr Kriterium immer und ausnahmelos in der Vielheit. Jedes Geschlechtsleben ist beschmutzt, das sich nicht ausschließlich zwischen zwei Menschen abspielt." Unter diesem reinen Prinzip der Monogamie ist nicht zu verstehen, daß solches Bündniß das erste und einzige im Leben der Menschen sein muß, sondern, daß es in bestimmter Zeit zwischen zweien sich abspiele, wenn es für rein gelten soll, und nicht Mehrere daran „betheiligt" seien. Wer diesen Satz bekämpft, thut es nur, weil er ihm für seine eigene Person unbequem ist; er wird ihn aber sofort gelten lassen, wenn sichs um ein ihm liebes Wesen anderen Geschlechtes handelt. Daß zwingende Gründe die Lösung eines Verhältnisses hindern können, obwohl es gebrochen worden ist, sei unbestritten. Aber ich gebe ja meine Theorien nur im Namen des Glückes und sage ausdrücklich schon im Vorwort: „Wenn man mit einem Menschen des anderen Geschlechtes sein Glück sucht, so muß man sich seelisch und erotisch auf ihn konzentriren, sogar in Gedanken; nach der Zersplitterung dieser Gefühle geht das Glück in die Brüche, wenn sich auch die Familienbeziehung als solche in manchen Fällen erhalten läßt; und zwar in den Fällen, in denen der eine oder der andere Theil gegen die Wirkung des geheimen oder sogar des offenen Treubruches stumpf ist. Wenn man nicht mit dem Menschen, mit dem man sich einst innig und eng verband, sein Glück sucht oder die Ueberzeugung hat, es mit ihm nicht finden zu können, nun, dann liegt das Problem wieder anders und soll auch in diesem Zusammenhang erörtert werden. Nur wird man, wenn man diese unbefriedigende Beziehung dennoch weiter aufrecht erhält und daneben noch andere Beziehungen geschlechtlicher Natur anknüpft, sein Glück auch anderswo nicht finden können, weil das Glück bei mehrseitigen Geschlechtsbeziehungen überhaupt nicht gedeihen kann, vielmehr die schwersten inneren und äußeren Konflikte, seelische und sexuelle Verstimmungen sich daraus ergeben müssen, Verstimmungen und Konflikte, deren wahre Ursache meist nicht deutlich wird, geheim und dunkel bleibt, aber

fast immer in diesem Faktum des geheimen Mißbrauchs des Geschlechtes und besonders des geheimen Verrathes zu suchen ist."

Ein Grundsatz jeder normalen Frau müßte lauten: Ein Mann, der draußen erotische Freuden sucht, hat von mir keine zu erwarten noch zu fordern. Der landläufigste Einwand gegen die Forderung der Ausschließlichkeit ist, daß es sich beim Ehebruch des Mannes meist „nur" um „rein körperliche Beziehungen" handle. Erstens giebt es solche nur körperliche Beziehungen auf sexuellem Gebiet kaum. Ferner liegt gerade in der körperlichen Vermischung das Moment, welches dem Bund im Gefühl des anderen den Todesstoß giebt. In keiner Gesetzgebung der Welt ist die seelische Hinwendung zu einer dritten Person ein Scheidungsgrund, in jeder aber die rein körperliche Verbindung. Die Einschränkung im Geschlechtlichen, die Bescheidung auf geschlechtliches Leben mit einem Menschen ist der höchste Gewinn aller Kulturinstinkte der Menschheit.

Friedenau. Grete Meisel-Heß.

Eine Mahnung.

Vielleicht ist es noch nicht zu spät, wenigstens bei der Ausführung des Hilfdienstpflichtgesetzes einem Umstand Beachtung zu erwirken, der noch nirgends, nicht einmal bei den zuständigen Berufsorganisationen, beachtet worden zu sein scheint. Wenn es in allen empfehlenden Zeitungartikeln heißt, daß die Heranziehung aller männlichen Kräfte zum öffentlichen Dienst vor keinen sozialen Unterschieden Halt machen dürfe, so klingt Das gewiß wohlthuend in jedes demokratisch vibrirende Gemüth. Doch sei die Frage erlaubt, ob nicht Unterscheidungen geboten sind, wenn wichtige kulturelle Interessen es verlangen. Man denkt, wenn mein Eindruck nicht trügt, in erster Reihe an die Nützung der Kräfte, deren tägliche Arbeit nicht unmittelbar den Staat fördernden Dingen gewidmet ist oder jedenfalls ohne Nachtheil für den allgemeinen Verkehr in das Gewebe der neugeschaffenen Organisation verflochten werden kann. Dazu würden neben den Handarbeitern, deren Beschäftigung eine Auswechselung gestattet, Rentner, Geschäftsreisende und die Angehörigen der freien Berufe gezählt, Wissenschaftler und frei schaffende Künstler.

Leider ist unbestreitbar, daß künstlerische Bethätigung, besonders bei langsamer und spärlicher Produktion, in weiten Kreisen des deutschen Volkes als Vorwand für beschaulichen Müßiggang angesehen wird. Für die Thatsache, daß das Talent zum Ausreifen seines Werks Schaffenspausen braucht, die nicht Perioden der Unthätigkeit, sondern solche intensiver geistiger Arbeit sind, lebt wenig Verständniß; und eitel

mag das Bemühen sein, es durch Rede zu wecken. Wohl aber darf einiges Empfinden dafür erwartet werden, daß die ununterbrochene Ausübung freier Kunst unerläßliche Bedingung ist für die Beseelung eines Volkes mit Idealen und kulturvollem Geist. Hierbei muß erwähnt werden, daß die Zeit produktiver Schaffenskraft in fast jedem Künstler begrenzt ist. Sie fällt zusammen mit den Jahren wirklicher Mannbarkeit und es sind seltene Ausnahmen, wo sie bis ins Greisenalter vorhält. Die Beschränkung künstlerischer Produktion eines Landes auf die Wenigen, die sechzig Lebensjahre hinter sich haben, hieße die geistig-seelische Entwickelung des Volkes für eine Weile abschneiden. Der Verlust, der dadurch entstünde, wäre nie wieder zu ersetzen. Denn das psychische Leben des Individuums und der Gesammtheit verträgt eben so wenig eine Unterbrechung wie der Blutumlauf des animalischen Körpers.

In den Zeitungen erbaten Vertreter aller Berufe die Schonung ihres Geschäfts, dem unheilbarer wirthschaftlicher Schaden drohe. Dem Geschäft der Künstler wird nun das Gesetz nicht wesentlich schaden; höchstens dem Geschäft solcher Dichter und Zeichner, deren Schaffen auch bisher schon als eine Art „vaterländischen Hilfdienstes" in die Erscheinung trat. Aber ich fürchte von der schematischen Ausdehnung der Civildienstpflicht auch auf die Künstler, die Beseeler des öffentlichen Lebens, eine schwere Gefahr für den Bestand der deutschen Kultur und Gesittung. Gerade die Dichter und Bildner, die ohne Anpassung an Konjunktur und Mode auch in dieser Zeit an ihrem Werk weiterschufen, einerlei, ob inzwischen neue Arbeiten von ihnen bekannt geworden sind oder ob sie mit ihrer Herausstellung warten wollen, bis sie auf größere Aufmerksamkeit für sich hoffen dürfen, gerade diese Künstler sollten bei der Ausführung des Gesetzes geschont, gerade ihre Verpflichtung müßte gemieden werden.

Schon hat der Krieg unausfüllbare Lücken in die deutsche Künstlerschaft gerissen. Albert Weisgerber, Peter Baum, Franz Mark, Ernst Stadler, Bernhard von Jacobi; Jeder weiß, wie leicht sich die Liste verlängern ließe. Die noch übrig sind (von Denen, die noch im Felde stehen und um die wir zittern, ganz zu schweigen), auch noch aus ihrem Schaffensdrang reißen: Das hieße, das geistige Leben Deutschlands für kürzere oder längere Zeit schwer verwunden.

Mein Vorschlag ist: Künstler, deren Können von ihren anerkannten Berufsgenossen als werthvoll und förderungwürdig bezeichnet wird, sollen von der Dienstpflicht befreit bleiben, sofern nicht der Einzelne durch freiwillige Meldung für seine Person auf die Gunst verzichtet. Gastwirthe, Geschäftsinhaber und ähnliche gute Bürger dürfen in ihren Berufen bleiben, weil sie darin dem öffentlichen Verkehr dienen. Ist gar so schwer, zu erkennen, daß der Künstler auf seinem Platz mindestens eben so nothwendig ist? Er ist der wahre Vermittler des geistigen Verkehrs der Gegenwart mit der Zukunft.

München. Erich Mühsam.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. März 1917.

Wie eine Welt stirbt.

II.*)

Voltaire: ein Kind, ganz Unbestand und Feuer,
In seinen Wünschen wandelbar gesinnt,
Doch auch sein Geist und Witz ein ewig neuer,
Ernst, lustig, weise, brausend und gelind,
Chronist, Gelehrter, aller Musen Kind,
Ein Proteus der Talente dieser Welt,
Am Größten stets im Spott, der, wie der Wind,
Weht, wo er will, die höchsten Gipfel fällt,
Bald einen Narren peitscht, bald einen Thron zerschellt.

Rousseau: der Grübler mit dem wilden Herzen,
Des Grams Apostel, dessen Zaubermacht
Stolze Beredsamkeit abrang den Schmerzen,
Ihm hat des Lichtes Blick nur Fluch gebracht.
Dennoch: er hat den Wahnsinn schön gemacht;
Die sündigen Thaten und des Irrthums Wähnen
Hüllt er in Worte voll von Himmelspracht,
Die gleich der Sonne blenden und vor denen
In stummer Wemuth weint das Auge heiße Thränen.

Diese schön tönenden Strophen aus Byrons Harold-Epos zeichnen nur dünnen Umriß vom Wesen der zwei Männer, die sie malen wollten; lassen die Urkräfte kaum ahnen, die in Beiden glühten, aus Beiden Feuerstrom über die Erde wälzten. Nir-

*) S. „Zukunft“ vom 24. Februar 1917.

gends haben diese Ströme sich vereint; und beide mündeten dennoch in das selbe Meer, aus dem die ungeheure Woge des Erdtheilschicksals sich hob und gischtend an kahlem Strand verbrandete. Nie, erzählt die Geschichte, haben die Zwei einander gesehen. Voltaire hat sich aus dem potsdamer Staub gerettet. Da wars nicht mehr behaglich gewesen. Der König mißtrauisch (weil er selbst intime Briefe des angebeteten Franzosen dahin geschickt hatte, wo sie dem Schreiber schaden mußten, und nun ähnlichen Bruch der Anstandspflicht für sich fürchtete); ein Knauser an den dem Gast wichtigsten Würzen, an Kaffee, Zucker, Kerzen; alltägliche Arbeitstörung durch den Auftrag, „Allerhöchste Verse" durchzufeilen („schmutzige Wäsche zu waschen"); und das Verhältniß durch den Akakia-Streit mit Maupertuis, hinter den freundlichen Verkehrsformen, im Tiefsten getrübt. Der Abend, der den Gedanken des Philosophenwörterbuches gebar und Voltaire so kräftig anregte, daß er noch in der Nacht über Abraham, dann über âme und athéisme Artikel schrieb, war fast der letzte helle Mondblick gewesen (in dessen Nachglanz später das große Dictionnaire der Encyklopädisten, ein nie verwitterndes Denkmal des Geistes, entstand). An jedem Morgen müßte dieser starre Boden gedüngt werden, wenn aus ihm Blüthe duften und Frucht reifen soll. Ererbtes Blut, scheints, hemmt in dem König immer wieder den Willen zu Ehrfurcht vor dem Mann, der seinen Geist aus Fesseln befreit und ihn auf den steten Weg in menschliche Größe ermuthigt hat. (Nicht nur Selbstgefälligkeit flüstert solches Sprüchlein. Ohne Voltaires Einfluß konnte niemals der ganze Fritz werden.) Den Stoß von außen giebt der Krieg, der Preußens Heer dem Frankreichs entgegenstellt. Voltaire besinnt sich in den klügsten Entschluß, der in solcher Lage geistigen Menschen faßbar scheint: er geht in neutrales Ausland. Thront in Les Délices; dicht bei Genf, wo Rousseau, nun wieder als Calviner, haust. Der hat einmal an den achtzehn Jahre Aelteren geschrieben; als ihm aufgetragen war, ein altes Festspiel Voltaires für den Hofgebrauch aufzufrischen, das fertige Dingelchen ins Gutshaus geschickt und, im Ton demüthiger Jugend, gefragt, ob der Bearbeiter nicht irgendwo gegen das ewige Gesetz schöner Wahrhaftigkeit, also gegen den Geist des Dichters, gesündigt habe. Antwort: Schade, daß ein Mann, der zugleich Poet und Musiker ist, den ich schon wegen so seltener Zweieinheit

hoch schätzen muß und lieben möchte, sich zu so winzigem Werk herabließ; was er daraus machen wolle, habe nur er zu entscheiden. Solche Briefe waren oft zu beantworten; denn Voltaire galt als der mächtigste und freundlichste Gönner junger Talente. Inzwischen hat Jean Jacques Rousseau bei Frau de Warens, seinem „Mamachen", die Geschlechtsliebe, bei Frau de Larange die Lust an der Paarung gelernt; sich die Magd Therese Levasseur gesellt (deren fünf Kinder er, ohne Vatersgefühl, ins Findelhaus bringt); auf Diderots Rath, wider seinen natürlichen Trieb, die Preisfrage der Akademie von Dijon verneint, ob der Fortschritt der Kunst und Wissenschaft die Sittlichkeit veredelt habe. Noch ist er nicht mehr als ein begabter, irrlichtelirenden Abenteurer, der, in Frankreich, Venedig, der Schweiz, in allerlei Pflichtenkreise eindrang, doch keinen ausfüllte. Im zweiundvierzigsten Lebensjahr beantwortet er, 1753, wieder eine Preisfrage der Dijoner: nach dem Ursprung der Ungleichheit menschlichen Wesens. Die, sagt er, kommt nicht aus der Natur, sonder aus der Erbsünde falscher Kultur, die, als der Erzfeind aufrechter Gattung, mit allen Waffen bekämpft werden muß. Dieser nothwendige Kampf aber wird nicht gewagt, weil die Schriftsteller, die ihn führen müßten, sich um die Gunst hoher Herren balgen und der Schmarotzer jeder Laune, jedem Sehnen in träge Behaglichkeit dienstbar sein muß. Hat nicht Voltaire selbst die Kraft oft in Feinheit verzierlicht und sein Vermögen an gefällige Schreibkünste verzettelt? Die Stichelei kitzelt den Weltberühmten kaum. Daß ihm jeder literarisch Bemühte, der nicht sich selbst und seinen Beruf entehren wolle, Ehrerbietung schulde, hat ihm Rousseau einst geschrieben. Was will denn der Kerl? Ein kränklicher Sonderling, der im Kleid eines Bettlers herumstrolcht, borstig und struppig, als seine Oper „Der Dorfprophet" aufgeführt wurde, im Hoftheater von Fontaineblau saß und die Audienz beim König, die ihm ein Jahrgehalt verheißt, nicht abwarten kann, weil ihn in jeder Halbstunde mindestens einmal der Harnzwang packt. Armer Teufel; empfindsamer, bis in Verrücktheit reizbarer Plebejer. Voltaire liest die Rede über die „Herkunft und Grundlage der Ungleichheit" und schreibt an den Verfasser: „Mit stärkeren Farben vermöchte Niemand die Abscheulichkeit der Menschengesellschaft zu malen, von der wir so viel erhoffen. Nie ward dem Zweck, uns zu verdummen, so viel Geist zugewandt. Den Leser überfällt die

Lust, auf allen Vieren zu kriechen. Da ich diese Gewohnheit aber seit sechzig und etlichen Jahren abgelegt habe, kann ich mich nicht wieder hineinfinden und gönne sie Leuten, zu denen sie besser paßt als zu uns Beiden. Mich betrübt, zu hören, daß Sie nicht gesund sind. Kommen Sie, sich zu erholen, hierher! Trinken Sie mit mir die Milch unserer kräftigen Kühe. Wollen Sie durchaus auf die Thierweide gehen, so grasen Sie wenigstens hier, in Ihrer schönen Heimath!" Für diesen Brief, der anders klang als der über die Umarbeitung der „Prinzessin von Navarra", hat Rousseau sehr artig gedankt; und den Meister gebeten, das seiner Lehre würdige Genfervolk in der Achtung der Arbeit und jeglicher Tugend zu stärken. Er war auch, mit seiner Therese, nach Genf gekommen, nannte sich stolz fortan den Citoyen de Genève; ging aber nicht nach Les Délices und ertrug den Vorrang, das überstrahlende Ansehen Voltaires eben so wenig, wie er in Paris die Nähe der berühmten Encyklopädisten ertragen hatte, in deren Werkstatt ihm ein Plätzchen eingeräumt worden war. Stadtbibliothekar von Genf? Nein. Trotz ansehnlichem Sold. Neben dem reichen Patriarchen, dem Freund gekrönter Häupter, wäre er ein kleiner Mann. Lieber nach Montmorency, in die Klause der Bänkersfrau d'Epinay.

Zweimal wird er rauh an Voltaire erinnert. Der hat, nach dem lissaboner Erdbeben, das dreißigtausend Menschen tötet, in Versen den Optimismus, dem hienieden schon Alles vollendet scheine, ein Gespinnst blinden Wahnes genannt; und damit die genfer Pfarrer geärgert. Sie putschen Rousseau zu barscher Antwort auf. Das taugt in seinem Grollkram. „Ein mit Erfolg und Weltwürden Ueberhäufter, der die Mängel unseres Daseins bezetert, wird lächerlich." Der Weise begreift, warum Lissabon zerstört wurde: weil Gott-Natur nicht große Städte, nicht das Sumpfgeschiller verderblichen Kulturprunkes will, sondern der Menschheit bestimmt hat, in Höhlen und Hütten, in Armuth und Arbeit sich mählich zu läutern. Der lange Brief, der diese Meinung ausspricht, zwingt sich noch in den Ton des Verehrers; schwingt über den Verehrten aber die Ruthe und mahnt ihn, das Walten der „Vorsehung" klarer zu erkennen. Oeffentlicher Streit mit dem namhaftesten Schreibkünstler Europas: für Jüngere, eitle Schwächlinge oder nur in Klüngeln Anerkannte wars immer ein Fressen. Voltaire hat dazu keine Lust, meidet auch wohl, wenns irgend

geht, das allem Rindvieh willkommene Schauspiel eines Duells zwischen zwei Geistigen. Er steckt den Brief ein; antwortet höflich, die Pflicht, seine kranke Nichte zu pflegen, lasse ihm zu Metaphysik jetzt nicht Muße, und erbittet noch einmal Rousseaus Besuch. „Kommen Sie: Niemand kann zärtlicher wünschen, Sie lieben zu lernen." Der Stoß ging fehl. Im Schlößchen der Epinay wird der Bürger von Genf mit deren Schwägerin, der Gräfin Sophie d'Houdetot, intim: und der Mann, an den er das häßliche, doch angenehme Liebchen verliert, ist der selbe Offizier und Schriftsteller, Herr de Saint-Lambert, der acht Jahre zuvor Voltaires Ruhe bei der Du Châtelet gestört hat. (Ist auch der Grund gleich? Dem rasenden Voltaire hat, nach dem Zeugniß seines Sekretärs Longchamp, die Marquise mit der Aufrichtigkeit einer Theodora gesagt: „Ich kanns nicht entbehren; und Dir bekommt es nicht." Rousseau ist jünger; aber ein noch lahmeres Hähnchen.) Vielleicht tröstet ihn die Vorstellung, daß der höchste Ruhm nicht vor Geschlechtstrug schützt. Brünstig aber ist in ihm die Sehnsucht, mit der Klinge des Großen seine zu kreuzen. Im Jahr 1757 glaubt er, die Gelegenheit zu haschen. In D'Alemberts Encyklopädie-Artikel über Genf hat Voltaire ein paar Zeilen gegen den genfer Theaterbann eingeschmuggelt; das Schauspielhaus sei nicht, wie Calviner und andere Puritaner meinen, die Seuchenstätte der Unzucht, sondern die Schule des Geistes, des Geschmackes und feiner Sitte. Die Pfarrer schnauben; schlimm genug, daß dieser Herr Voltaire sich, weil er „ohne Schauspiel nicht leben kann", ein Haustheater eingerichtet hat, Mimen und Komoediantinnen hält! Rousseau pfaucht seine „Rede über die Schauspiele" in die Welt. Er hat selbst Operntexte geschrieben und komponirt. Thut nichts. Das Theater ist Teufelswerk. Die Tragoedie stumpft, mit erdichteter Pein, gegen erlebte ab; in der Komoedie sind Tugend und Laster lächerlich. Molière liefert seinen Menschenfeind, das edelste und gerechteste Wesen, blödem Gelächter aus. Der Genfer mag sich auf seinem See und auf seinen Bergen, bei Festen und bunten Umzügen, manchmal sogar in der Schänke vergnügen; im Theater föge er nur Gift. Diesmal sitzt der Hieb. In allen Gassen wird der verderbte Franzos, der Verderber, geschmäht, an jede Mauer seines Hauses ein Zettel mit Schimpf und Drohwörtern geklebt. Um nicht „von den Balspfaffen verbrannt zu werden",

kauft er, auf französischem Boden, am Genfersee, die Güter Tourney und Ferney, richtet auf jedem ein Theater ein: und erlebt bald den Zulauf der reichen Genfer, die schauen und, noch lieber, mitspielen wollen. „Den Namen Les Délices (Die Wonnen) würde mein Häuschen mit Recht erst führen, wenn es Sie manchmal herbergen dürfte," hatte er an Rousseau geschrieben. Dessen Muckerei scheucht ihn selbst nun hinaus. „Ein Philosoph muß wenigstens zwei unterirdische Schlupflöcher haben, in die er sich retten kann, wenn ihm die Meute auf den Fersen ist": auch dieser Satz Voltaires verdrießt den hämischen Jean Jacques. Der scheidet sich von den Philosophen, den Encyklopädisten; doch nicht, wie ihm zuzutrauen wäre, von der „Welt". Er hat die schmarotzenden Schriftsteller derb gebüttelt: und lebt nun im Schloß der alternden Herzogin von Luxembourg, in stetem Verkehr mit der Boufflers, der Créqui, anderen adeligen Damen, und sonnt sich in der Huld, die der Bourbon Prinz Conti ihm gewährt. Sein Brief über das Erdbeben ist in Berlin gedruckt worden; wider seinen Willen, sagt er. Sucht sich vor Voltaire zu entschuldigen; schreibt ihm, endlich, aber: „Ich mag Sie nicht. Ich habe von Ihnen gelernt und Sie verehrt; aber Sie haben mir dadurch Leid bereitet, daß Sie Genf, die Ihnen gebotene Freistatt, verseucht und mir die Herzen meiner Mitbürger entfremdet haben. So dankten Sie der gastlichen Stadt und so dem anhänglichen Verehrer. Sie haben mir die Heimath verleidet und dort allen Ruhm geerntet, den ein Mensch erraffen kann. Wenn ich, trostlos, auf fremder Erde sterbe und mein Leib auf den Schindanger geworfen wird, ists Ihre Schuld. Ich war würdig, Sie zu lieben; da Sie es nicht wollten, hasse ich Sie." Auch diesen Fehdebrief steckt Voltaire ein; schreibt aber an D'Alembert: „Ihr Jean Jacques ist, leider, ganz toll. Der Erznarr, der unter Ihrer Leitung Etwas werden konnte, will selbst eine Partei sein, tobt gegen das Theater, wendet sich von seinen Freunden ab und schreibt mir den frechsten Brief, den je ein Fanatiker hingeschmiert hat. Die richtige Antwort wäre: gute Bouillon und kalte Douche." Oeffentlich höhnt er Rousseaus Roman „La Nouvelle Héloïse", ohne das wilde Pathos, den Muth zum Aufstieg in Tragoedie und die Beseelung der Landschaft anzuerkennen, die hier, mit Farben und Linien, mit eigenem Antlitz und Duft, als Gewalt, Reiz, Schicksal in die Dichtung eintritt. Höhnt Rousseaus Aufruf zu Ewigem Frieden in

einem dem Kaiser von China zugeschriebenen Erlaß, der den Friedensbrecher mit der Strafe bedroht, eine Rügeschrift Rousseaus über sich lesen zu müssen. Dessen Hauptwerke „Le Contrat Social" und „Émile" erscheinen 1762; werden, weil sie die überlieferten Lehrsätze des Christglaubens, der Gesellschaft, Familie, Erziehung bedrohen, im Juni vom Henker in Paris, Genf, Amsterdam verbrannt. Jean Jacques, der sich, gegen alle Gewohnheit unfreier Zeit, auf dem Titelblatt des Erziehungromans Émile genannt hat, muß fliehen. Wohin? Bern nimmt ihn nicht auf. In Genf würde er verhaftet. In Neufchatel will ihn König Fritz herbergen und reichlich nähren. Nein; unter dem Schirm eines Königs mag er nicht athmen. Voltaire weint, als ihm die Noth und Gefährdung des Wildlings gemeldet wird. „Er soll kommen! Mit offenen Armen werde ich ihn empfangen und wie meinen Sohn halten." Sofort schickt er, der nicht weiß, wohin Rousseau sich verkrochen habe, sieben Einladungbriefe an ihn ab. Keine Antwort. Der Aeltere überwindet die Spottsucht; lobt den wunderlich Heiligen, der nun in prunkender Armeniertracht durch das Dorf Motiers stolzirt; sagt, im Émile seien fünfzig Seiten, die man in Maroquin binden müßte; und sucht ein persönliches Verhältniß zu dem Kranken anzubahnen. Vergebens. Jean Jacques hat auf preußischem Schweizergebiet den Haß gegen den Glücklichen noch höher gespeichert. Er schanzt sich in die Wuth, die, unter jedem Himmel, oft Literaten überfiel, wenn sie „lohnende" Polemik nicht zu erpressen vermochten; will in Voltaire den Vater aller Uebel sehen und denunzirt ihn, in den „Briefen vom Berg", schließlich als den Verfasser einer den Bibelglauben unglimpflich zausenden Schrift. „Solches Zeug darf verbreitet werden; meine urchristlichen Werke aber werden verbrannt." Das ist zu viel. Aus Angstschweiß schreit Voltaire nach Rache. „Angeberei ist infam." Soll er in keinem Schlupfloch mehr Ruhe finden und eines Tages in der Bastille sterben? Wenns nöthig wird, leugnet er Alles; sogar, daß er die „Pucelle" gedichtet hat. Zunächst fällt er, im Dunkel, ohne sich zu zeigen, den tückischen Feind an. Dieser Mensch, der im Marktschreierkittel herumläuft, seine Liebste mitschleppt, seine Kinder ins Findelhaus trägt und mit seinen Schlafkammersiegen prahlt, er dreistet sich, genfer Bürger zu lehren, daß nur die Mutter, die ihr Kind selbst stille, nur der Vater, der nie einer Pflicht untreu

werde, bürgerlicher Achtung würdig sei? Die Waffe ist nicht sauber; doch mit ihr erficht Voltaire den Sieg. Auch aus Neufchatel muß, trotz Fritzens Zornruf über die „Dalailamas", jetzt der „böse Narr", das „zwerghafte Ungethüm" weichen. Da Oesterreich und Italien ihn ablehnen und er Preußens Klima nicht zu vertragen glaubt, will David Hume, Sekretär der pariser Gesandtschaft, ihn nach England geleiten. Auf der Durchreise wird „der Armenier" in Paris gefeiert. Auch in London zuerst. Therese, die überall miteingeladen sein will, und sein hochfahrendes Gethue machen ihn unmöglich. Humes Dienst vergilt er mit widriger Nörgelei. Voltaire, der ihm noch einmal, über den Aermel, die Hand hinstreckt und ihm die Rückkehr nach Genf ermöglichen will, erhält keine Antwort. Striemt ihn dann mit einer Schrift, die alles von Rousseau gegen die Briten Gesagte zusammenfaßt; und könnte ihm berichten, daß in Genf wieder das Schauspiel geduldet wird und die Prellung des Tartuffe Jubel weckt. Beide sind alt. Ueber den Neidstrom, der aus Rousseaus Seele quoll, hat kein Steg geführt. In Paris, seinem letzten Versteck, liest Jean Jacques, daß Neckers Frau Beiträge zu einem Voltaire-Denkmal sammele. Er schickt zwei Louisdor und schreibt: „Da, wie ich höre, jeder durch irgendwelche Publikation bekannt Gewordene zugelassen wird, darf auch ich hoffen, dieser Ehre würdig zu sein." Später Versöhnungtrieb? Voltaire hälts für Hohn und beschwört seine Leute, das Geld zurückzusenden; kanns aber nicht erwirken. Jetzt möchte er zu dem zäh Umworbenen sprechen: „Ich mag Sie nicht." Zwei Monate nach ihm stirbt Rousseau; und hatte doch nicht vom Abglanz voltairischen Lichtes gelebt.

„Ich bin anders als Alle, die ich um mich sehe, und erkühne mich in den Glauben, daß kein irgendwo lebendes Wesen mir gleicht. Ob die Natur, da sie die Form, in der ich mein Gepräge empfangen hatte, zerbrach, richtig oder falsch handelte, kann nur beurtheilen, wer mich gelesen hat." Die zwei Sätze aus den „Confessions" sagen uns über Rousseau mehr, als aus Schillers zwei Strophen zu erhorchen ist. „Wann wird doch die alte Wunde narben? Einst wars finster und die Weisen starben; nun ists lichter und der Weise stirbt. Sokrates ging unter durch Sophisten, Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen, Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt." Das haben vor ihm Fromme und Gottlose gethan. Sein Schicksal war nicht sokratisch. Er fiel nicht durch

Christen. Hundert Hände haben sich zu Helferdienst ihm entgegengestreckt und er konnte zuletzt noch, mit Humes Beistand im englischen Wootton oder in Ermenonville beim Marquis de Girardin, behaglich leben. Er wollte nicht; mußte wollen, was ihm schädlich wurde. Hat auch niemals, wie Schiller wähnte, „Frieden und Ruhe gesucht". Immer (wie der alternde Tolstoi, der ihm nacheiferte) Geräusch und die Möglichkeit, sich in Martyrien auszustellen; gelangs nicht, konnte er Fehde, Lärm, Verfolgung nicht erzwingen, dann übermannte ihn Wuth. Die zwei Bekenntnißsätze deuten auf den Sitz reizbarer Schwäche. Anders als ringsum Alle wollte er sein, riß sich, um die Sonderheit zu erweisen, das Hemd, Verband und Pflaster vom Leib, hielt Brestglieder und eiternde Wunden den Gaffern vors Auge, unter die Nase und schrie, in dieser Form habe Natur nie wieder einen Menschen geprägt. Schlossenwetter der Leidenschaft vertheidigen einen Gemeinplatz. Jeder, dessen Nacktheit nah betrachtet wird, scheint anders als jeder Nachbar; und niemals verwendet Natur abgenutzte Prägformen. Jean Jacques war schon von Blutes wegen anders als die Umwelt; dem Sohn der romanischen Schweiz war die Wirkung auf Franzosen, die Suggestivkraft fremder Art so leicht wie dem Korsen Bonaparte und, ein Jahrzehnt lang, dem Holländer Louis Napoleon. Trieb krankhafte Sucht, von seinem Volksthum das „andere" erdrücken zu lassen, ihn immer wieder in Sturmläufe gegen Voltaires urfranzösisches Wesen? Oder wars nur der Neid, der traurig irre Drang, an dem Sichtbarsten sich zu messen, ihm gleich, „gar überlegen zu scheinen, die nicht vom Strahl kräftig stillen Selbstbewußtseins funkelnde Eitelkeit, die manches hübsche Talent durchbeizt, zernagt, von den besten Säften geleert hat? Ohne den unausrodbaren Haß auf den Einen stünde Jean Jacques größer vor unserem Blick. Mit verwitternden Mauern und bröckelnden Erkern ragt sein Werk durch die Zeit. Das Hirn des „melancholischen Neurasthenikers" (Möbius) ist krank und seine Adern verkalken früh. Er spreizt sich in den Ruhm, alle Weibersinne entflammen zu können: und preist die Würde keuscher Tugend; der schmarotzende Literat, der sich ins Fell reichen Adels einfilzt, ist ihm Gräuel: und er wandert aus einem Schloß in das andere; er predigt Frieden, Duldsamkeit, Güte: und ist das Muster ruhloser Streitsucht, pfäffischer Intole-

ranz und grober Undankbarkeit; er giebt sich, der die Mauern christlicher Lehrmeinung aus Mörsern beschießt, für den Urchristen und thut, als sei er der Erste, an dem die Kirche solchen Frevel räche. (Worauf Voltaire antwortet: „Die Behauptung ist doch wohl ein Bischen zu kühn. In fünfzehnhundert Jahren hat, freilich, die Kirche höchstens fünfzig Millionen Menschen, Männer und Frauen, als Opfer des Meinungstreites geschlachtet.") Doch er empfindet Natur, ahnt die Einwirkung der Landschaft, des Himmels und der Erde, auf den in ihr lebenden Menschen, fühlt, wie alltäglich, allnächtlich auf ihm lastende Pflicht, die Notwendigkeit, den Staat, die Gesellschaft, Erziehung und Eigenthumsbegriff umzugestalten, wenns sein muß, gewaltsam umzustülpen, und durchglüht das wirre All seiner Vision mit dem Fieberathem unbändiger Wahrsagerleidenschaft. Individualist, Sozialist, Anarchist: das Wort von dem Menschen mit seinem Widerspruch traf nie einen tiefer. Plebejer, Protestant, Genfer: nur davon kam der Erwachsene nie los. Daß alle Menschen „von Natur gleich" sind und der Staat allmächtig sein muß, glauben wir ihm nicht mehr; eher, gerade jetzt, daß Vernunft das Selbstbestimmungrecht der Völker fordert. In jämmerlich verkünstelter, äffisch verschnörkelter Zeit, die den Erdruch durch Parfums, den frischen Wind durch Gefächer ersetzen wollte, hat er die Rückkehr in unverniedlichte Natur als Stichwort ausgerufen, oft, weil das Ohr des greisenden Jahrhunderts verstopft war, ausgekreischt. Die „Aufklärung" (Voltaires, Diderots, Grimms und ihrer Schaar) war ihm Gelehrtentand: nicht beträchtlicher als dem jungen Ibsen, der die Gesellschaftarche zerschmettern will, der Wasserschwall des europäischen Liberalismus. Jean Jacques hat auf Kant, Fichte, Schleiermacher, Goethe (Werther), Schiller, Byron, Wagner, Björnson, Tolstoi, Zola, auf unverrammelte Köpfe aller Völker, bis an Asiens Rand, gewirkt. Ist der Vater neuer Romantik und Landschaftmalerei; auch, nach dem Zeugniß Fichtes, Carlyles, Taines, ein Entbinder der Revolution. Die hatte, all in ihrer wüsten Roheit, Voltaire nicht gewollt. Der war fein, Weltmann, in den Vorrang des Fürsten im Reich des Geistes eingewöhnt und stolz in dem Amt, höchster Verwalter des bon sens, gesunden Menschenverstandes, zu sein. Ein Bildner und manchmal ein Mächler; aus alter Form fügt er, statt sie zu zertrümmern, neue und nistet, endlich, als alte

Eule in dem hohlen Stamm des Glaubens, Form sei Selbstzweck und, mindestens der Kunst, wichtiger als ihr Zufallsinhalt. Aristokrat und Plebejer, Denker und Seher, genialische Vernunft und ungeklärt brausende Leidenschaft, Erhalterwille und Vernichterdrang: die Zwei mußten einander abstoßen, wenn nicht der Jüngere sich entschloß, den Meister grenzenlos, neidlos zu lieben. Ein von stärkerem Genius bedienter Voltaire hätte den Rousseau, sammt der Heloise und dem Emil, selbst, als Dichter, erschaffen.

„Dir, Göttlicher, danke ich, daß ich Erkenntniß lernte. Du lehrtest meine Jugend die Würde des Volkes achten und den Hauptsätzen der Gesellschaftordnung nachsinnen. Der alte Bau sinkt in Trümmer, über sie hebt sich schon die Säulenhalle zu neuem Gebäude; und Dir gebührt mein Dank dafür, daß auch ich zu solchem Werk einen Stein herbeitragen konnte." In Ermenonville, im letzten Lebensjahr Rousseaus spricht Maximilian Robespierre so zu dem Dichter-Propheten. Der hat vor ein paar Monaten sich, in einer Schänke („vor dem Antlitz der Natur": deklamirt er) der plumpen, geilen, eifersüchtigen Therese, die nie richtig schreiben noch lesen lernte, vermählt; um „ihre Zukunft fester zu sichern". Der von Lakaien im Bett ausgebeuteten Vettel gewährt die Nationalversammlung, dann der Konvent gnädig Almosen; der Witwe eines Ahnen, von dessen Vermächtniß der Jakobinerglaube sich nährt. „Um fünf Uhr früh umarmen einander die Brüder, Gatten, Kinder; der Vater drückt den Sohn, der Freund den Freund ans Herz und der Greis, dem Freudethränen ins Auge treten, fühlt, daß in ihm sich die Seele verjüngt. Mittags, um Zwei, ist frohes Getümmel. Hier säugt eine Mutter ihr Kind, dort bringt eine den blühenden Sohn dem Schöpfer der Natur als ein Opfer dankbarer Huldigung. Jünglinge erglühen in das Feuer kriegerischen Muthes, heben die Schwerter und lassen sie, lassen sich von den Vätern segnen, die von den Flammen lodernder Begeisterung angesteckt sind." Riecht das Wortgeknäuel nicht nach dem Stil Rousseaus? Muffig, als habe es lange in einem nie gründlich gereinigten Schrank gelegen. Das Programm für das „Fest des höchsten Wesens" ists, das die Republikaner am achten Juni 1794 feiern sollen und müssen. Jede Bewegung ist, jeder Empfindensausdruck von Staates wegen vorgeschrieben, jeder Viertelstunde ihr Inhalt zugemessen. Bürger Henriot sorgt mit seiner Büttel-

garde für pünktlichen Gehorsam. Von dem Steinbild weiser Vernunft sinkt die Hülle; und als Priester neuer Gottheit, die der Gemeinde aus engem Kirchenzwang erlöst scheinen soll, spricht Robespierre, im Nankingbeinkleid und blauen Rock über dreifarbigem Gürtel, auf dem Haupt einen Federbusch, in der Hand einen Aehrenstrauß. In anderem, nicht weniger wunderlichen Gewand ist „der Armenier" auferstanden, der gepredigt hat, Alles sei von Natur gut, Alles werde durch Kultur schlecht, das Ideal liege hinter, nicht vor dem Jahrhundert und die Menschheit könne nur genesen, wenn sie in den Urstand, das Zwielicht pflanzlichen Gemeinschaftlebens zurückgekehrt sei. Rousseaus Saat lockt schon den Schnitter.

Als der genfer Uhrmachersohn, der, wenn er nicht von sich sprach, den Einzelnen nur als Gemeindeglied gelten ließ, in Ermenonville starb (nach vielzüngigem Gerücht: sich tötete), war der Sohn des pariser Uhrmachers Caron, Herr de Beaumarchais, dem die Welt das Eigenthum des Einzelnen schien, aus der Gruft seiner Bürgerehre auf nicht ganz saubere, doch leidlich besonnte Hügel geklettert. „Weil ich Muth habe, brauche ich nicht viel Talent. Die Pflicht, mich gegen einen Mächtigen zu wehren, ist mein Paß. Ich weiß, daß dem Publikum die Frage nach meinem Recht oder Unrecht nicht so wichtig ist wie die andere: ob ein Einzelner, Einsamer so gewaltigen Angriff abzuschlagen vermag." Das steht im ersten Mémoire. Den Schreiber, den Macher des „Barbier von Sevilla" sahen wir als Geheimagenten, als Detektive zweier Louis von Frankreich, in England und Oesterreich auf der Birsch nach gefährlichen Schmähschriften. Noch ist der blâme des Gerichtes nicht von ihm genommen, das Ehrenrecht des Bürgers ihm nicht wieder zuerkannt. Sein Meisterstück liefert er in der Ueberlistung des Stegreifdiplomaten und Glücksritters D'Eon, eines bis in die Wurzel der Sexualität undurchsichtigen Schiebers; in London kauft und foppt er ihm Briefe Ludwigs des Fünfzehnten ab, deren Verbreitung neuen Zwist mit England anstiften könnte. Der wäre gerade jetzt schädlich. England, dem die Hauptschuld an der siebenjährigen Dauer des letzten Krieges und an dem schmählichen Frieden von 1763 zugeschrieben wird, ist vom Abfall seiner amerikanischen Kolonie bedroht. Ihm höfliche Neutralität zu heucheln und insgeheim seinem Feind Waffen und Munition, die Mittel zum Sieg,

zu liefern, dünkt Beaumarchais die Aufgabe Frankreichs. Sherlock Holmes streckt sich ins Maß des Politikers. Ueberzeugt von der Verschmitztheit seines Planens die Minister Maurepas und Vergennes und wirft aus seinem Gestiebe sogar ein Fünkchen in das Hirn des gemächlichen Königs. Nach dem Fall von Quebek und Montreal war Kanada den Franzosen verloren; blieb Britania die Herrin des ganzen nordamerikanischen Kontinentes, dann erdrückte die Uebermacht ihrer Wirthschaft jeden Weltbewerbsversuch. Ein Glück, daß Amerika selbst diesen Zustand nicht wollen darf. Schon ist Benjamin Franklin, als Aufklärer und Werber, nach Europa gesandt, George Washington zum Bundesfeldherrn ernannt und am vierten Juli 1776 die Unabhängigkeit der großen Siedlung verkündet worden. „Der Plan, Amerika für immer von England zu trennen, kam aus meinem Kopf. Weil man mich angreift, darf ich mich der ungeheuren Arbeit öffentlich rühmen, die zum Gelingen des gewaltigen Planes nothwendig war. Amerika, dessen Vorgang Euch, Franzosen, den Muth zur Eroberung der Freiheit gab, dankt seine Freiheit zum großen Theil mir. Wieder war ich damals des Lobes würdig, das Voltaire mir spendete, als er sprach: ‚Um seinem Vaterland zu nützen, wagt er Alles und lacht noch, wenn ihn des Tigers Kralle bedräut!‘ Die Last der Verantwortlichkeit trug ich allein und mit der Regirung war ausgemacht, daß sie mich jeder Klage Englands opfern werde. Ich mußte mich und mein Unternehmen vermummen; nannte mich Rodriguez Hortalez, das mit zweiundfünfzig Geschützen bestückte Kriegsschiff, das meinen elf Handelsschiffen das Schutzgeleit gab, den ‚Stolzen Rodriguez‘ und erlebte die Freude, daß der Vertreter Amerikas mir schrieb: ‚Sie haben der Sache unserer Freiheit größere, wichtigere Dienste geleistet als irgendein Anderer.‘ Auch Sie, edler Marquis de La Fayette, dessen ruhmreiche Jugend durch den klugen Rath und den Vorschuß meines Agenten gerettet wurde, können für mein Herz zeugen. Baron Steuben, die Grafen Pulaiski und Bjenuski, die Franzosen Tronçon und Prudhomme, hundert Andere noch schulden mir den Lorber, den sie jenseits vom Ozean pflückten.“ Beaumarchais, der so spricht, hat an Selbstlob niemals geknauert; weil er, auch ein Rousseauschüler, die gütige Göttin Natur die rührende Gleichheit aller Menschen preisen, des Bruders Herrschaft über

den Bruder verbieten, den König, Priester, Krieger an das allein jeden Werth bestimmende Menschthum mahnen ließ, meinte er, die Verkündung der Menschenrechte erwirkt zu haben. Immerhin ist gewiß, daß er in dem amerikanischen Handel behutsame Thatkraft zeigte. Mit zwei Millionen, die ihm Frankreichs und Spaniens Minister gegeben hatten, ermöglichte er, in stetem Kleinkrieg gegen die englischen Kreuzer, die Waffenlieferung nach Amerika. Er verbündet sich Rheder und Händler, schickt Kriegsgeräth im Gesammtbetrag von fünf Millionen hinüber, kann aber erst auf Zahlung rechnen, als die französische Regirung, nun in offener Fehde gegen England, für den Landsmann (der seit dem sechsten September 1776 wieder im Besitz des Bürgerrechts ist) beim Kongreß in Philadelphia sich einsetzt. Dessen Präsident John Jay schreibt an Monsieur de Beaumarchais: „Der Kongreß bedauert aufrichtig, daß Ihre Hilfeleistung Sie in widrige Umstände brachte, und wird die Summe, die er Ihnen schuldet, schnell zu tilgen suchen. Durch Edelsinn und Weitblick, durch Talent und Charakter haben Sie die Achtung unserer werdenden Republik erworben und aus der Neuen Welt sich Lob verdient." Folgt der Botschaft das Geld oder wenigstens münzbare Waare, Indigo, Tabak, Salzfisch, Baumwolle? Nichts. Drei Jahre nach dem Lieferungabschluß weist ein fauler Wechsel die Hälfte der Schuld an. Der Mann, heißts drüben, hat das Grundkapital ja von seiner Regirung erhalten; da ers nicht aus der eigenen Tasche nahm, brauchen wir es ihm nicht zurückzugeben. Erst seinen Erben wurde 1835, unter Jacksons Präsidium, eine Abfindungsumme bewilligt.

Die Angabe, das Liefergeschäft und der Krieg, den er, wohl als erster und letzter Privatmann, gegen England führte, habe ihn reich gemacht, verleumdet. Doch er war Großhändler geworden, hatte vierzig Schiffe auf See („Ihre Marine": schrieb ihm, nach dem Gefecht bei Granada, wo der „Stolze Rodriguez" neben den Kreuzern des Allerchristlichen Königs im Kampf stand, Admiral Graf d'Estaing) und konnte aus besser zinsendem Geschäft seine Kasse füllen. Gestern aus einem Wasserwerk, heute aus einer Wechselstube; morgen wird er Papierfabrikant, Drucker, Verleger und bringt die erste (fehler) Gesammtausgabe der Werke Voltaires auf den Markt. Hundertfünfzigtausend Francs Jahresrente; in den Vorzimmern ein Gewimmel von Bittstellern und Projekt-

machern; Finanzberather der noch Königlichen Regirung; und trotz Alledem in üblem Ruf. Figaro, dessen Hochzeit 1784 im Théâtre-Français gefeiert wird, soll seinen Schöpfer vertheidigen. Deshalb, im fünften Akt, der Monolog, der den Barbier, Kammerdiener, Schelm dem Zuschauer, plötzlich, als einen Politiker, Dramatiker, Publizisten, Geldgeschäftsmann, als von Tücke verfolgte Unschuld enthüllt (und in so jäher Wendung den Charakter bricht). Vertheidigung? Rasch den Spieß umgedreht: und eines Anklägers heiliger Zorn umprasselt die Sünderbank, auf der die Feudalgesellschaft von Frankreich und Navarra sammt ihren beamteten Handlangern des Urtheils harrt. Als ein rechtlos Armer trat ich in die Gesellschaft, der Vorrecht angeboren, Vornehmheit angezüchtet ist und die mich drum, den Abenteurer ohne Ahnen, verachtet. Doch bin ich reich, dann überbieten meine Kassenscheine Eure Adelsbriefe und allen Zauber feiner Sitte und erlauchter Ueberlieferung; dann werde ich der Ahnherr allmächtigen Geldadels, der Euch in Dienstbarkeit zwingen wird. Die Rede ist blank wie ein Dolch und wippt lustig wie im Lenzwind ein Zweig mit grünen Keimknöpfchen. Der Hofuhrmacher Seiner Majestät darf den Glauben heimtragen, seine flinke Hand habe für ein Jahrhundert die Uhr westeuropäischer Menschheit gestellt. Graut ihm nicht vor dem Neid der Götter, dem näher benachbarten der Menschen? Schon waffnet er sich. Neue Verdächtigung, zu der dem Kampfhahn Mirabeau der geschickte Advokat Bergasse und der elsasser Bankier Kornmann sich gesellen, findet kein Hinderniß. Beaumarchais ist zu groß, zu üppig geworden; kann nicht mehr als Volksfreund gelten. Furchtsam starrt der einst so tollkühn Verwegene in das Dunkel, aus dem schon Gewitter grollt und blitzt. Alle Geschäfte stocken. Sperber und Spätzchen flattern ängstlich in Unterschlupf. Die Bastille, neben der Beaumarchais sich ein Schloß baut, wird erstürmt. Krieg gegen Oesterreich und Preußen. Daher winkt vielleicht Hilfe. Wenn er Frankreich, wie vor dreizehn Jahren Amerika, gegen den Feind waffnet, kehrt ihm gewiß das Vertrauen, die Liebe des Volkes zurück. Er erbietet sich, sechzigtausend Flinten aus Holland zu holen. Hat der Aristokratengünstling, der Wucherer, der (heult Camille Desmoulins) Minister werden will, sie nicht schon im Keller? Den durchwühlt, während er im Gefängniß sitzt, eine Jakobinerbande. Nichts. Seit drei Jahren ist die Selbstherrschaft

des Volkes, die Gleichheit und persönliche Freiheit aller Bürger als Menschenrecht von allen Gewalten anerkannt. Der König sitzt hinter Eisenriegeln. Im Jahr 1792, dicht vor dem Kampf bei Valmy, läßt Danton, das Haupt der Bergpartei in der Nationalversammlung, zweitausend wegen „politischen Vergehens" Gefangene und jeden königischer Gesinnung Verdächtigen töten. Den Flintenhehler, den Freundschaft am Vorabend der Septembermorde aus dem Gefängniß löste, speit er nur an. Der Konvent, in dem fürs Erste die bedächtigen Männer der Gironde die Mehrheit haben, beschließt den Uebergang in republikanische Staatsform. Am einundzwanzigsten Januar 1793 wird der König, als Hochverräther, geköpft, am letzten Maitag in Massenpetitionen die Verhaftung der Girondisten gefordert. Draußen geht der Krieg, der so gut begann, schlecht. Belgien österreichisch, Mainz preußisch, Wurmser im Elsaß; England, Holland, Spanien den Mittelmächten gegen Frankreich verbündet. Jetzt wären die Gewehre zu brauchen. Wo, zum Henker, stecken sie denn! Als Beaumarchais sie aus dem Haag holen wollte, rief die Anklage, die Lebensgefahr ihn zurück. Der Wohlfahrtsausschuß schickt ihn nicht aufs Schaffot, sondern, noch einmal, nach Holland. Zu spät. England hat die Ausfuhr streng verboten und die abgefeimteste List findet in diesem Verbot nicht eine Lücke, durch die Schmuggel möglich würde. Der Kerl, heißts in Paris, hat uns belogen, war immer ein Lakai der Königsknechte. Er wird, trotz dem Befehl, der ihn ins Ausland trieb, auf die Liste royalistischer Flüchtlinge gesetzt, also geächtet, sein Grundbesitz und Vermögen in Beschlag genommen, seine Frau, Tochter, Schwester eingesperrt. Aus Hamburg, wo er das Leben mühsälig fristet, erwirkt der Vierundsechzigjährige 1796, nach Bonapartes italischem Sieg über die Oesterreicher, vom Direktorium die Erlaubniß zur Heimkehr. „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil." Der kranke, taube, bettelarme Mann wird von hundert Gläubigern gezwickt und kann keinen einzigen Schuldner am Rockzipfel packen. Nährt ihn die Feder noch? Er arbeitet das dritte Figarostück, „La mère coupable", um: und erlangt durch Spannung und Rührung, Triumph der Tugend und Erbrechen des Lasters ein letztes, einträgliches Bretterglück. Sonst? Er schmiedet neue Pläne, schreibt neue Mémoires, klagt die Alte, die Neue Welt argen Frevels an; und gleitet 1799, in der achtzehnten Mainacht, aus vergrämtem Leben.

Voltaire hat den Namen des armen Calas von Schmach gereinigt? „Ich half, mit Rath und Geld, tausend Unglücklichen. Ich entriß den Juden Joseph Pereyra den Klauen der Inquisition, dem Scheiterhaufen und bezahlte ihm die Reise von Kadix nach Bordeaux. Als zweitausend Wütheriche sich durch meinen Garten wälzten und zur Plünderung des Hauses bereiteten, bat ich die Männer, die den Schwarm aufhalten konnten und wollten, nur um öffentliche, nicht um private Angelegenheiten sich zu bekümmern. Und mich wagt man elender Habsucht, des Kornwuchers, gar des Landesverrathes zu beschuldigen? Weh Euch, wenn das Wort des großen Denkers Siéyès wahr würde: Sie streben nach Freiheit und lernten doch niemals Gerechtigkeit! Bedenket, daß Ihr die Bastille zerstört habt, damit Gesetz und Recht herrsche, wo rachsüchtige Willkür geschaltet hatte! Ich, der die Höflinge geißelte, Priestertrug entlarvte, für Natur, Menschenrecht, Duldsamkeit warb, ich soll den Tyrannen, den Kneblern des Volkes heimlich verbündet sein?“ Dem pariser Gemeinderath, der ihn, auf bloßen Verdacht hin, für die Dauer der Untersuchung aus seinen Reihen schied, hat Beaumarchais diese Sätze zugerufen; und durch Schriftsätze und mündliches Zeugniß das Urtheil erstritten: „Der Gemeinderath sieht keinen Grund, der ihn hindern könnte, Herrn Caron de Beaumarchais wieder in seinen Kreis aufzunehmen.“ Im Herbst 1789; als noch an Reformen zu denken war, die das Königthum in Verfassung eingittern und dadurch retten konnten; drei Wochen vor dem Tag, da der sechzehnte Louis in sein Notizbuch schrieb: „Jagd bei Châtillon; einundachtzig Stück erlegt; durch die Ereignisse unterbrochen.“ Die Ereignisse: der Pöbelsturm auf das versailler Schloß; der König, der in dreizehn Jahren 1562 Tage auf der Jagd verbracht hat, soll nicht lange mehr sich des Waidmannsheiles freuen. Nach Ludwigs Fall und Enthauptung konnte Beaumarchais wohl nur in Noth, nur mit halbem Herzen sich einen Republikaner nennen. Er (sagt Napoleon auf Sankt-Helena) „wollte mir durchaus vorgestellt werden, mir sein Haus verkaufen. Da er die großen Herren in den Dreck zog, hatte sein Figaro in die Zeit der Revolution gepaßt. Der Titel des dritten, gut gemachten Theiles ist thöricht. Eine Mutter ist niemals schuldig; was sie auch that: ihr Kind hat kein Recht zur Anklage. Almaviva, der dem Retter der Gräfin eine Million ver-

heißt, redet wie ein Bänker. Manche Szene ist albern und der Schluß eine schlechte Molière-Kopie. Orgon muß zittern, als Tartuffe von dem Verkehr mit Calvinisten spricht; denn dieser Verkehr galt damals noch als Verbrechen. Almaviva aber konnte nicht beben, wenn Begearß drohte, ihn in Madrid anzuzeigen. Diese Drohung stimmt auch nicht in das Wesen des Iren; als Mann von Geist und vollendeter Heuchlerkunst mußte er laut beim Abschied sagen, der Graf werde schon bereuen, daß er ihm, dem Redlichsten, mißtraut habe. Ein Mann dieses Schlages schreibt auch nicht Briefe, die Einer auffangen und verwenden kann. Trotz diesen kleinen Mängeln ist das Stück gut und von schlichter Haltung. Nur nicht heiter und nicht sittsam genug. Die Umstände der Geburt sind nicht so durchsichtig, daß den Zuschauer die Furcht vor möglicher Blutschande verläßt.“ So urtheilt, ein Vierteljahrhundert nach der Revolution, ihr kräftigster Sohn und erster Erbe.

In dem selben Ton bürgerlicher Ehrbarkeit über das Ereigniß und die Hauptpersonen. „Rousseau ist ein seltsamer Mensch; wenn er Selbstmord empfiehlt, empfiehlt er Feigheit. Die Revolution hatte schon unter dem fünfzehnten Louis begonnen. Der dachte: So lange ich lebe, hält der Bau. 1789 hätte auch ich den Umsturz nicht mehr zu hindern vermocht. Der geistreiche Necker beschleunigte ihn; dieser ahnenlose Minister wurde vom Adel verachtet und mochte deshalb nicht des Adels Sache führen. Das Septembergemetzel hat wenigstens auf den Feind gut gewirkt; gegen sich sah er ein ganzes Volk in Eintracht gewaffnet. Denen, die sagen, das Ehrgefühl sei damals ins Heer geflohen, kann ich bestätigen, daß die Septembermörder meist alte Soldaten waren, die hinter der Front nicht Zwietracht dulden wollten. Der Plan kam aus Dantons Kopf, eines ganz ungewöhnlichen Mannes, der Alles konnte. Mir ist unfaßbar, warum er sich von Robespierre trennte und auf die Guillotine schleppen ließ. Vielleicht hatten die zwei Millionen, die er in Belgien nahm, seinen Charakter verdorben. Von ihm stammt das Wort: Verwegenheit, wieder und abermals Verwegenheit! Er war zum Parteiführer geboren und wurde nach seinem Tod noch von treuen Leuten, von Talleyrand und anderen, geliebt. Robespierre wird in der Geschichte nie zu seinem Recht kommen. Der Blutdurst war in ihm nicht so heiß wie in Carrier, Freron und Tallien. Er mußte sich zum Diktator machen. Das

wäre ihm aber nicht so leicht geworden wie einem General; denn die Soldaten, die nie Republikaner sind, wünschen stets, daß auch der Bürger, wie sie selbst, in blinden Gehorsam verpflichtet sei. Wer heute herrschen will, muß sich auf das arme Volk stützen. In Italien, auf einem Bergpfad, rief ich einer alten Frau, die den Ersten Konsul zu sehen begehrte, selbst zu: Laß ihn laufen; Tyrann bleibt Tyrann. Da rief die Alte: ‚So stimmts nicht; Ludwig der Sechzehnte war König des Adels und Bonaparte ist König der kleinen Leute.' Weil ein großes Reich ohne Aristokratie nicht dauern kann, mußte Klugheit den Bourbons raten, die Männer der Revolution, die das stärkste Interesse an der Erhaltung des Bestehenden hatten, in ein Herrenhaus zu rufen. Warum wurde Robespierre gestürzt? Weil er (ich weiß es von Cambacerès) in einer herrlichen Rede den Beschluß angekündet hatte, sich zu sänftigen und die Revolution zu dämpfen. Die Rede ist niemals gedruckt, der Redner am nächsten Tag auf den Henkerskarren genöthigt worden. Alle Schreckensmänner, die für ihren Kopf fürchten mußten, hetzten die ehrliche Einfalt wider den Tyrannen; wollten aber nur auf seinen Platz klettern und den Schrecken des schwächlich Gewordenen dann noch überschrecken. Die Pariser schworen, in Robespierre breche die Tyrannei zusammen; die aber sollte nun erst in unerschaute Pracht aufblühen. Dazu kams nicht. Robespierres Sturz brachte solche Erschütterung, daß der Schrecken nie wieder übermächtig wurde. Danton war gerächt. Wer die Revolution auf ihrem Gang hemmen will, wird ihr Opfer. Wer von reichem Geschirr speist, wird vom Pöbel gehaßt. Noch in dem gütigsten Herrn sieht der Sklave den Feind. Ruštan ist von mir gegangen, weil ich ihn gekauft hatte. Alle Köpfe glühten damals in Fieber. Es war wie Chaos. Wissenschaft war gevehmt, der Gelehrte in Staatsacht. Der Ausschuß für öffentliche Arbeiten durfte sich nur noch mit Strohdachhütten und Kuhställen beschäftigen und nicht etwa an Architektur denken. Die Grausamkeit, die Blutgier all dieser Kerle war unbeschreiblich. In Marseille winselt ein blinder und tauber Greis, er habe achtzehn Millionen; man solle ihm eine halbe und sein Bischen Leben lassen. Nein: auf die Guillotine! So trieben es Carrier, Marat, die tolle Bestie, aus der man einen Gott gemacht hat, Barras, Freron, Barrère. Heute ihr Tischgast, morgen unters Fallbeil. Diese Bande hat Robespierres Sturz

vorbereitet. Der Konvent mußte verhaßt werden. Der ganze Wohlfahrtausschuß hatte den Tod verdient. Auf keinem Blatt der Geschichte findet man ähnliche Gräuel. Der Mensch, der einen Menschen, ohne ihn gehört zu haben, ohne Gerichtsverfahren, verdammt, dürfte diese That nicht überleben. Blut schreit nach Blut. Aber das Thema ist gar zu abscheulich. Wir wollen lieber die Komoedie von Figaros Hochzeit zu Ende lesen."

Merkwürdig ist, daß eines hessischen Kreisarztes Sohn, Georg Büchner, der, als Bonaparte so zu den Inselgenossen sprach, noch nicht vier Jahre alt war und der nur vierundzwanzig alt wurde, die Große Revolution eben so sehen lernte, wie der entkrönte Kaiser sie gesehen hatte. Den Brüdern Goncourt, die, als adelig dilettirende Geschichtschreiber, das Leben der Königin Marie Antoinette, die Gesellschaft der Sturmjahre und der Direktorialzeit durchforscht und geschildert, an Kunstwerk und Kulturnippes sich stets froher als an rauher Wirklichkeit ergötzt hatten, war diese Auffassung, dieses an Ekel grenzende Grauen vor dem Jakobinerberg die Nothwendigkeit eleganter Seelen. Ihr Schattendrama „La Patrie en danger" (das die Pariser, weil es Verduns Ruhm von 1792 kündet, jetzt vielleicht hinnähmen) streichelt den Adel. Aus dem Klosterhof, wo die Häftlinge, in Gespräch, bei Kartenspiel, in Hystero-Ekstase, der Abführung in das Parlaments-gefängniß, die Conciergerie, Stadtvogtei und Vorhof der Guillotine, harren, wird Graf Hercule Timoleon de Valjuzon auf den Schandkarren gerufen. Vor den Leidensgefährten neigt er, zu letztem Abschied, das Haupt, küßt, wie im Salon einst, die Hand der Damen. „Schade, daß in so angenehmem Kreis mir die Weilenszeit nicht länger gemessen wurde; meine Schuld ists nicht." Neue Verbeugung. Er geht; schreitet als Herr in den Tod, in den ihn der von Schweiß und Koth stinkende Fuß des Gesindels stoßen will. Eine nach ihm vom Schließer aufgerufene Standesgenossin sprichts aus: „On y va, canaille"; man sputet sich ja, schmieriger Lümmel. Das Endwort der in rostige Dramenform verpackten Dialoge. Büchners Schauspiel „Dantons Tod", dem Herr Reinhardt mit himmlischen und höllischen Lichtzauberkünsten und einem von Rembrandt zu Goya springenden Muth zu Massenbegeisterung und Massenverfratzung das Deutsche Theater erobert hat, ist nicht aus Literatursamen in

Papier und Letternschwärze empfangen worden. Die Löwenkraft verheißende Leistung des Einundzwanzigers wäre als ein dem Räuberwurf nicht ganz fernes Wunder zu bestaunen, wenn ihm nicht rasch zwei Dramen gefolgt wären, die, einander durchaus unähnlich, auf eigenen Füßen viel höher in Kunst hinauf, viel tiefer hinab in Menschheit führen; zwei Meisterstücke: „Leonce und Lena“ und „Wozzeck“. Der Erstling hat die Linie, den Ton, die zwischen Caesars Rom und Korioli schwankende Grundstimmung von Shakespeare, die stärksten, persönlichsten Worte aus der Geschichte; und siecht, weil es „Bildung“ voraussetzt und im Wesentlichen Dem unfaßbar bleiben muß, der vom Werden der Revolution, von dem Septembergemetzel, der Zerklüftung des Konventsberges nichts weiß. Am Schluß ahnt das Auge die Wipfelhöhe, in die der Dichter aufwachsen kann. Auf dem Richtplatz erblickt es, endlich, die Guillotine, um die so oft zuvor scheue Rede schlich, den Menschenfresser, der im Dunkel die Kiefer wetzte. Ein Henkersknecht singt, während er Blutspur wegscheuert, das (hessische) Gassenlied: „Und wenn ich hame geh, scheint der Mond so scheh, scheint in meines Ellervaters Fenscher; Kerl, wo bleibst so lange bei die Menscher?“ Ein Gesell holt ihn. Lucile Desmoulins kauert sich auf die Stufen, über die ihr Camille, ihr zärtlicher Sprosser, mit attischem Witz heute auf das Gerüst stieg. Aus dem Sinnen am Rand der Wiege, die ihren Mann in Schlaf lullen durfte, schreckt eine Jakobinerpatrouille die Frau. Wer da? „Es lebe der König!“ Lucile wird, im Namen der Republik, verhaftet; wird sterben. Wollte sie den Tod nur, weil er sie dem Liebsten wieder zu paaren vermag? Scheucht nicht auch sie Grauen und Ekel aus besudelter Welt? On y va, canaille! Die Zelle solchen Wortes ist auch in Büchner. Hatte der Vater, der in Napoleons Heer Feldarzt gewesen war und den Korsen vergottete, den kleinen Georg vor Ueberschätzung der Menschheiterlöser gewarnt? Kam das Mißtrauen des Jünglings, der selbst Demokrat, Rebell war und einem Haftbefehl der darmstädter Regirung nach Straßburg entfloh, aus Naturwissen und Sozialismus? In Briefen stöhnt er: „Das einzige revolutionäre Element in der Welt ist das Verhältniß zwischen Armen und Reichen; der Hunger allein kann die Freiheitgöttin, nur ein Moses, der uns die sieben Egypterplagen auf den Hals schickt, könnte ein Messias werden. Mästet die

Bauern: und die Revolution trifft der Schlag. Die abgelebte moderne Gesellschaft mag zum Teufel gehen. In der Revolution ist der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, das man höchstens erkennen, niemals meistern kann." Solchem Genie, das vom Erz revolutionärer Gesetze (eines mit Eisenschuppen vom Begriffshimmel gefallenen Ungethümes) zermalmt wird, sollte Danton gleichen; dem Genießer, von dem Markpathetik, dem Künstler, von dem Freude an Käse, Knoblauch, froh und weh aufheulender Volksseele verlangt wird; auf den Gipfeln seines Erlebens einem Hamlet, der in die Rüstung, die Feldherrnpflicht des Fortinbras eingegurtet wurde. Dieser Danton, der von seinen Septemberopfern spricht wie Macbeth von Duncans purpurn getünchtem Leichnam, ist bleich, ein Schönschwätzer ohne Knochen, einer Sehnsucht Schemen. Und von den Stelzen dieses Kunstzärtlings, der fast schon wie Bourget den Eros in Scheibchen zerlegt, steht Büchner den Wirbel, das Kreißen des Blutberges; schaut auf sie von einer Erde, die der Schrecken noch nicht gerüttelt hat, aus einer frostigen Germanenwelt, die nicht sterben will.

Der Danton aus Arcis-sur-Aube sah anders aus. Ein Riese mit einem Tatarenkopf, Pockennarben, kleinen Augen unter der faltigen Bulldoggenstirn, Ringergesten und mächtig dröhnender Stimme. Nie hat er zuvor aufgeschrieben, auch nur entworfen, was er zum Volk oder zu Abgeordneten sprechen will. Trieb löst die Zunge: horchet! Hören müßt ihr ihn, von dessen Tonkraft vier Mauern beben. Stiergebrüll soll jede Mitleidsregung verbergen, verbannen. Er segnet oder flucht, ist begeistert oder empört, sackgrob oder gütig; immer in Feuer, auf jeder Tribüne der Pluto der Beredsamkeit. Die Zote, den Vergleich mit sexualem oder thierischem Leben hält er, in Findeswonne, fest, bis aller wirksame Saft ausgepreßt ist. Sein Wort hitzt Jungfrauen in mänadische Wuth und sänftigt hungernde Wölfe in Lammesgeduld. Nie war er ein Buchmensch, auch als Rechtsanwalt kein Aktenwurm. Nur Erfahrung sein Lehrer. Er will Wirkung, begnügt sich nicht, wie Robespierre oft, mit „Erfolg": und zaudert deshalb niemals, heute zu meiden, was ihm gestern erstrebenswerth schien, und morgens den Plan der Nacht zu zerstampfen. Zaghaft würde er, wenn anderer Wille seinen überwältigen könnte. Unmöglich;

bei den Cordeliers, in der Nationalversammlung, im Jakobinerklub, Stadtrath, Ministerium ist er der Stärkste. Nicht Demagoge, sondern Politiker; nicht Schreier nur, sondern auch Staatsmann; nach der Stubenmeinung ein Barbar, nach dem Urtheil der hellsten Köpfe ein Genie. Er will weder Preußens König noch Preußens Heer von der Erde tilgen, sondern die kriegerischste Macht behutsam dem Monarchenbund entknüpfen. Will nicht anderen Staaten einen Verfassungzustand aufdrängen, der ihnen vielleicht nicht taugt und der in Frankreich selbst noch nicht bewährt ist. Möchte das Leben Ludwigs retten, vernünftigen Frieden schließen, das Vaterland den Schweden verbünden, sacht in Ruhe zurückleiten. Er hat stets mehr Geld ausgegeben, als er besaß, überall mit Weibern gelüdert, mit dem Köder der Advokatur ein Mädel gefischt, das in der Schänke des Vaters an der Kasse saß, als Ehemann in drei Jahren drei Prozeßaufträge erlangt, auch später mehr Gläubiger als Mandanten gehabt und den Louisdor, den ihm der Schwiegervater in jeder Woche gab, am Liebsten sogleich verpraßt. Die Revolution enthebt den in der Jugend Verwöhnten kümmerlicher Kleinbürgerenge; ist also auch seiner Genußgier willkommen. Nur auf berstendem Grund nicht den Sonntagsstaat tragen; nicht mit weißen Handschuhen im Schlamm wühlen oder Kloaken entpesten. Der Zweck heiligt die Mittel; alle, die der Republik nützen, sind löblich. Pärrt ein Jüngferchen? Aus Verlust wird ihm morgen Lust. Kreischt ein Geizhals, Staatsfäckelmeister, Kirchner? Die Brüdergemeinde der Freien und Gleichen braucht Geld. Danton plündert und steckt ein; in Belgien und anderswo; kann sich wieder was gönnen. Die Gemeinde muß, wenn sie sich auch souverain und gottähnlich wähnt, ein Haupt haben: und daß es nur Dantons sein könne, ist jedem nicht Pfahlblinden klar. Unter Tollen, Stolchen, Schwärmern, Zuhältern, Edelnarren, thatscheuen Gedankenbrütern ist er der Bändiger, Organisator, Lebenszögling und Lebensgestalter. Wer gab den Parisern das Recht auf die Vertretung aller Wahlkreise Frankreichs, wer den Armen den Höchstpreis für Brot, den Proletariern (sansculottes) hinter wechselnden Vorwänden Sold? Wer hat die neue Regirungmaschine, mit allen Rädern und Kolben, gebaut, die allgemeine Wehrpflicht befohlen, den Massenaufstand gegen feindliche Einbrecher durchgesetzt? Ich. Und über mir soll fremder Wille schalten.

mich selbst gar in Staub niederdrücken? Doch der Rebell glaubt, wie Fausts Kaiser, „es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen.“ Er will Alles in der Hand haben und beseligender Trägheit doch nicht entsagen. (Die Nächsten wissen, daß er lange Briefe nicht ausliest.) Unermüdlicher Fleiß, der im Kleinsten korrekt ist, trippelt dem schlendernden Genie voraus. Was giebts denn schon wieder? Verschwörung. Ihr seht Gespenster; haltet harmlose Kumpane für Hochverräther. Muß denn täglich gemordet werden? Solches Wort wird weitergetuschelt; und weckt Verdacht. Dessen Widerhall in dem Verdächtigten edlen Zorn. Die Kruste platzt ab und der Herzschlag wird frei. Der Stier, Barbar, Bubenherakles, Bulldogg hat ein Menschenherz; der Septembermetzger ertappt sich auf Mitleid mit fremder Pein. Soll die Heimath Wüste werden, die Wohnstatt eines Mönchsklüngels, der den Klosterzwang von La Trappe in das Staatsleben einbürgert? Der gestern Allgewaltige kann die Girondisten nicht retten; bald sich selbst nicht mehr. Warum gab er der Revolution die Waffe des Sondergerichtshofes? In der Lehmhütte, zwischen geflickten Netzen des ärmsäligsten Fischers wäre ihm wohler als auf wankender Säule. Sie neigt sich („Der Schwelger lebt vom Golde des Orleans, dem er die Krone verschachern will“); sie fällt. Auf Hochverrath steht der Tod. Alles ist Dreck; und köpfen lassen noch schlimmer als geköpft werden. Halte die Schnauze, undankbares Volk! Und Du, Henker, quäle mich und Dich nicht mit langem Geknote. Ich zapple nicht. Kannst den zweiten Riemen für Robespierre sparen.

Der geht fünfzehn Wochen später den selben Weg; und da sein Kopf über die Stufen hüpft, jauchzt die Menge schrill auf, wie Weiberschoß in heißester Brunst. Eine Welt ist gestorben; Altäre und Throne, Kirchenlehre, Herrnrecht, Gesellschaftordnung: Trümmer und Scherben; unsichtbare Gewalten zerren die Henker und Totengräber in Erdschlünde hinab. In den Seealpen wird der Brigadegeneral Napoleon Bonaparte, der oft im Kreis Robespierres war, verhaftet. Im Herbst des nächsten Jahres preist ihn der Konvent als den Retter der Freiheit, des Vaterlandes.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. März 1917.

Wie eine Welt stirbt.

III.*)

Im ersten Lebensjahr, im Frühlingsrausch wollte die Französische Republik dem Erdkreis beweisen, daß ihr „Vernunftgericht“ nicht von den Grenzen eines Landes beschränkt sei, sondern, wie Weltreligion, die ganze Menschheit seinem Wägspruch unterwerfen wolle. Am sechsundzwanzigsten August 1792, zwei Wochen nach der Einberufung des Nationalkonvents als des Erben der Königsgewalt, beschloß sie, Ausländer, deren Lebenswerk der Freiheit gedient, den Willen zu sittlichem Handeln geläutert habe, zu Bürgern ihres jungen Gemeinwesens zu ernennen. Hinter Klopstock, Pestalozzi, Campe stand auf der Liste Le sieur Gille, publiciste allemand. Gemeint war der Hofrath und Professor Schiller in Jena, den das (früh übersetzte) Räuberdrama als „Freund der Menschheit und der Gesellschaft“ erkennen gelehrt habe. Trotz dem lauten Beginn des deutsch-französischen Krieges wurde der so seltsam geehrte Dichter von den Landsleuten nicht gescholten. Die Herzogin von Sachsen-Weimar wird ein Bischen ängstlich und Frau von Stein fragt, ob Schiller denn irgendwo die Revolution vertheidigt habe und ob er so anrüchigen Titel nicht ablehnen werde. „Für jetzt mag wohl das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein; wollte Gott, die Franzosen ließen

*) S. „Zukunft“ vom 24. Februar und 3. März 1917.

es bei Lächerlichkeit bewenden und böten uns nicht Szenen, wovor die Menschheit schaudert!" So spricht die Hofdame, der, Schillern zu hellem Entsetzen, alle Konventsmitglieder Räuber scheinen. Wie die Kunde, die dem Dichter von keiner Seite Schimpf eintrug, auf Unbefangene wirkte, lehrt der Jubel der Dänin Sophie Baggesen: „Welcher Triumph der Freiheit und ahnenden Vernunft! Wie müssen vor ihm die Könige sinken! Man spricht und hört nur von Frankreich. Und welche Freude für den Dichter des Don Carlos!" Der freut sich ernsthaft. Die großen Bereiter des nun reifenden Werkes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, haben auf ihn gewirkt und er hat noch nicht vergessen, daß er seinen Erstling als trotzigen Fehderuf gegen Tyrannei in die ächzende Welt schleuderte. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in Frankreichs weitem Element gefallen; wie klein und armsälig sind dagegen unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse!" Daß Mainz sich dem General Custine ergeben hat, das Rheinland an Frankreich fallen kann, betrübt ihn nicht lange. „In Gottes Namen: wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen." Während sie als Eroberer auf deutschem Boden stehen. Lessing hat den Patriotismus eine heroische Schwachheit genannt. Schiller möchte in die Hauptstadt des Feindes übersiedeln und, als Bürger der Republik, sich zur Wahl in den Konvent stellen. Heute gilt Einer, der aus dem überlieferten Begriff von Vaterland sich in Menschheitbewußtsein und internationales Empfinden sehnt, als ein ruchloses Scheusal. Selig sind die Unwissenden; nur sie dünken sich Pächter ewiger Wahrheit. Das Verfahren gegen Ludwig den Sechzehnten wandelt mählich den Sinn des Dichters. Er möchte eingreifen, ein Mémoire, nach dem Muster der von Beaumarchais veröffentlichten, schreiben, wie Posa, der Abgeordnete der ganzen Menschheit, sprechen und „ordentlich eine welthistorische Rolle spielen". Da sein Urtheil nun den Feinden der Revolution gefallen müßte, „können die Wahrheiten, die den Regirungen gesagt werden, keinen gehässigen Eindruck machen. Ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür ist, und

solche Zeit scheint mir jetzt zu sein." Vater Körner sieht diese Zeit klarer; und spricht aus, was in so unwürdigem Zustand, heute wie damals, jeder Ernste alltäglich in sich knirscht: „Was ich über die Begebenheiten denke, darf ich nicht schreiben, und was ich darüber schreiben darf, mag ich nicht denken." Dennoch fängt Schiller die Denkschrift an, dingt für Göschens Verlag einen Uebersetzer, hofft, Karl August werde einen Schleichpfad auf den pariser Büchermarkt bahnen: da schreckt ihn die Botschaft, der König sei am einundzwanzigsten Januar 1793 geköpft worden, aus freundlichem Traum. Des Menschenrechtes Verkünder töten einen Menschen? Er faßts nicht. „Man kommt mit jedem Tag mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudrängen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen. Ich kann keine französische Zeitung mehr lesen: so ekeln diese französischen Schindersknechte mich an." Die Urkunde des Bürgerrechtes, die in Straßburg verkramt wurde, empfängt er erst im März 1798. Die Minister Danton und Clavière haben sie unterzeichnet und Roland, der nach der Entmachtung des Königs wieder Minister des Inneren geworden ist, hat den Geleitbrief geschrieben. Drei Tote reden. Zwei Hingerichtete und Einer, der, weil ihm die Frau geschlachtet ward, sich selbst getötet hat. Um das Diplom weht es kalt wie um Charons düstere Barke.

Hat der junge Georg Büchner Schillers Briefe gelesen und aus ihnen den Ekel vor den Schindersknechten geholt? Sein Dantondrama (ich muß das Urtheil vom vorigen Freitag unterstreichen) ist nur Verheißung, nirgends Erfüllung. Shakespeares Herren- und Rüpel-Sprache; eine Ophelia ohne Sinnlichkeit; die stärksten Sätze dem Schriftdenkmal der Revolution entlehnt; der Geisterstreit nur dem historisch Gebildeten verständlich; und der Gehalt an Menschlichkeit, des Dichters bestem Stoff, allzu mager. Der Theatererfolg lebt von dem Zauber, den die Große Revolution, über die Gräber ihrer Verächter weit hinaus, noch immer wirkt, und von einer Bühnenbildkunst, der Rembrandts Passionsgemälde den Muth gaben, Licht ohne sichtbaren, ahnbaren Lichtquell walten, von seinem Strom die Körper färben, die Massen gliedern und scheiden zu lassen. Dieses Lichtspiel (das, freilich, nicht Gewohnheit werden darf) hebt die Auftritte im Konvent und vor dem Gerichtshof in Wirkung, für die der Dichter kaum Etwas

gethan hat. „Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geschichte. Männer meines Schlages sind in Revolutionen unschätzbar; auf ihrer Stirn schwebt das Genie der Freiheit. Mich klagt man an, mit Mirabeau, Dumouriez, mit Orleans konspirirt, zu den Füßen elender Despoten gesessen zu haben! Das Schicksal führt uns die Arme; aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe. Ich habe auf dem Marsfeld dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am zehnten August (Verhaftung des Königs) geschlagen, ich habe es am einundzwanzigsten Januar getötet und den Königen einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen. Meine Ankläger mögen erscheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und sie in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorkriechen sollen. Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerstückten Leibern der Aristokraten geatzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Aristokraten und Reichen dem Volk Waffen geschmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bayonnettes begrub. Jetzt kennt Ihr Danton; noch wenige Stunden: und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern." Das aus Archiven, Briefen, Erinnerungen Gesammelte ist benutzt; noch der Auszug schmeckt nach Papier. Ein grimmer Komoediant, wie Collot d'Herbois, war Danton nicht. Trotz der Stentorstimme, dem Leib und dem Gestus des Ringkämpfers ein Hirnmensch und Staatsmann. Daß er den König in den Temple sperren und köpfen ließ, daß sein Befehl die Septembermorde erwirkte, weiß in Paris Jeder; braucht er nicht vor der Gerichtsschranke auszuprahlen. Danton, schreibt Frau Roland, „leitet Alles; Robespierre ist sein gefügiges Werkzeug und Marat hält ihm Dolch und Fackel." Nach dem Kampf bei Valmy, den Goethe als das Morgenroth neuer Zeit sah, wird ein junger Offizier nach Paris geschickt. Ehe er seinen Bericht an die zuständige Stelle bringen kann, hört er, daß er seinem Posten enthoben und zum Gouverneur von Straßburg ernannt worden ist. Er rennt zum Kriegsminister Servan, findet ihn krank im Bett, meldet, was bei Valmy geschah, und bittet, an der Front bleiben zu dürfen. Unmöglich; der Posten ist vergeben. Ein Riese winkt ihn in die Ecke und spricht mit rauher Stimme: „Servan ist ein

Esel. Ich werde Ihre Sache in Ordnung bringen. Kommen Sie morgen zu mir. Justizminister Danton." Am nächsten Tag sagt er: „Sie bleiben vorn, kommen aber aus Kellermanns Corps in das von Dumouriez. Nur: gewöhnen Sie sich die Schwatzsucht ab. In den vierundzwanzig Stunden Ihres pariser Aufenthaltes haben Sie an verschiedenen Stellen über die Septembersache geschimpft. Ein Blutbad, das man verurtheilen müsse? Ich bin dafür verantwortlich; die Pariser, die üble Burschen sind, mußten durch einen Blutstrom von den Emigranten (die dem König anhangen) getrennt werden. Ihre Jugend versteht's nicht. Gehen Sie an die Front zurück. Dahin passen Sie. Da kann aus Ihnen was werden. Aber lernen Sie schweigen." Das ist Danton. Nicht immer Grobian und Großmaul. Einer, der wittert, was aus einem Menschen zu machen ist, und ihn danach verwendet. Er läßt sich die Befugniß zu willkürlicher Haussuchung und zur Verkündung des Standrechtes zusprechen: und schaltet ohne Gewissensbedenken mit solcher Vollmacht. Auch mit dem Staatsschatz, aus dem er thätigen Gehilfen in der Kommune und im Franziskanerklub, sie zu ermuntern, dicke Brocken hinwirft. Warum nicht? „Wir sind Gesindel, kommen aus der Pfütze und lägen bald wieder drin, wenn wir nach den Grundsätzen der Menschlichkeit handelten. Nur durch Schrecken können wir unsere Herrschaft erhalten. Wir brauchen Verwegenheit, noch einmal und in jeder Stunde Verwegenheit. Nur auf die schon überzeugten Republikaner dürfen wir rechnen, auf ein Häufchen; alles Andere hängt noch am Königthum und ist nur durch Furcht bei unserer Fahnenstange zu halten. Verbrechen? Ich scheue kein für das Wohl des Volkes nothwendiges; für unnöthiges bin ich nicht zu haben." Das ist Danton. Er schminkt sich nicht für die Bühne, die er, im Konvent oder auf offenem Markt, alltäglich betritt, will nicht liebenswürdiger scheinen, als er ist, und drückt sich von keiner Verantwortlichkeit weg. Was sein muß, soll durch ihn sein. Und er kennt seine Leute; weiß, wozu Desmoulins taugt, wozu nicht, was Der seiner Frau ausplaudert, was verschweigt. Der junge Offizier, dem er Schweigsamkeit empfahl, war der Herzog von Orleans, der später als Bürger-König Louis Philippe regirt hat. Einen nur erkennt er nicht: Robespierre. Den unterschätzt er bis in die Dämmerung seiner Macht. Wie das Werkzeug Herr über die Hand, die Stimme Meister des Hirnes wurde: aus

diesen Willensströmen waren die Kräfte für ein Drama einzufangen. Der in der Empfängnißzeit blinde Hesse hats nicht versucht.

Marat, sagt Danton, ist ein böser Kläffer, Legendre ein Schlächter; die Anderen sind nur als Abstimmvieh brauchbar, aber Kerle mit Muskeln und Nerven." Er nimmt Saint-Just nicht aus (der dann die Anklage gegen ihn schrieb). Die jüngste und hübscheste Zier der Vorderreihe. Er hatte sich um die Aufnahme in die Leibwache des Grafen d'Artois beworben, der ihn nach der Lehrzeit dem König empfehlen sollte, dann seiner Mutter nachts Silberzeug, Ringe, Tressen und münzbaren Hausschmuck gestohlen, das daraus erschacherte Geld im Dirnenviertel verlüdert, ein Halbjahr, als überführter Dieb, in einer Besserungsanstalt gesessen, der voltairischen Pucelle ein Zotengedicht nachgestümpert und sich früh dann in die Brandung der Revolution geworfen. Nun trägt er auf hoher Halsbinde den schönen Kopf, nach dem Wort des witzigen Desmoulins, wie eine Monstranz; hält sich steif, lächelt niemals, müht sich, dem Bild gewichtiger Würde zu gleichen, und predigt den Parisern den Segen spartanischer Einfachheit und das Glück, redlich, mit reinem Herzen, unter Gleichen im Frieden einer engen Hütte zu leben. Er kennt die Alten, hat Griechen und Römer gelesen, rühmt sich der Stahlhärte seines Willens und wird, weil er den Sophistenkurs durchschmarutzt hat und aller Wortverdreherkünste Meister geworden ist, in den wichtigsten Stunden der Stilist seiner Sippschaft. Er schreibt gegen den König, die Girondisten, die Unzulänglichkeit der Polizei, gegen Danton, endlich (vergebens) für Robespierre, dessen Sache seine eigene ist. Ein Jurist, parbleu! Einer, der schon mit fünfundzwanzig Jahren des Konvents würdig war und der seitdem Oeuvres politiques von sich gegeben hat. Ein Filter, durch den aller Klatsch tröpfelt; ein Kopf, der in Wonne aufglüht, wenn er die Möglichkeit neuer Verdächtigung erspäht. Höret ihn reden! „Louis Capet (der König, der aus den gefährdeten Tuilerien in die Nationalversammlung geflohen ist) hat sich gewaltsam hier Einlaß erzwungen. In den von seiner Soldateska verletzten Schoß der Gesetzgebung drang er ein; durchbohrte mit dem Degen die Eingeweide des Vaterlandes, um sich ein Versteck zu schaffen. Er ist als ein Catilina zu behandeln; als ein auf frischer That ertappter Verräther und,

weil er sich König nannte, als Urfeind des Volkes, als ein Raubthier, das nun in der Falle steckt. In mir brennt das Fieber des Republikaners und ich fühle die Fähigkeit, im Strom dieses Jahrhunderts obenauf zu schwimmen. Wer mir das Herz aus der Brust fräße, könnte in Größe erwachsen. Sind denn alle Lehren der Weltgeschichte ins Leere verhallt und die Thaten großer Männer fruchtlos geblieben? Alle priesen das Leben in ruhmlosem Dunkel. Größe wird in der Hütte, wo Tugend haust; an Flußufern wollen wir unsere Kinder wiegen und sie zu tapferen, uneigennützigen Menschen erziehen. Du, Danton, konntest nach dem Marsfeldputsch in Arcis-sur-Aube so glücklich leben, wie einem Verräther des Vaterlandes erreichbar ist. Da Du wußtest, daß der Sturz des Tyrannen vorbereitet und gewiß war, kamst Du nach Paris zurück. In der Nacht vor dem zehnten August wolltest Du schlafen!" Das Urtheil Barères, der meinte, Saint-Just rede wie ein Großwesir, klingt uns viel zu freundlich; kein Scherge des Tiberius oder Torquemada hat geredet, geschrieben, gedacht wie dieser bösartige Narr, auf dessen lallendes Hirn der Wohlfahrtausschuß hört. Zwei Jahre währt seine Herrlichkeit. Von der Nordarmee, wo er als Kommissar wüthet, wird er zu den Thermidorsitzungen heimgerufen. Möchte Robespierre, der ihn oft geschirmt hat, retten. Doch seines Schlangenzaubers Kraft ist verbraucht. „Der Zuhälter, Hausdieb, feile Verleumder? Dessen Lügenkram kennen wir." Der Siebenundzwanzigjährige wird unters Fallbeil geschnallt.

Vor dem Auge des neun Jahre älteren Robespierre. Der ist aus anderem Stoff. Mirabeau selbst hat von diesem Maximilian gesagt: „Der spricht nur aus, was er glaubt." Advokatensohn aus Arras, im pariser Jesuitenkollegium Louis-le-Grand (das noch den jungen Nikola Petrowitsch, den Montenegriner, herbergte) erzogen, selbst Advokat in Arras und Präsident einer Tafelrunde, die sich Akademie nennt. In der Nationalversammlung wird er zuerst ausgelacht; pflückt auch als Staatsanwalt am pariser Kriminalgericht keinen Lorber. Im Jakobinerklub, in dessen Winkelpresse und als Gegner des Krieges gegen die verbündeten Monarchien mehrt er leis die Macht; wird das Haupt des revolutionären Gemeinderathes und als Erster in den Konvent gewählt. Er fordert die Hinrichtung des Königs, sperrt dem Nebenbuhler Danton den Wohlfahrtausschuß, bestimmt die Urtheile

des Tribunales und läßt in sechs Sommerwochen des Jahres 1794 dreizehnhundertsechzig Franzosen köpfen. Sein Lehrer ist Rousseau; dessen „natürliche", von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit umfriedete Gesellschaft das Ideal, das er auf der Heimatherde nachgestalten will. Nicht im Aeußeren eifert er dem hehren Muster Rousseaus nach. Er ist Bürger; stets sauber und gut gekleidet; Puder im Haar, doch kein Stäubchen auf dem Gewand. Grünliche Augen in einem fahlen Antlitz; der dürre Körper beim Reden, sogar beim Lauschen von Nervenzuckung gekrümmt. Auf der Tribüne wird aus dem Kopf eines Hauskaters der eines Tigers; da ringt er die Hände oder spreizt und klammert sie wie Zangen. (Im Deutschen Theater zeichnet Herr Decarli die Wesensfassade des Mannes ungemein gut; im Ton ist er allzu sehr Pedant und trockener Schleicher. Schon das hundertmal wiederholte „O" beweist, daß Robespierre seine mühsam abstrahirten Scheinwahrheiten wie Lavablöcke, die jäh aus dem Krater der Seele vorbrechen, unter die Hörer warf.) Er ist unbestechlich, selbstlos, vom Scheitel bis zur Sohle in Tugend geharnischt und gerechter als Aristeides. „Mein Herz ist redlich und ich habe nie mich in das Joch der Gemeinheit und Sittenverderbniß zu beugen vermocht. Ich bin fast der Einzige, der sich nicht verführen, noch je vom Weg der Gerechtigkeit ablocken läßt. Manche leben sittsam und bekämpfen oder verrathen dennoch unsere Grundsätze; Andere tragen die großen Prinzipien auf der Lippe und leben in Unsittlichkeit. Nur in mir verbindet reine Moral, Wahrhaftigkeit und feste Tugend sich unwandelbar treuer Hingabe an die Grundsätze." Sinnloses Geprahl? Das wirkt. Wie ein Heiland schreitet der Fleckenlose durch seine Hauptstadt; nie kam von seinem Wandel Aergerniß und alles Frauengefühl ist ihm unterthan. Nie hätte er, wie Henriot, mit der Hurenzunft die Pflicht erörtert, nur Revolutionäre, Sansculottes, nicht etwa Priester, Adelige oder ähnliches Gelichter, in die Kundschaft zuzulassen. Eleonore Duplay, die Tochter seines Wirthes, betet ihn an, in allen Ehren, versteht sich, und kaum brünstiger, als Vater und Mutter den unermeßlichen Patrioten verehren. Ist es nicht rührend, daß der Große sich unter das Dach dieser Tischlerfamilie bescheidet? Dem Niedrigsten ist sein Gemach nicht verriegelt. Im Vorzimmer ist sein Kopf in Thon, auf Leinwand und Papier zu schauen. Der Harrende muß darauf achten, ob sich

hinter der Glasthür die Hand des in Schlichtheit Thronenden zum Wink hebt; sie giebt die Erlaubniß zum Eintritt. Wenn eine Rede von ihm erwartet wird, knäueln die Weiber sich vor der Gnadenpforte des Konvents; überrennen ganze Frauenschwadronen die Männer. Eine junge Witwe bietet ihm die Hand nebst einer Jahresrente von vierzigtausend Francs und schreibt: „Du bist mir höchste Gottheit, auf der Erde ist für mich keine neben Dir und dem Gesetz, das Du mir giebst, will ich gehorchen.“ Darauf sogar geht er nicht ein. Unbestechlich. Unnahbar. Und welchem Reiz dankt der Häßliche solche Verhimmelung? Nur der Sanftheit, die er Weibern zeigt? Condorcet antwortet: „Er hat sich in den Ruf einer an Heiligkeit grenzenden Sittenstrenge gehoben. Er spricht von Gott, von der Vorsehung, heißt sich selbst den Freund der Mühsäligen und Beladenen, läßt die Weiber und die an Geist Armen zu sich kommen und gestattet in ernster Würde ihre Huldigung. Ob er wüthet, melancholisch, mit kaltem Blut heftig ist: er bleibt sich treu. Er wettert gegen Reiche und Mächtige, lebt einfach und scheint kein Leibesbedürfniß zu kennen. Seine Aufgabe ist, Reden zu halten; und er redet von früh bis spät. Er ist Priester (einer Sekte, nicht eines weithin verbreiteten Glaubens) und giebt sich noch in Gekrittel und scharfer Rüge als Priester.“

Danton traut ihm nicht zu, daß er ein Ei kochen könnte. Da er sich nie einer Könnensprobe unterwirft, darf er das Urtheil verachten. Er redet; und von seinem Wort bebt die Erde. Dröhnt es noch uns so gewaltig? „Der englische Minister Pitt ist höchst berühmt, aber ein ganz dummer Kerl. Die Politik der Engländer gab den ersten Anstoß zu unserer Revolution. In dem erschöpften, zerstückten Frankreich wollten sie ihren Herzog von York auf den Thron der Louis setzen. Nur in der Zelle eines Irrenhauses kann Pitt den blödsinnigen Plan geschmiedet haben, die Macht, die er auf einer vom Zufall in den Ozean geschleuderten Insel erworben hatte, zu einem Kampf gegen das Franzosenvolk zu mißbrauchen. Unser Volk ist von Natur gut; Tugend ist sein Erbtheil und seines Leidens Rente. Die Thatsache, daß es gut ist, kann so wenig bestritten werden wie die andere, daß seine Vertreter oft bestechlich sind. Der Beamte muß, wenn er gut sein will, sich dem Volk opfern. Das ganze Volk müßte unserer Berathung zuhören. Wäre unser Versammlungsaal wenigstens ein Riesenraum, dessen

Majestät zwölftausend Hörern Platz böte! O ewig zu preisender Tag, an dem sich das Volk versammelte, um dem Schöpfer der Natur die Huldigung darzubringen, die allein seiner würdig ist! Welcher rührende Verein all der Kräfte, deren Anblick Auge und Herz entzücken! O verehrungwürdiges Alter! O Ihr theuren Thränen ergriffener Mütter! O Du harmlos reine Freude der jungen Bürger! O Du Majestät einer großen Nation, die in dem Bewußtsein ihrer Kraft, ihres Ruhmes, ihrer Tugend glücklich ist! O e Wahrheit findet gewaltig packende Töne, die in das Herz des Reinen wie in das Gewissen des Schuldigen hallen und unnachahmlich sind, wie der Blitz des Himmels. Wer mir zumuthet, Wahrheit zu hehlen, bringe mir lieber den Schierlingbecher. Ich bin ein Knecht der Freiheit, ein Martyrer der Republik, der Feind und das Opfer des Verbrechens. Tausend Dolche werden geschliffen, mich zu durchbohren. Wie Wohlthat werde ich den Tod empfangen. Vielleicht wurde ich vom Himmel berufen, mit meinem Blute den Weg zu zeichnen, der das Vaterland in Freiheit und Glück führt. Selig nehme ich dieses süße und ruhmreiche Schicksal auf mich." Unbestechlich. Sein Hauswirth Duplay dient für einen Taglohn von achtzehn Francs dem Konventsgericht. Keusch. Sein Sekretär berichtet, daß der Allumfasser in sieben Monaten nur mit einer Frau verkehrte, sie schlecht behandelte und oft abwies. Ist nicht begreiflich, daß man ihn den edelsten Römern verglich, den Unsterblichen gesellte, auf die Bühne brachte, mit dem Eichenkranz krönte?

Unter seines Schädels eispitzem Dach hat die Willenskraft des Spartaners sich attischer Redekunst vermählt; seine Schriften erleuchten das Weltall; er ist der Verheißene, er, nach Jahrtausenden sehnsüchtigen Harrens, erst der Messias, durch den das Höchste Wesen auf der Erde Alles erneut und entweihte Werthe umprägt. Er glaubts; und sein Glaube hat die Macht und die Schnelle ansteckender Krankheit. Nicht nur die „stinkigen Unterröcke" sind für ihn; auch die Männer. Bedenket, daß dieser Glanz nur zwei Jahre leuchtet; daß um Robespierre der Nimbus des unter Büchern gereiften Forschers, des „Mannes der Wissenschaft" ist, dessen Zunge die Schmutzkruste von der Fleischhülse des Einfältigsten und Wasserscheusten leckt; und daß er zu Kollegien, zu Parlamenten spricht, die, nach dem Gesetz der Teufel und Gespenster, nur beim Ersten frei, beim Zweiten Knechte sind. (Wer zweifelt,

lese, was im Unheilsjahr 1917 im Ausschuß deutscher Nation über den Weltpostbrief eines Staatssekretärs gesagt wurde, der nach der Veröffentlichung dieses Briefes nicht hoffen durfte, je wieder zu Amtshandlung zu kommen, kurz zuvor aber von Kindern und Narren gelobt worden war. Dem Bekenntniß lächerlichen Irrthums wird die Bestätigung des Fehlspruches vorgezogen.) Nach dem Gelächter, das die mißglückte Anrede an die nach Paris geschickten Amerikaner ihm eintrug, ist der Tugendhafte noch verwundbar; bald danach aber durch die Zustimmung, die Mitschuld der Hörer gehürnt. Der will ja nichts für sich, Alles für das Volk. Ißt und trinkt nur so viel, wie der Leib eben braucht. Damals, in der Rue Saintonge, ein Weib in sieben Monaten, auch nur selten, in Arbeitpausen; seit er bei dem Tischler wohnt, gar nicht mehr. Strolche und Dirnen haben die Kirchen ausgeraubt, von Hostienschüsseln Makrelen gefressen, aus Abendmahlkelchen Branntwein gesoffen, sich in Meßgewänder gemummt, Esel an Stolen gelenkt, das Lied von Marlboroughs Feldzug und die Carmagnole gejohlt, Nachmittage durchludert und abends das Fest der Vernunft gefeiert. Die, ein halbnacktes Theatermädel, thront im Schiff der Kirche Notre Dame de Paris, wird von trunkenen, nicht dichter verhüllten Paaren umtanzt und in den Seitenkapellen gewähren die Frauenzimmer, was der Kunde begehrt. Die Konventsmitglieder weiden das Auge, über dem die rothe Mütze schief sitzt, an dem Spektakel; singen mit, tanzen auch wohl mal mit und geleiten ehrsame Bürgerinnen in verhängte Nebenräume. Sah man Robespierre je im Gedräng so wüsten Nachtspukes? Niemals vornan. Meinst etwa, hinten? Er hat den Ruhm des Parlamentes verkündet, das unermüdlich an der eigenen Läuterung arbeite und den Muth habe, die Verräther der Volkssache, alle ihrer Unwürdigen auszuscheiden und unter das Schwert des Gesetzes zu stellen. „Wer, allein auf der ganzen Erde, hat der Menschheit dieses Schauspiel geboten? Ihr, Bürger!“ Was nach dem Geschehen unbequem wird, ist ohne oder wider sein Wissen beschlossen und ausgeführt worden. Er glaubts; auch, daß er die Septemberschlächterei nicht gewollt hat, nicht gebilligt hätte. Danton trägt die Verantwortung. Ein Prasser ohne Ernst und Gewissen. Einer, der dem Volk nicht Rechenschaft davon geben könnte, woher er immer wieder die Mittel nahm, seiner Genußsucht zu frönen. „Im Angesicht der furcht-

baren Gefahr, in der das Vaterland schwebt, bleibt Danton stumm und kalt. Er wäre unser gefährlichster Feind, wenn er nicht so erbärmlich feig wäre. Worin hat er sich anderen Bürgern je überlegen gezeigt? Schon die Berathung über das Schicksal, das er verdient, ist eine Gefahr für das Vaterland. Wer in dieser Stunde bebt, ist schuldig. Der Konvent muß heute den Muth erweisen, ein allzu lange erhaltenes Götzenbild zu zerbrechen." Der Unantastbare kann nur selbst sich zerstören. Die ungehürnte Stelle seines Wesens ist das nie entschlummernde Mißtrauen, der aus tiefinnerer Unsicherheit keimende Drang, Alles, um nicht in Werthmessung, in Theilung des Ruhmes verpflichtet zu werden, sogar die blind ihm Ergebenen zu verdächtigen. Mählich vereinsamt er; nur Saint-Just, dessen von Skrupel nie beknabbertes Selbstgefallen des Meisters überwuchs, mag noch an seinem Busen ruhen. „Wenn uns heute eine Arbeit gelingt, sieht er uns morgen als Nebenbuhler und kocht einen Brei, der unser Eingeweide vergiftet. Tyrannenvertilger? Er ist der ärgste Tyrann." Die Revolution, hat Dantons lachendes Tatarenmaul gerufen, wird dem Saturn gleichen, der die eigenen Kinder auffrißt! Auch Diesen, der, wenn nicht Revolution geworden wäre, als ehrbarer Rechtsanwalt und gefeierter Provinzakademiker im Artois säße? Durch Schrecken herrscht er; nur schlimmerer kann ihn stürzen. In Menschlichkeit will er hinauf? Hinab. Noch den Ruhm des Danton der letzten Tage erraffen, den Blutgeruch wegbaden, als mildes, unnützlicher Grausamkeit abholdes Herz sich empfehlen? Geschwind klüngele sich alles von ihm noch Bedrohte. Der uns Verrath brütet, darf länger nicht führen. Tod ihm! Zittert, Bürger, vor den unerschrockenen Rächern! So weit ists am neunten Thermidortag des Zweiten Republikanerjahres. Der Stern von Arras verlischt.

Robespierre, erzählt Paul Barras (der später im Staatsdirektorium saß), hat nie Einem den Brudergruß, das allgemein übliche Du, gegönnt und trug noch Puder im Haar, als diese Sitte schon verpönt war. Er stand über dem Brauch. „Immer ernsthaft und grämlich, nie ohne Brille, stets die selbe Sprache, Haltung, Kleidung wie in den Tagen der Generalstände. Den Kindern und Lehrlingen des Bautischlers Duplay erläuterte er Rousseaus Emile; zum Dank dafür gaben sie, als eine Leibwache, dem für sein Leben Bangen nach und von dem Konvent das Geleit. Die Tochter

(von Danton, nach der Gracchenmutter, Cornelia getauft) wusch und rollte ihm die gestreiften Strümpfe. Er hielt sich starr wie ein Marmorbild, ein Leichnam; wie nach ihm nur noch Talleyrand." Er sieht Danton das Schaffot besteigen; hört ihn, dem der Henker den Abschiedskuß der Freunde weigert, brüllen: „Daß unsere Köpfe einander im Korb da unten küssen, kannst Du doch nicht hindern. Und vergiß nicht, dem Volk meinen Kopf zu zeigen; er ist sehenswerth." Robespierre greift an den Hals. Sitzt sein Kopf noch fest? Schon wird ihm Knechtung der Ausschüsse vorgeworfen und eins ihrer Mitglieder räth, ihn, wenn er wieder in einer Fensternische liest, von hinten aufs Pflaster zu werfen. Sechs Wochen lang geht er nur in den Klub, nie in den Ausschuß. „Da sitzen Mörder, mit denen ich keine Gemeinschaft haben kann, weil sie die festesten Stützen der Freiheit brechen wollen. Weil ich das Wort Milde (clémence) sprach, bin ich ihnen verhaßt. Und von Tag zu Tag steigt die Ziffer der Hingerichteten." Der Alle angeklagt hat, wird nun selbst angeklagt. „Tyrann! Catilina! Henker! Halte die Schnauze, deren Athem an Dantons Blut erstickt!" Am Achten hat er, schlecht und ohne Beifall, gesprochen; am Neunten kommt er nicht zu vernehmbarem Wort. Von der Montagne, seinem Heiligen Berg, wendet er sich an den Sumpf, wo die Sanfteren sind, von den Mördern zu den Reinen: vergebens. Der Konvent beschließt, ihn, seinen Bruder, Le Bas, Couthon und Saint-Just (der, eiskalt, unbewegt, in den Sturm hinein gesprochen und, als er den Kampf aufgeben mußte, die Tribüne nicht verlassen hat) sofort zu verhaften. Zwei Gefängnißleiter weigern sich, den gestern Allmächtigen einzusperren; die Parlamentswache hat gezaudert, ihn abzuführen. Er will gefangen sein. Der Gemeinderath befreit ihn und läßt den Konvent umzingeln. Barras wird zum Oberbefehlshaber ernannt; treibt mit dreitausend Mann und Artillerie die Nationalgarde vom Grèveplatz und führt den Haftbefehl des Konvents zum zweiten Mal aus. Robespierre will sich erschießen, zerschmettert sich aber nur die Kinnlade, wird von Saint-Just gepflegt, im Berathungzimmer des Wohlfahrtausschusses auf den Tisch gebettet (an dem sein Blut noch Tage lang klebt) und am nächsten Mittag vom Tribunal zum Tod verurtheilt. Noch einmal hatte er von Sieg, von Ueberwindung aller Feindschaft geträumt; und der Traum konnte, da manche Konventsgrößen in Bangniß nach Versöhnung lechzten, Wirklich-

keit werden, wenn Barras nicht furchtlos gegen den Gemeinderath und dessen Horde vorging. Nun ists aus. Der Beredte muß stumm bleiben, denn die Wunde hindert das Sprechen. Der Ankläger wird von Barrère, dem lustigsten Kyniker, angeklagt: für den Sohn des sechzehnten Louis gewühlt, für sich die Ehe mit der Tochter des Königs geplant, das Vaterland, die Sache der Freiheit und Menschenrechte schmählich verrathen zu haben. Drückte er selbst den Hahn der Waffe, deren Geschoß ihm den Kiefer spaltete? Der Historiker George Duruy hats bezweifelt; er ist, wie Mignet, Michelet, Louis Blanc und Andere, überzeugt, daß Robespierre, während er den Aufruf der Gemeinde gegen den Konvent unterschrieb, von einer Kugel getroffen wurde; die Buchstaben Ro, die erste Silbe seines Namens, sind auf der Urkunde von Blutflecken umsudelt. Einerlei. Er hat verspielt. Die Wächter versagen ihm die Feder zum Schreiben. Ein Kanonier bewahrt die herausgeschossenen Zähne „zur Erinnerung an ein abscheuliches Ungeheuer." Nach dem Urtheil auf den Karren. Den umheult, umjauchzt, umschimpft die Menge. Vornehme Damen schwenken die Taschentücher und wetteifern mit dem Pöbel in rüder Spottrede. Wo ist die Welbergarde, die dem Tugendhaften auf Schritt und Tritt folgte? Das Beil fällt. Ringsum athmet Alles auf. Erlöst vom Erlöser! Auf den Magdalenkirchhof, in die Kapetingergruft den Kadaver! Da kann er an dem Königthum riechen, das ihm so behagt. Ludwig der Sechzehnte war immerhin noch besser als dieser Kerl.

Wohin, fragt nach der Verscharrung schüchtern vielleicht noch Einer, wohin, Bürger, zerstob der Schwarm der Getreuen? Furcht hielt ihn, niemals ein wärmeres Gefühl, im Bannkreis des Frostigen zusammen; und mit der Mär, solche Schaar könne von Mitleid wieder flügge werden, lullt die Cornelia der Tischlerwerkstatt kaum die junge Brut ein. Die schöne Zeit, die jeder Patriot groß genannt hat, ist hin; nicht viel Erfreuliches noch zu schauen. In Versailles, zwischen Dorersäulen und Goldlilien, die drei Stände, rechts die Priesterschaft im Ornat, links der Adel im Festkleid, mit Federhut, Degen, Goldstickerei und Edelgestein, in der Mitte, hinten, der Dritte Stand, im Frack ohne Degen, mit weißer Halsbinde und Wollenmantel, vor ihm Wappenherolde im Lilienwams; auf dem Thron der König, eine Stufe tiefer Marie An-

toinette; auf der Ministerbank Necker in dem mit Silber bestickten Zimmerrock, den er auch auf der Straße trägt; Gold, Juwelen, Tüll, Seide, Spitzen, Wohlgeruch, Thürme, Brücken, Schiffe aus gepudertem Haar, hübsche, in Anmuth entblößte Frauen; rastlos beweglich und überall sichtbar Mirabeau, der adelige Vermittler zwischen König und Volk, als Stutzer mit der Taubenfittichfrisur. Fast vier Jahre später: im Sitzungsaal des Jakobinerklubs im Feuillantistenkloster Gericht über den König; die Sitzung währt schon zweiundsiebenzig Stunden; draußen wird „Der Prozeß Karls des Ersten von England" ausgerufen; drinnen ist Nacht, die Fackeln spärlich erhellen; Alles müde und von Rednerei satt. Hat Louis Capet sich gegen die Freiheit des Volkes verschworen und die öffentliche Sicherheit gefährdet? Das ist die Frage. Auf den Tribünen wird Wein und Luxusschnaps getrunken, geschäkert, gelacht, in dunklen Ecken gekost. Stimmt unten wieder Einer für die Hinrichtung des Königs, so läßt man oben die Gläser klingen und Vetteln, die auf das Todesurtheil geweitet haben, stechen mit der Stricknadel ein neues Merkzeichen in ihre Karte. Ein Konventsmitglied schnarcht, wird geweckt, schleppt sich auf den Abstimmungplatz: „La mort!" Nun ists die Mehrheit. Genug. Vier Tage danach wird, morgens nach Zehn, Louis de Bourbon, noch nicht Vierzig, seit neunzehn Jahren König von Frankreich und Navarra, auf dem Platz der Revolution geköpft. Und Bürger Romeau räth in einer Flugschrift den Familien, am einundzwanzigsten Januar fortan, zu ewigem Gedächtniß der Urtheilsvollstreckung, stets Schweinskopf oder Schweinsohren auf den Eßtisch zu setzen. Unvergeßlich. Danach gabs nicht mehr solchen Pomp und Putz; doch andere Kurzweil für alle Sinne. In tausend Gestalten tändelt, geilt, schluchzt, tollt die Liebe durch schmale und breite Gassen. Fäden, die, all in ihrer Zartheit, unzerreißbar schienen, durchschneidet der Spruch des Richters, das Beil des Henkers. Darf eine Bürgerin dem Verdächtigen die Treue halten, an den Einzelnen, Gatten, Geliebten, sich williger hingeben als an den Staat freier Menschen? Weh ihr, wenns die Markthallenweiber, die Fischhökerinnen erführen, deren wildem Reigen Mutter Lallemant den Rhythmus bestimmt! Mit den Amazonen der Republik ist nicht zu spaßen. Sie werden umschmeichelt, mit Denkmünzen behängt, mit Alkohol aufgemuntert, bei jeder Theaterei, Sitzung, Bürgereidesleistung,

auf die besten Plätze gesetzt, schaffen sich Klubs, Gesellschaften, Kränzchen, wollen sich in Legionen reihen, überkreischen die kräftigsten Männerstimmen, überschütten die Sumpfkröten, die nicht zu äußerster Grausamkeit Entschlossenen, mit Hagelwettern aus Schimpf und Zote. Spät erst, im Mai 1793, mahnt der Konvent die Weiber, vom Markt an den Kochherd, aus Staatsbürgergefühl in Frauentugend zurückzukehren. In dumpfe Enge? Rose Lacombe, in allen Bezirken der Politik die Führerin, schleudert aus rauher Kehle den Donnerkeil empörter, enttäuschter Herzen. Er trifft nicht; schlägt nirgends ein. Hinter die Coulissen des Jakobinerklubs will sie leuchten? Die geheimen Mächlereien der Bergpartei in Jedermanns Mund bringen? Mag sie. Noch herrscht Robespierre. Der hat für sich nichts zu fürchten und hört neue Verdächtigung wohl gar nicht ungern. Er braucht die Frauen; weiß aber, daß auch sie ihn brauchen, den Heiland nicht wegen einer Massenrüge verlassen werden. Sein Blut ist keusch; daß seine Phantasie lüstern ist, würde der Troß in Unterröcken beschwören. Sein Blick kitzelt sie und seine schrille Stimme müht sich in Wohllaut, wenn er zu ihnen redet. Wer weiß, ob sie sich je von dem Tugendfreund gewandt hätten, wenn ihm nicht nachgesagt worden wäre, er sei heimlich einer Prinzessin-Schlampe verlobt? Noch sind sie ihm sicher. Als protzig laute Herrinnen der Parlamentstribüne aber nicht länger zu dulden. In jeder Woche giebts Krach, schilt man die Claque. Die rothe Mütze ist kleidsam. Doch die Arbeit in Haus und Markthalle unentbehrlich. Nur unter Karl dem Siebenten hat Frankreich einer Jungfrau von Orleans bedurft.

Rangstreit und Machthader, Auflauf und Galeriesperre: immer Abwechselung. Wißt Ihr, daß versteckte Adelige, die keinen Paß mehr erhielten, auf Schuppenringen, Dominosteinen, Tabakdosen noch immer das Andenken des Königs rühmen? Die weiße Kokarde, den grünen Rock mit rosigem Kragen hat der Knüppel unserer Patrioten der Bande abgewöhnt. Doch sie bereitet Putsche vor, plant eine Gegenrevolution und verpestet einstweilen Paris mit dem Dunst ekler Schlemmerei. Während Alles birst, in den Fugen kracht, einstürzt, wovon und wofür die Sippe gelebt hat, durchschnüffelt sie Läden und Keller nach Leckerbissen und Schloßabzügen und stopft den Bauch mit Allem, was gut und dem Volk unerschwinglich ist. Rheinwein von 66, Champagner von 79, die

edelsten Jahrgänge aus Bordeaux und Burgund, junge Gänse und gebackene Schinken, Zungen, Leberpasteten, Reh, Rebhühner, Trüffeln, See- und Flußfische, Gemüsesalat, Austern, Pistazienkuchen, Chocolade, von Velloni, Meunier, Millerand die feinsten Sorten, Tafelobst, Mandeln, Oliven, Zuckermarronen, Bonbons aus Verdun: den Schleckern fehlt nichts; und kein Preis schreckt sie vom Kauf ab. Das Theatergewerbe blüht auf. Die Werke der Dramatiker, die vor mindestens fünf Jahren starben, sind frei; die der lebenden dürfen nur aufgeführt werden, wenn der Autor durch Unterschrift die Erlaubniß gegeben hat. Censur und Privilegienwirthschaft sind aufgehoben. Jeder Monat beschert ein neues Theater. Jetzt sinds, in unserer Hauptstadt, fünfunddreißig; dazu noch Schaugerüste, auf denen Kinder und Puppen spielen. Ueberall Gedräng, Lärm, Parteiwuth. Die Kunst mag der Teufel holen; Hauptsache ist die gute Gesinnung. Der Mime, dem die Rolle Beschimpfung der Menge, irgendeiner Zufallsmehrheit aufzwingt, muß vom Publikum Entschuldigung erbitten. „Ich spiele den Aristokraten, bins aber nicht." Kränze den Komoedianten? Unerträglich. Welches Ehrenzeichen soll dann den Vertheidigern des Vaterlandes, der Freiheit und Menschenrechte danken? Voltaires Brutus entflammt die Geister. Dieser Dichter hats, fast sechzig Jahre vor der Revolution, den Tyrannen gründlich gesagt! Zischelt nicht was aus den Logen? Denen schmeckt solche Kost, natürlich, nicht. Daß sie sich aber noch zu rühren wagen, ist frech. „Frei, ohne König leben ..." Bravo! Saht Ihr die Spitzentücher wehen? „Es lebe der König!" Es lebe das Volk! Schmeißet das Gelichter hinaus! Giebs ihnen, Mirabeau; klettere herunter, daß Dein Fuß den Abschaum der Klasse erreichen kann, die Du verließest! Voltaires Neffe steht auf und beschwört die Menge, dem Leichnam des großen Ohms die Heimkehr, die Bettung in pariser Erde zu erwirken. „Die Quacksalber der Kirche haben ihm die Entlarvung niemals verziehen. Der Tag der Ueberführung in Eure Mitte wird den letzten Seufzer des Fanatismus hören." Das Haus bebt. Lange ists her, seit der König mit den Nächsten sich in der Oper zeigte, vom Orchester mit Grétrys Klängen zu Marmontels „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?" begrüßt und vom Publikum, auch der obersten Galerie, bejauchzt wurde. Jetzt durchtost Beifall die Säle, wenn Sokrates über die

Richter hinaus wächst, der alte Rousseau Grasmücken vor dem Käfig bewahrt, entkuttete Mönche im Tanz die Bretter stampfen. Woher der Zulauf, das Geld für die Eintrittskarten in so trüber Zeit kommt, ist ein Räthsel. Auch die Schänken, Speisehäuser, Feinbäckereien sind voll. Weltuntergangsstimmung? Unsinn; purpurn steigt uns ja neue Sonne auf. Jesus, der sein Leben lang Sansculotte war und als Rebell gerichtet wurde, freut sich im Himmel, wenn einer ist, gewiß des Kultes, den wir der Vernunft, dem Höchsten Wesen, der Natur weihen. Folge mir nach Notre Dame. Die auf dem Hofaltar prangt, ist die Maillard, die schöne, dem Herzog von Soubise einst so theure Tänzerin. Rings um sie alle hübschen Weiber des Opernchors. Ists nicht Labsal, aus solchen Kehlen mal Patriotenlieder zu hören? In ihren Grüften lauschen die Bischöfe. Ueber ihrem Haupt dröhnen die Fliesen. Orgel, Trompeten, Trommeln, Hörner, von Schnaps und Brunst heisere Stimmen verschlingen sich zur Carmagnole. Tanz, Zote, Aufpeitschung und Stillung der Geschlechtsgier im Dom? Das Volk ist frei; sieh nur, wie wohl ihm ist. Dem Lumpensammler die ehrwürdigen Bräuche, in deren Schatten es hungerte, fronte, dem Grundherrn Metzen ins Bett lieferte, für König Lüdrian starb! Deine Spitznase staunt? Weihrauch ists, freilich, nicht. Das Volk will essen und hat, weil auch aus Altarkelchen Wein ohne Speise nicht lange mundet, in rührender Bescheidenheit Makrelen gebraten. In Hostiengefäß? Worin denn sonst? Die Spende der Fischweiber darf nicht faulen. Da sind ihre Männer; verwegene Kerle, nicht wahr? Sie packen, behutsam übrigens, die Maillard und tragen sie durch das Schiff an das Portal. Geschwind hinterdrein. In den Konvent. Der Vorsitzende bittet sie auf den Stuhl an seiner Seite und umarmt sie im Namen des dankbaren Franzosenvolkes, dem Paris mit hehrem Beispiel voranschreite. Zurück in die Kathedrale. Alle Kerzen leuchten dem Nachtfest, das bis ins Morgengrau dauert. Draußen ists kühl. Stülpet Mitren auf, decket mit Meßgewanden und Kapuzen die Blöße. Noch einen Schluck? An der dritten Ecke links ist der Wirth sicher auf. Und am Quai giebts um Sechs warme Aalsuppe. Solche Kultfeste läßt man sich gefallen. Sahst Du den Dom je so voll? Hundertmal im Recht war der Mann, der dem Konvent neulich empfahl, die Heiligen abzusetzen, an ihrer Statt den Tugenden, die den Bürger zieren, Huldi-

gung anzuordnen, mit ſolchem Befehl die Hydra des Aberglaubens in die widrigen Schlupflöcher des verreckenden Adels zu ſcheuchen und den Weltſieg der Philoſophie zu bereiten. Der verſteht ſeine Zeit; und iſt ſelbſt doch Ariſto: Marquis de Sade. Der lacht Dir in die Zähne, wenn Du von Weltuntergang ſchwatzeſt. In Jahrtauſenden ſtand die Ernte des Geiſtes nicht in ſo hohen Halmen. In Freiheit zu athmen, iſt die allein des Menſchen würdige Luſt.

Die ſchwand. Verblaßt ſind die Bilder. Verklungen die Lieder. Spektakel? Immer das ſelbe. Die Köpfmaſchine (die nicht von dem Arzt Guillotin erfunden wurde, doch nach ihm heißt) mordet mit ihrem ruhloſen Alltagsgeräuſch den Muth zu Freude. „Guillotins Hiebe führt Nächſtenliebe; Das ſpringt, purzelt, fliegt: das Beil blinkt urvergnügt.“ Man ſingts; doch lange ſchon ohne Luſt. Wenns nur die Furcht wäre, ſelbſt dranzukommen, bliebe der Troſt, daß, früh oder ſpät, Jeden der Todesreigen umkrallt und daß in zwei Jahren bunteres Erlebniß wurde als ſonſt in zwanzig. Unleidlich iſt, daß man unter allen Sonnen und Monden nur davon hört und keines Boccaccio Fabulirkunſt die Blutſpur aus dem Gedächtniß wiſcht. Charles Henri Sanſon, der Erbe dreier Scharfrichtergeſchlechter, iſt der meiſtgenannte Mann; von ſeinem Ruhm würde der Unbeſtechliche ſelbſt überſchattet. Henker? Nein: Weltmann, einſt im Rang der Offiziere Seiner Majeſtät; dann ſchuldlos verdächtigt, nun Meiſter der wichtigſten Staatsmaſchine. Ein Meiſter, der von Mond zu Mond mehr Geſellen braucht. „Da ich nicht zur ſelben Zeit auf zwei Richtplätzen ſein kann und das Publikum nun einmal fordert, daß die Sache anſtändig erledigt werde, muß ich ſichere Leute haben. Die erhalten jetzt ſchon ums Doppelte mehr als im vorigen Jahr, haben mich Sonnabend wieder geſteigert und ich mußte nachgeben, weil ſo viel Arbeit vorliegt. Acht Leute in Lohn, vierzehn zu füttern, drei Pferde, das ganze Geräth: aus meiner Taſche, Herr General-Staatsanwalt, gehts nicht länger.“ Im Auguſt 1792, noch vor der Abſetzung des Königs, ſtöhnt er, ohne ſich um Rechtſchreibung zu bekümmern, ſein Leid aus; und ahnt nicht, welche Arbeitfülle ihm bald zuwachſen wird. Zuvor hat er verlangt, daß der Verurtheilte feſt unters Beil geſchnallt werde; „ſonſt iſt die Geſchichte unſicher und zieht ſich zu lange hin.“ Der Jungferſchänder, der die Guillotine eingeweiht hat, ſtrampelte und war ſchwer totzuhacken. Jetzt geht es glatt und

Sanson kann das Gewerbe auf jedem Schauplatz treiben; Carrouselplatz, Marsfeld, Grèveplatz: wie es dem Hohen Gerichtshof und der Vollzugsbehörde gefällt. Henker? Das klingt wie Freiknecht, Schinder, Vogelscheuche. Sanson ist Rächer der Volkshoheit; auf Gemeindefesten der Vortänzer und Tafelschmuck. Hallte nur nicht aus jedem Winkel sein Name! Fünfzig, sechzig Köpfe trennter an jedem Tag vom Rumpf. Oft stand schon auf dem Rande der Anklageschrift: „Sofort zu köpfen.“ Oft klirrt in das Flehen des Angeklagten der Ruf: „Der Thatbestand bedarf für die Geschworenen keiner weiteren Aufklärung.“ Schluß. Urtheil. Greise, Krüppel, Frauen, junge Pflänzchen: Kopf ab! Nach der Sitzung schreibt Fouquier-Tinville auf, welche Karrenzahl morgen zu stellen ist. Um Vier rasselt es los; aus allen Kerkern werden die Fälligen gefischt. Im Winter, im Frühlenz ist die Sonne noch nicht heraus; aber die Hefe der Hauptstadt in Gährung. Müssen wir denn über ein Mohnfeld? Könnte Dir passen, Hanswurst; das Meer rother Mützen fluthet und ebbt im Schauder ungeduldiger Erwartung! Das Standbild der Freiheit. Herunter! „Kuchen gefällig? Frische Brezeln? Was Heißes zu trinken?“ Haustirschellen läuten. Die Strickerinnen, Guillotineleckerinnen rücken sich zurecht; Stammgäste wissen, wann es spannend wird. Der Erste. Schon im Korb. Jacob, Stufenkehrer und Clown, schwenkt den Besen und spritzt Blutstropfen ins Gewimmel. „Was Heißes gefällig?“ Immer derselbe Spaß und das selbe Gejohl. Nirgends mehr anderes Schauspiel. Kinder sehen es, die auf den Schultern des Vaters reiten. Feiste Bürger und Frauen mit geschnürten Spickbrüsten nicht seltener als Bettler und hagere Nutten. „Man muß dabei gewesen sein.“ Wenn der Schwarm zerflattert, der letzte Karren auf rothen Rädern weggerollt ist, wird jede Blutlache die Tränke herrenloser Hunde. Rothe Schnauzen: zu drollig! Beinahe erhabener Ulk aber der Antrag des Abbé Morellet (in der Schrift „Das überwundene Vorurtheil oder Neues Nationalnährmittel“): der Wohlfahrtausschuß solle von David, dem großen Künstler und Patrioten, den Bauplan zu einer staatlichen Menschenmetzgerei entwerfen lassen, jedem Bürger, bei strengster Strafe, für je einen Wochentag Menschenfleischgenuß vorschreiben und kein öffentliches Fest gestatten, das nicht eine Schüssel mit Menschenfleisch auf den Tisch bringt und so das echter Jakobiner allein würdige Abendmahl ermöglicht. Lachet nicht, Bürger! Vielleicht ist es Ernst.

Mußte so Grauses werden?

„Da krabbeln sie nun wie die Ratten auf der Keule des Herkules und studiren sich das Mark aus dem Schädel, was es für ein Ding sei, das er in seinen Hoden geführt habe. Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altar. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keine großen Männer gemacht, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Da verpallisadiren sie sich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren den Launen seines Magens und lassen sich klemmen von seinen Winden. Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich: und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen. Menschen, — Menschen! Falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellirte; weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung! Mörder, Räuber: mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt. Was kann ich dafür, was kannst Du dafür, Rächer im Himmel, wenn Deine Pestilenz, Deine Theuerung, Deine Wasserfluthen den Gerechten mit dem Bösewicht auffressen? Da donnern sie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken: und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer wie einem feuerarmigen Moloch. Sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch möglich gewesen sei, daß die Natur einen Ischariot schuf: und nicht der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. Ueber Nacht kann Hagel fallen und die Ernte zu Grund schlagen. Warum soll dem Menschen Das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm Das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleich macht?“ Aus einem alten Buch: dem Räuberdrama, das dem Hofrath Schiller aus dem Konvent der Französischen Republik den Bürgerbrief eintrug. „Nicht Furcht und nicht Hoffnung sind die treibenden Gewalten. Nicht das verständige Streben nach mechanischem Gleichgewicht, nicht Güte und selbst nicht Gerechtigkeit. Sondern Glaube, der aus Liebe entspringt, tiefste Noth und Gottes Wille. Glauben wir an das Vorschauende

im Menschen, so lasset uns recht daran glauben. Schließen wir uns in gutem Willen zusammen, so wird dem gemeinsamen Schauen das Trügerische zerrinnen, das Rechte sich verklären. Das Werben des Einzelnen, der Horde, des Stammes um die Güter der Natur wurde unergiebig; der Eroberungskampf der Menschheit gegen die Gesammtheit der Naturkräfte setzte ein. Ihn haben wir Mechanisirung geheißen. Begehrlichkeit und Eigensucht, Haß, Neid und Feindschaft, die Furiengeißel der Vorzeit und der Thierwelt halten den Mechanismus unserer Welt in Schwung und trennen Mensch von Mensch, Gemeinschaft von Gemeinschaft. Die Thränen des Glaubens vertrocknen am Feuer des mechanistischen Willens und Priesterworte müssen sich zum Segen des Hasses fügen. Wir werden sehend; um des Hungerlohnes willen und des Höllenglücks von etlichen Genüssen und Eitelkeiten verschreiben wir nicht die Würde unserer Menschheit und das Leben unserer Seelen. Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen; sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geist." Ein Buch von heute, aus dem das von Sonne helle und warme Morgen werden soll („Von kommenden Dingen" von Walther Rathenau), möchte uns diese Sätze tief in den Willensstrom senken. In des jungen Schwärmers, des reifen Besinners ernstem Ruf schwingt noch ein Ton aus Rousseaus Brust nach. „Salons, Putzgärten, Wasserkünste, Klavier- und Kartenspiel, Flugschriften, Witze, Ziererei, üppige Mahlzeiten: Alles war mir so verleidet und ich freute mich einer Hecke, Wiese, Scheune, eines wohlriechenden Eierkuchens so innig, daß ich Schminke, Prunkkleid, Parfums zum Teufel wünschte und am Liebsten die Herren geprügelt hätte, die mich abends vor das Mittagessen und, wenn ich schlafen wollte, ans Souper zwangen. Gesellschaft ist für die Menschheit, was für den Einzelnen Altersschwäche ist. Von Natur ist der Mensch gut und glücklich; schlecht und elend wird er erst in der Gesellschaft. Er hat eine Seele und in deren Stimme, dem Gewissen, den göttlichen Trieb, durch den er zum Wesen höherer Art und zum Ebenbild Gottes wird." So spricht der Ahn. Auf seinen Wortmünzen ist andere Prägung als auf denen der Nachfahren, die wiederum Terminologie noch deutlicher von einander scheidet, als Blutswärme und Erfahrung den in behaglicher Ruhe Thätigen von dem aus Titanenwuth in Verzweiflung taumelnden

Jüngling trennt. Drei Menschen, denen in schlechter, von Mund zu Mund geathmeter Luft, in den erstarrten Formen einer verkünstelten, vom Kopf her verseuchten, von Grund aus mechanisirten Welt nicht wohl wird und die aus Dunkel, vor- oder rückwärts, in Licht langen. Rousseau, der nichts zu verlieren hat, und Schiller, der nach Geltung in Melpomenes Reich trachtet, begegnen, nur zu flüchtiger Gemeinschaft, einander in dem glühenden Verlangen, alles der Menschheitmasse zu Schaden Bestehende umzustürzen. Der stolz auf erworbener Würde, auf ererbtem und klug gemehrtem Besitz stehende, vielfach geehrte Mann von fünfzig Jahren läßt seinen blanken Geist von Geschäftsriffen zu Gefühlsdünen Brücken schlagen und zimmert eine Leiter, auf der ein schwindelfrei Trotziger in den Himmel (golthaft eleganter Vernunft) klettern könnte. Umsturz, von dem nur Schutt bleibt und der für neue Heime und Tempel den Bauplatz säubert, oder freundlich nachdrückende Ueberredung, die reizbare Hirnstellen sachtumtastet, dem Staatshain nicht auszujätendes Unkraut zu Augentrost färben und beschneiden läßt: jede zerquälte, von tausend Dornen wundgerissene Zeit wird von dem behutsam Wägenden sich zu den unbändigen Wallstürmern wenden. Auf Firnen ist Macht nicht Ziel und nicht Glück; doch im Thal mühsäligen Gewimmels. Was ihm an Pein und Schmach aufgebürdet ward, wäre nicht in Aeonen zu sühnen; und unter Sorgenbündeln klärt Menschengeist sich selten in Göttliches. „Ich schließe mit Dir einen Vertrag, der Dir Last und mir Nutzen bringt, den ich so lange halten und in dessen Pflicht ich Dich so lange fesseln werde, wie mir beliebt: solches Abkommen ist, zwischen Einzelnen wie zwischen einem Menschen und einem Volk, unsinnige Niedertracht." Das sagt Rousseau. Das versteht der Haufe. Und giebt sein Blut, damit nie wieder so schmählicher Mißbrauch der Herrngewalt, solche Schändung der Würde, der Seele des Menschen werde. Kein Gerechter wird schelten, weils im Gedräng nicht stets sauber zugeht. Arme, aus dem Fastenkäfig in Wildheit empörte Leute, Herr! Warum maßet Ihr ihnen nicht seine Manier und Verstandesbedenken als Hemmschuh an? Eine Theorie nur hinget Ihr den Nackten um; die wetzt zwar die Pike, wird im Nahkampf aber von der Pike durchlöchert. Neben den Opfern eines Krieges, schon eines von gestern, scheint, was die Große Revolution fraß, das Völkchen einer Puppenstube. Und wuchs nicht mehr heraus als eine Provinz oder Plantage, ein Her-

zogthum oder Königreich mit fremden, dem Eroberer nie versöhnlichen Menschen? Daß uns die Jakobinerheere das linke Rheinufer gaben, war gewiß schön. Wo einst Gallien war, soll wieder Gallien sein, hat Richelieu gesagt. Turenne: bis der letzte Deutsche aus dem Elsaß vertrieben sei, dürfe kein waffentüchtiger Franzmann sich aufs Faulbett räkeln. Vauban: Straßburg gehöre zu uns wie der Faubourg Saint-Germain; und wer Landau, die Sarrelinie, die festen Plätze bis nach Courtrai räume, liefere dem Feinde das Messer, mit dem er uns morden kann. Alle Großen einig. Wir konnten ihnen wieder ins Auge sehen; und hatten besser gefochten als Braunschweigs Kaiserliche. Wars aber die Hauptsache? Nein. Das Volk wurde frei, jedem Fähigen jede Bahn geöffnet, das Menschenrecht tief eingewurzelt. Unsere Himmelsleiter, Herr Nachbar. Eurer wurden, während Ihr stieget, die Untersprossen abgesägt.

Mußte der Graus werden? Vor ihm war nicht geringerer; nur nicht, in einer Nußschale, von einem Blick zu umfassen. Die Länge trug die Last; konnte sie aber nicht ins neue Jahrhundert tragen. Noch der sechzehnte Louis war Gottes Statthalter, der Besitzer, Feldherr, Vormund Frankreichs; David, Caesar und Karl. Das Land ist ererbtes Eigenthum, der Staatshaushalt die Wirthschaft des Königs. Wer runzelt die Stirn, wenn er Millionen verschenkt, Begünstigten fürstliche Ruhegehälter zuspricht, einem Höfling den Ertrag von sechs Dörfern als Leibrente gewährt? Das versailler Schloß kostet (nach unserem Geldwerth) drei Viertelmilliarden Francs. Die Hofjagd jährlich fünf Millionen. Im Marstall sind dreitausend Pferde, in den Schuppen zweihundert Wagen. Das niedere Hofgesinde ist, auch ohne die Leibwache von neuntausend Mann, Legion. Intendanten, Marschälle, Doktoren, Apotheker, Chirurgen, Alchemisten, Vorleser, Komponisten, Sänger, Geiger, Bläser, Tänzer, Dolmetscher, Geographen, Drucker, Pagen, Herolde, Kutscher, Reitknechte; und eine ganze Klerisei. Die fünf Hofküchen verkochen, verschmoren fast achtzehn Millionen. Auf Reisen hat der König ein Heer hinter sich, in das auch Schneider, Schuster, Uhrmacher, Buchhändler, Tischler, Lieferanten aller Art eingereiht sind. Und er reist oft hin und her. Sechzehn Hauptpaläste; und in jedem immer Alles zum Einzug bereit. Fünfzehntausend Hofbeamte (noch die zwei Inspektoren, die, in Sammet, jeden Morgen den Nachtstuhl des Königs begucken und leeren, erhalten je hunderttausend Francs). Das frißt

ein Zehntel der Staatseinkunft, die über zwei Milliarden gestiegen ist. Der Adel hat nur in der Nähe des Königs ein Geschäft; soll anderswo keins haben. In den engeren Kreis wird nur zugelassen, wer seinen Stammbaum bis ins Jahr 1400 belegen kann. Der schlüpft, wenn er Glück hat und den Ersten Kammerdiener dick schmiert, auch wohl einmal in das Schlafzimmer und sieht, gegen Acht, die Majestät dem Bett entsteigen. Noch streckt sie sich auf seidenem Pfühl. Fünf Sternenkreise huldigen der aufgehenden Sonne. Aus goldener Schale wird Franzbranntwein auf die Hände gesprengt, die sich danach zum Gebet falten. Jetzt sitzt er; empfängt, nach der Familie, den Leibärzten und Obersten Hofchargen, in Schlafrock und Pantoffeln die dritte Gruppe. Die vierte, größte, am Waschtisch, die fünfte mit nacktem Rumpf. Der Erste Hofgarderobier hat ihm den rechten, der Zweite den linken Hemdsärmel abgestreift; der Dritte bringt in schneeweißer Seidenhülse das frische Taghemd. Nur Prinzen von Geblüt dürfen es überreichen. Der Schlafrock dient als Vorhang; rechter, linker Aermel: es sitzt! Kleider, das blaue Band, den Degen, die Halsbinde, das Taschentuch (der Schnupftuch-Inspektor bringt drei, die der Oberhofgarderobier zur Auswahl vorlegt), Hut, Stock, Handschuhe. Nun kniet der König im Alkoven auf ein Kissen nieder und betet zum zweiten Mal. Es ist vollbracht. So gehts jeden Morgen; und jeden Abend ungefähr eben so. Diese drei bis vier Stunden werden verdienert. Andere gehören der Jagd, der fast noch heißer geliebten Schlosserei, den Fahrten, Diners und Soupers, dem Pharaospiel, Konzert, Theater, Bällen, Massenempfängen. Warum nicht? Das Reich ist des Königs Erbgut, das die Beamten nach alter Ordnung verwalten. Trägt es weniger: Miethet Einen, der die Sache besser versteht. Soll Majestät den Weibern die Kochtöpfe füllen, dem quarrenden Kleinzeug die Nase putzen? Dem König ziemt Glanz. Die Nationalversammlung wäre ein Weilchen zu dulden, wenn er nur jagen könnte. In den Tuilerien vermißt er, als halb schon Gefangener, nicht nur allen gewohnten Komfort, „sondern sogar die Bequemlichkeit, die jeder Wohlhabende sich schafft“ Was weiß er, in Götzeneinsamkeit, als ein täglich zur Schau gestelltes, täglich funkelndes, nickendes Gnadenbild von dem Leben des Volkes, der Wohlhabenden, gar der Armen? Die sind immer leidlich durchgekommen und kommen weiter durch.

Sie sind nicht immer durchgekommen. Millionen Bauern sind

verhungert. Im Schweiß ihres Angesichtes düngen, säen, pflügen sie; ernten nie aber für sich. Ein Bischof spricht: „Die Menschen fressen Gras, wie Schafe, und fallen, wie Fliegen.“ Ein anderer: „Unser Bauer lebt schlechter als die Neger auf unseren Inseln. Um die Steuern zu zahlen, muß er Monate lang das Brot, aus Gerste und Hafer, sein einziges Nährmittel, verkaufen.“ Ein Dritter: „Eure Majestät herrschen über ein Martyrvolk, das nur zu leben scheint, um zu leiden.“ Aus Dörfern und Städten (wo es nicht lustiger aussieht) strömen Beschwerden in die Residenz. „Von hundert Francs muß ich über fünfzig an den König, achtundzwanzig an die Grund- und Zehnt-Herren abgeben; mir bleiben knapp neunzehn, von denen die Steuer für Salz und anderen Verzehr abgeht. Ich armer Teufel muß zwei Regirungsysteme füttern: außer dem lokalen, das gar nichts mehr leistet, das centralistische, das Alles macht und mit seinen unstillbaren Bedürfnissen mir auf den spitzen Schultern liegt.“ „Die Steuern erdrücken uns. Wir können sie nicht weiterschleppen. Nur die Arbeit wird besteuert; nie der Müßiggänger. Wie soll der Bauer bestehen, wenn er drei Viertel der Ernte weggeben muß? Er hat die Plackerei und Andere stecken den Gewinn ein. Die Steuereintreiber sind Schinder; um mit ihnen nichts zu thun zu haben, läßt man den Boden brachliegen. Warum kommt nur der Arme, Schutzlose ins Heer? Warum darf Einer fünftausend Paar Tauben halten? Wir werden nicht froh, ehe die Steuerjäger und Salzmänner weg sind. Wir würden Eure Majestät noch um manches Andere bitten; aber Sie können nicht Alles auf einmal machen. Gebe der Herr im Himmel nur, daß der König sich herablasse, den kleinen Mann vor der Gewaltherrschaft von Steuerbeamten, Grundherren, Gerichtsbehörden und Priestern zu schützen!“ In Rouen, Tours, Lyon ist weder Arbeit noch Brot zu erlangen. In den pariser Höhlen verhungern Kinder und Alte. Den Kronprinzen kreischen auf dem Weg nach Notre Dame zweitausend zerlumpte Weiber an: „Brot oder wir sterben!“ Alle Asyle und Arbeithäuser sind überfüllt. Im Winter werden Bettstellen und Obstbäume verbrannt, weil anderer Heizstoff fehlt. Greinenden Würmchen wird Kleie in den Mund gestopft. Frost, Hagelschlag, Ueberschwemmung würde zum Verhängniß. Ein Viertel des Reichsbodens wird nicht mehr bebaut; und wo man den Acker noch pflegt, scheint das Bestellgeräth Jahrhunderte alt. In dem schönsten Agrarland des Nordwestens hat der Bauer kaum ein

Drittel des englischen Landmannsverdienstes und muß zufrieden sein, wenn ihm als Ertrag der Jahresarbeit Fleisch und Feldfrucht im Werth von dreißig Francs bleiben. Wovon die Familie, die Leute nähren? Von Mais, Buchweizen, Rüben, Hafer, Kastanien; wenns abzudarben ist. Vor solchem Mahl sitzt der Bauer selbst unter dem Strohdach auf ungedeckter Erde. Noth kann nicht in jeder Stunde reinlich sein. Woher Wäsche, Kleider, auch nur Seife nehmen? Hier ist kein Obergarderobier, der Hemd, Strümpfe, Taschentuch, Alles von Wundertropfen durchduftet, bringt. Ein Kind an der schlaffen Brust, eins an dem Sackhänger, einen Blick auf den Herd, einen nach dem Jungschwein, der Hoffnung des Winters: da fordert schnuppernder Hochmuth Sauberkeit? Die Einbildnerkraft eines Briten, sagt Young, könnte nicht die wandernden Misthaufen malen, die höfliche Leute hier Frauen nennen. Aus der Auvergne schreibt Mirabeau über ein Kirchweihfest: „Hinter dem Pfarrer, den Richtern, der Schutzmannschaft braust die Wildenhorde vom Gebirg herunter. Der Dudelsack verstummt bald, weil schon frisch gerauft wird. Wie Hunde vom Gassenpöbel, so werden die Streitsüchtigen wider einander gehetzt. Kinder wimmern, Burschen plärren Prügellieder, Invaliden brummen den Baß. Furchtbares Volk; man glaubt, wilde Thiere zu sehen. Riesen, deren Größe noch von hohen Sandalen gestelzt wird, in rauhen Wollkitteln, die ein mit Kupfernägeln gespickter Riemen gürtet. Um das Gerauf besser zu sehen, recken sie sich, stampfen nun in viehischer Wonne den Boden und reiben mit dem Ellbogen die Hüfte. Verfilzte Haarsträhnen, die Kamm und Bürste nie kennen lernten, umstarren fahle, abgezehrte Backen; der bleiche Mund grinst und das Auge brennt in Erwartung zermalmenden Streiches. Und Das zahlt Steuern! Das soll nun auch noch das Salz hingeben! Offenbar weiß man nicht, wen man ausbeutet, wen zu regiren glaubt; mit leichtfertigen Federstrichen wird man diese Leute auszuhungern versuchen, bis es zu spät ist und Alles zusammenbricht. Armer Jean Jacques, dachte ich bei mir, wer Dich, mit Deinem System, als Notenschreiber in diese Welt geschickt hätte, wäre Deiner Rednerei der strengste Richter geworden!“ Müßte der arme Jean Jacques Rousseau diesen Spruch ohne Beschwerde und Nachprüfgesuch hinnehmen? Dürfte er nicht den Weg belichten, auf dem die Wildlinge der Auvergne Thieren ähnlich geworden waren? Den Weg elender, von aller

Obrigkeit in Thierstand geduckter Knechte, die in Trugverträge geklammert oder von Hunger und Frost gemartert sind, deren Geist nie geweckt, nie wüstem Aberglauben entwöhnt noch in Selbstherrschaft ermuntert wurde; die der Unfall des Nächsten von einem Fresser erlöst; und die selig stammeln, wenn sie sich vor einen vollen Trog setzen, zum Schlaf ins Stroh kriechen, in Brutwärme die Mannskraft aussäen können. Den mußte Rosseau zeigen. Den Weg, der über die Stümpfe gebrochenen Wortes, geschändeten Rechtes, offen, am hellen Tag, mißbrauchter Macht in Glorie führt.

In Glorie, die Todsünde ist; die unverzeihliche, die der Offenbarer Johannes selbst nicht entschleiert. Von den kranken, widrigen, in Wortschwulst aufgedunsenen Puppen, die in dem Blutreigen vornan tanzten, dem Teufel, Balspfaffen, Magister, Strauchdieb, Hiesel, wandten wir das Auge dem Geglitzer des Hofes zu. Die Prinzen königlichen Geblütes empfingen so hohe Summen, daß mit dem Kapital, aus dem dieser Zins rann, ein Siebentel des Reichsbodens zu kaufen gewesen wäre. Der Herzog von Orleans verjubelt in jedem Jahr fünfzig Millionen. Das Kirchengut bringt das Achtfache als Rente. Bischöfe und Aebte scheffeln das Gold; und lassen die Heerde, die sie weiden sollten, auf finsterem Karst. Durfte Solches sein? Und wäre noch an Gottheit, Vernunft, Gewissen zu glauben, wenn es länger gedauert hätte? So ruchloses Spiel mit dem Leib, dem Geist, mit jeglicher Fruchtbarkeit eines Volkes, so freche Zerrüttung eines Landes zu Gunst strotzender Erben und betreßten Geschmeißes mußte mit einer Sintfluth geahndet werden. Unter dem Direktorium gröhlte die Halle, ob die Verjagung der Lilienfamilie den nun von Barras Regirten Nutzen gebracht habe. Das Spottlied trog die Sänger. Barras war niemals Capet, nie der im Himmel Gekürte; und Bonaparte blieb im Purpur Plebejer, der jedem in Erbrecht Thronenden unheimliche Genius, der selbst sich die Macht schuf und den Weihereif aufstülpte. Die Welt der Louis, die nach Ruhm, Landzuwachs, Lorber, trägem Prasserglück gierten und die Aecker und Förderschächte verfallen ließen, ist unter Sansons scharfer Rasirklinge gestorben. Sie war nicht zu flicken; mußte ins Grab und konnte nie wieder erstehen. Koth und Blut spritzten in ihren Todeskampf, ihren Untergang. Doch die Würde der Menschheit war rein und ihre Seele umfing bräutlich den heiligen Willen, der Weltwende schuf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. März 1917.

Khalifat.

Vom Ufer des Persergolfes war General Townshend 1915, mit ungefähr dreitausend Briten und zehntausend Indern, westwärts vorgerückt, hatte die Türken aus ihren Stellungen am Schat-el-Arab gedrängt, einen auf den Trümmern von Ktesiphon, zwanzig Kilometer vor Bagdad, erfochtenen Sieg gemeldet, wurde aber im November 1915 von neuen Türkendivisionen hundertfünfzig Kilometer weit zurückgeworfen und in Kut-el-Amara eingesperrt. Hundertdreiundvierzig Tage lang hat er sich dort gehalten und sich erst in Gefangenschaft ergeben, als sein Geschoßvorrath fast völlig verbraucht, seine Mannschaft ohne die nöthigste Nahrung, der Entsatzversuch des Generals Aylmer in dem überschwemmten Tigrisgebiet gescheitert, auch die Proviantzufuhr in der heftigen Strömung mißglückt war. Nach dem Verlust von Erserum, Trapezunt und anderen wichtigen Bezirken Westasiens war der Fall von Kut-el-Amara den Türken doppelt willkommen: weil er das Selbstvertrauen der Truppen stärkte und die Gefahr anglo-russischen Zusammenwirkens zu tilgen schien. Das Ereigniß, das die Feinde nur als „einen Sieg des Hungers und des Tigris“ gelten ließen, wurde in den Ländern des Vierbundes mit den üblichen Zeichen frohen Stolzes gefeiert. Jetzt hat General Maude, mit indischen und arabischen Truppen, Kut-el-Amara und, am elften März, Bagdad besetzt. Der Britenlöwe, auf dessen Wink der Großscherif von Mekka sich von dem konstantinopler Khalifat los-

gerissen hat, beherrscht wieder eine Weihstätte des Islam. Wird das zwanzigste Jahrhundert, wie einst das zehnte, drei Khalifen sehen, die einander befehden, ächten, als Glaubensspalter tief unter die Ungläubigen stellen? Während der Erdwesten durch den Hingang der Merowinger und die Krönung Pippins zum König des Frankenreiches geeint wurde, riß der Aufstand der Abbasiden, die unter der schwarzen Fahne (dem Sinnbild erquickenden Schattens) fochten, in den Orient eine breite Kluft. Die geistliche bezwang die weltliche Macht; die Omajjaden mußten den Abbasiden weichen. Damaskus, sagt Gibbon, „war durch die Wahl der Omajjaden geschändet und von ihrem Blut befleckt worden; und nach einigem Zögern legte Al-Mansur (der Bruder des Ab ul Assad, der 754 gestorben war) den Grund zu der Stadt Bagdad, die dann fünfhundert Jahre lang der Kaisersitz seiner Nachkommen war. Der Ort liegt am östlichen Ufer des Tigris; die doppelte Stadtmauer war kreisrund. Die Einwohnerzahl stieg so rasch, daß fast Neunhunderttausend, Männer und Frauen, aus Bagdad zur Bestattung eines wegen seines Heiligenwandels verehrten Mannes pilgern konnten. Ueber den Ursprung des Stadtnamens wird gestritten; die erste Silbe bezeichnet in persischer Sprache einen Garten: also hieß der Ort wohl nach dem Garten des Dad, eines christlichen Einsiedlers, dessen Hütte dort der einzige Wohnraum gewesen war. (Der Name ist auch mit den Worten ‚Das Geschenk des Himmelsherrn' übersetzt, die Stadt Mansurijeh, Dar-es-Salam, die Stätte des Friedens, von den Byzantinern Irenopolis, von Römern Urbs pacis genannt worden.) In dieser Friedensstadt, in der Reichthumsfülle des Orients verlernten die Abbasiden bald die schlichte Enthaltsamkeit der ersten Khalifen und gewöhnten sich in die Prunksucht der Perserkönige. Al-Mansur hinterließ, trotz seinen Kriegen und Bauten, eine halbe Milliarde Mark in Gold und Silber; nach wenigen Jahren aber war dieser Schatz vergeudet. Sein Sohn gab auf einer Wallfahrt nach Mekka sechs Millionen Golddinare aus und belud ganze Kamelheerden mit Schnee, um die Früchte und Getränke für die Hoftafel zu kühlen. Sein Enkel verschenkte vier Fünftel einer Provinzeinkunft, ehe er den Fuß aus dem Steigbügel hob, und ließ über das Haupt seiner Braut tausend Perlen ungewöhnlichen Umfanges hinrieseln. Ein Gesandter aus Griechenland sah die Staatswürdenträger und Lieblingsklaven in einer von Gold und Edelstein schim-

mernden Tracht; siebentausend Eunuchen und siebenhundert Thürhüter in dem Palast, der achtunddreißigtausend Tapeten und zweiundzwanzigtausend Fußteppiche enthielt. Er sah hundert Löwen vorführen und hörte von den achtzehn Aesten eines aus Gold und Silber gefügten Baumes goldene und silberne Vögel Lieder singen, während die Aeste, Zweige, Blätter vom Wind bewegt schienen. Durch diese Wunderpracht wurde der Gesandte vom Wesir bis an die Stufen des Khalifenthrones geleitet." So funkelte die „Hauptstadt der Welt", in die von Chinas, Indiens, Arabiens Märkten der Reichthum strömte. In solcher Pracht hat Scheherzad dem Sultan Schahrjar mit ihren Märchen tausendundeine Nacht gekürzt. Anderen Khalifen gehorchte der Schlaf; und senkte er sich einmal nicht willig herab, so waren im schimmernden Harem siebenhundert Trösterinnen bereit.

„Al-Mansur, der seit der Empörung Ibrahims (des Herrn von Basra) sein Kleid nicht gewechselt hatte, erlebte die Genugthuung, den Kopf des letzten Alliden vor sich gebracht zu sehen, wie sein Bruder den Kopf des letzten Omajjaden. Wenn sich von je her die westlichen und östlichen Provinzen der Reiche des Islam unterschieden, so ist leicht zu begreifen, daß der abbasidische Khalifat seinen Sitz in den östlichen aufschlug, wo seine Macht begründet worden war. Abbas wählte einen Platz am Tigris, von wo er Kufa und Basra zugleich beherrschen konnte. Bagdad war zunächst ein festes Lager auf beiden Seiten des Flusses, das durch Schiffbrücken in Verbindung gehalten wurde; es liegt nicht weit von der alten Metropole Seleucia, die eine Zeit lang die östliche Welt beherrscht hatte. Die Bausteine von Madain, das noch immer bestand, wurden zum Theil dazu verwandt. Doch wollte Al-Mansur so viel Zeit und Geld, wie das Niederreißen der Paläste in Madain und das Herbeischaffen der Baumaterialien erforderte, nicht aufwenden. Der Bau wurde aus schwerem Backstein errichtet; eine doppelte Mauer mit Thürmen sollte die Sicherheit verbürgen. Hier wollte er seinen Sitz nehmen und die treusten seiner Truppen um sich haben. Aber nicht zu Augenblickszwecken der Fürsten allein werden große Hauptstädte gegründet. Sie dienen zugleich als Metropolen der um das Centrum her sich drängenden Völkerschaften und gedeihen zu einem unabhängigen Dasein. Bagdad erfüllte sich, fast gegen den Willen Al-Mansurs, mit Händlern und anderen Einwohnern verschiedener Nationalität; es

wurde die vornehmste Stätte der Vereinigung persischer und arabischer Kultur. Hier hat Ibn Ishak eine Biographie Mohammeds geschrieben. Hier hat Abd Allah Ibn Almokaffa, der damals erst übertrat, die Fabeln des Bidpai aus dem Pehlewi übersetzt und das alte Königsbuch geschaffen, das dem Schah-Nahmeh des Firdusi zu Grunde liegt. Die arabische Poesie trat zurück und die magischen Ideen drangen allmählich wieder vor. Aber auch die Ideen kamen wieder empor, die sich dem Islam entgegensetzten. Mit dem Aufstieg des abbasidischen Khalifates verband sich eine Bewegung des menschlichen Geistes, die auch in Indien Wurzel schlug und die benachbarten turkomanischen Stämme erreichte. Den Kampf gegen Konstantinopel haben Al-Mansur und seine nächsten Nachfolger nicht aufgegeben. Wie die Graeco-Römer in den Zeiten der inneren Umwälzung in Syrien wieder Fortschritte gemacht hatten, so wurden sie durch die Erhebung des neuen Khalifates mehrmals von Gefahren heimgesucht. Dadurch wurde ihre Weltstellung zu ihren Nachbarn wieder geändert." (Ranke.) Harun al-Raschid, der Khalif von Bagdad, dessen Helferdienst Karl der Große höher als irgendeines Anderen geschätzt haben soll, starb 809. Seinem älteren Sohn, Mamun, dem Kind einer Sklavin, hatte er den jüngeren, Emin, vorgezogen, weil in dessen Adern das Blut der Abbasiden rann. Mamun sollte das ostasiatische Gebiet beherrschen, der dritte Sohn, Kasim, als Nachbar des Oströmerreiches regiren und Emin, als Khalif, der Haupterbe sein. Die erste Folge dieser Erbtheilung war Brüderzwist und grausamer Krieg, in dem Mamuns Waffen siegten und Bagdad eroberten; die zweite Folge war die Schwächung des Khalifates, den die spanischen Omajjaden noch einmal an sich zu reißen versuchten. Ein Gegenkhalif wird gewählt, Mamun aber, der den grünen Turban abgelegt und sich wieder in die schwarze Farbe der Abbasidenfahne gekleidet hat, 819 in Bagdad anerkannt. „Unermeßlich breitete sich nun der Handel aus: auf dem Seeweg vom Persischen Meerbusen durch die indischen Gewässer bis nach China hin erreichte er den östlichen Saum der alten Erdfeste. Machte sich darin ein ursprüngliches Talent der Araber geltend, so blühte das Gewerbe, zumal der künstlichen Weberei, das am Euphrat und Tigris von je her heimisch gewesen, unter ihren anstelligen Händen von Neuem auf. Nicht minder lag ihnen der Anbau erlesener Kulturgewächse, die Pflege der Gärten und der Bewässe-

rung am Herzen. Die Ergebnisse all dieser Bemühungen kamen der gesammten mohammedanischen Welt zu Gut; denn die politischen Trennungen innerhalb des Islam hoben die Einheit des Verkehres und der Civilisation nicht auf. In Mamun schlug ohne Zweifel eine Ader persischer Geistesfreiheit. Dem Abscheu der sunnitischen Orthodoxie zu Trotz hat er die Lehre von der Erschaffung des Koran zum Gesetz erhoben. Damit mag seine auf das Reale gerichtete Wißbegier in Zusammenhang sein. Er hat in Bagdad Bibliothek und Sternwarte gegründet, viele Uebersetzungen griechischer Werke angeregt und fürstlich belohnt; unvergessen ist die Gradmessung, die er auf der Ebene von Palmyra vornehmen ließ. Der eigenen Herrlichkeit der Abbasiden war aber keine längere Dauer beschieden als der einheitlichen Macht der Karolinger. Zwei Momente wirkten beim Verfall ihres Khalifates zusammen: das Emporkommen einer konkurrirenden Gewalt von militärischem Ursprung im Centrum der Regirung, einer Gewalt, die dem Beherrscher der Gläubigen zuletzt nichts übrig ließ als seine geistliche Würde; daneben die unabhängige Aufstellung lokaler Dynastien in den Statthalterschaften. Wollte man die Umwandlung kurz bezeichnen, so würde noch nicht hinreichen, generell zu sagen, der Khalifat, der zuvor Papstthum und Kaiserthum in sich vereinte, sei nun in die Stellung des Papstes beschränkt worden. Mit der weltlichen schmälerte sich auch die geistliche Macht des Khalifen; sie ward für den Augenblick auf eine leere theoretische Anerkennung begrenzt und behielt eine reale Bedeutung nur in dem kleinen Umkreis, den der Obergeneral der Leibwache mit seinem Schwert beherrschte, bei der allgemeinen Zersplitterung also wenig über das Weichbild von Bagdad hinaus. Für den Orient kam es nur darauf an, ob sich eine wahrhaft bedeutende weltliche Gewalt von außen her der Stadt des Khalifen bemächtigen werde: nur so konnte die dem Glaubenshaupt verbliebene geistliche Autorität einen weiteren Wirkungskreis zurückgewinnen." Für lange Zeiträume?

Radhi, der zwanzigste Abbasside und neununddreißigste Nachfolger Mohammeds, war in Bagdad der letzte Khalif, der sehr zu dem Volk sprach und die Würde der alten Herrscher wahrte. Schon war die weltliche Gewalt an den Oberfeldherrn, den Emir al-Omara, übergegangen. Der hauste nun, wie ihm gefiel; ließ störrige Sultane einkerkern oder absetzen und scheute niemals den Einbruch in Moschee oder Harem. Drei Söhne Bu-

jehs, eines iranischen Persers von niederer Herkunft, schufen sich im Randgebirg über dem Tigris eine Macht, der das von Parteiung zerklüftete, vom Kampf der einander feindlichen Truppen durchtobte Bagdad nicht widerstehen konnte. Der Bujide Ahmed wird unter dem Khalifen Mustakfi, dem er die Söldner in Gehorsam zwingt, Emir al-Omara, empfängt den Ehrennamen Moëzed-Dawlah, Mehrer des Reichsruhmes; nennt sich selbst aber Sultan, läßt den Khalifen vom Thron stoßen, blenden und durch einen willfährigen Abbasiden ersetzen. Von 945 bis 1055 schalten die Bujiden im Land und dulden den Khalifat, der allgemach, wie die Fahne des Abbas, ein Schatten wird. Wer hebt ihn aus Verkümmerung wieder in Kraft? Ein Türke: Sultan Mahmud von Ghazna, der Afghanistan und Balutschistan fest in den Islam einknüpft, in Medien den Bujiden wichtige Plätze abringt, nach Indien vordringt und den Ganges überschreitet, den Mohammedanismus auf indischer Erde ansiedelt, dadurch der Erdgeschichte, Erdpolitik den Weg in neue Nothwendigkeit, neue Möglichkeit bahnt und in Bagdad als die Hoffnung und Stütze des Reiches auf den Kanzeln gepriesen wird. Den ersten welthistorisch bedeutenden Türken nennt ihn Ranke; eine große Gestalt in der Vorhalle der türkischen Geschichte. „Er hat Schulen gestiftet, die er reich beschenkte. Er ruhte nicht, bis er einen ganzen Kreis von persischen Hofdichtern um sich versammelt sah; vor Allem: er hegte und ermunterte Firdusi. Unter seinen Augen kam das Schah-Nameh zu Stande, an dessen Stoff Jahrhunderte gearbeitet hatten, das jedoch nun erst seine unzerstörbare Form empfing; ein Gedicht voll Geist und Tiefsinn, unübertroffen an Nationalgefühl, eine Darstellung orientalischer Sagen von historischem Ernst, die ihresgleichen nicht hat." Um den Häuptling Seldschuk schaart sich in der Kirgisensteppe eine bewaffnete Horde, die, nach Mahmuds Tode, die Bujiden übermächtig bedrängt und ihren Führer, Toghrilbeg, einen Enkel Seldschuks, in den Rang des Emir al-Omara einsetzt. Da er dem Khalifen den Machtschein rettet, erhält er den Titel des Königs in Ost und West, jede von ihm erlangte Gnade, endlich sogar die Hand der Sultanstochter und sichert der jungen Türkenmacht so das Vorrecht auf den Khalifat. „Wer wollte den Schaden ermessen, den die türkische Invasion über Wohlstand und Kultur der von ihr betroffenen Landstriche bringen mußte! Doch die frische, kriegerische Nationalität der türki-

schen Schwärme verlieh dem Islam Asiens einen Schwung, der ihn in den Stand setzte, dem griechischen Kaiserthum und der egyptischen Macht der Fatimiden mit siegreichem Angriff entgegenzutreten: ein Konflikt von weltgeschichtlicher Wirkung, insofern dadurch die Kreuzzüge ins Leben gerufen wurden." Für eine Weile hängt alle Macht muslimanischer Fürsten wieder an dem Willen des Khalifen, der das Zeichen ihrer Würde gewähren oder weigern kann. Im Jahr 1256 bricht Hulagu, ein Enkel des Dschengis Khan, mit seinen Mongolen in Persien, dann in Mesopotamien ein. Der Khalif Mustasim lehnt das Gebot, sich zu unterwerfen, ab; mit schroffer Rede, hinter der keine Widerstandskraft in Bereitschaft ist. „Den Thron der Abbasiden stützt Gottes Gnade, die seine Feinde auf Erden und im Jenseits vernichten wird. Wer ist dieser Hulagu, der wider den Beherrscher der Gläubigen ins Feld zu rücken wagt? Frieden und Verzeihung seines Frevels kann er nur erlangen, wenn er sofort das heilige Gebiet räumt und mildes Gericht erfleht." Worte hemmen den Siegeslauf des verwegenen Mongolen nicht. Nach sechs Wochen thront er in Bagdad, läßt die Stadt plündern, die Bibliothek verbrennen, den Khalifen, der alle Schätze aus dem Versteck ans Licht bringen muß, mit seiner ganzen Sippe töten. Bagdad war die Hauptstadt des Khalifen gewesen. Der hat, ohne rechte Herrschgewalt, fast ein Vierteljahrtausend dann noch in Kairo gehaust. Im Jahr 1387 überrennt Timur die wehrlose Stadt Bagdad und verbannt, um ihr auch über die Geister die Macht zu nehmen, alle Gelehrten nach Samarkand. Das wählt er zum Herrschersitz und kehrt von jedem Feldzug dorthin zurück. Auch von Dehli, vor dessen Mauern er die Elephanten des Inderheeres durch zusammengekoppelte Auerochsen scheu machte und zersprengte und auf dessen heiligem Boden er sich Kaiser von Indien hieß. Im siebenundsechzigsten Lebensjahr heischt er, 1402, bei Angora den Osmanensultan Bajesid zum Kampf. „Unter Bajesids Schaaren dienten Serben, alle in Schwarz gekleidet. Wie wild sind diese Derwische, sagte Timur; es sind nicht Derwische, sondern Christen, wird ihm geantwortet. Bajesid wird geschlagen und inmitten seiner Janitscharen gefangen. Was, fragt ihn Timur, würdest Du thun, wenn Du mich so hättest, wie ich Dich habe? Ich würde, entgegnet der wilde Bajesid, Dich in einem Käfig herumführen. So, sagt man, that ihm Timur; er machte alle kleinasiatischen Emire von ihm frei und kehrte herr-

licher als je nach Samarkand zurück. Indem er sich aufmachte, China zu erobern, starb er 1405 am Jaxartes. Sein Lauf war wie der Gang des Schicksals. Unter den Eroberen ist er wohl Derjenige, der das größte Stück Welt eingenommen hat, der Napoleon des Ostens." Doch den Vordrang der Osmanen hat er nicht zu hindern vermocht. Achtundvierzig Jahre nach seinem Tod stürmten sie Konstantinopel. Das wurde bald die Hauptstadt des Islam und der Sitz des Khalifen, dem, freilich, weil er nicht von Mohammed, nicht von dessen Vetter und Eidam Ali abstamme, das Recht auf die höchste geistliche Würde immer bestritten wurde. Nie aber ist diese Würde den Osmanen entrissen worden.

Jetzt sind sie aus Europa fast, aus Afrika ganz verdrängt, haben Kairo und Alexandria, Mekka und Medina, Erserum und Trapezunt, Basra und Bagdad verloren. Dem oft besonnenen Versuch, ihnen den Khalifat zu nehmen, wird den Briten, insbesondere dem Heißsporn Lord Curzon, die Stunde günstig scheinen. Noch im Märzheft der von zwei Muslimanen herausgegebenen Zeitschrift „Die islamische Welt" wurde gesagt: „Die Eroberung der den Herzen aller Mohammedaner sunnitischen und schiitischen Bekenntnisses gleich ehrwürdigen einstigen Khalifenresidenz hätte den Engländern einen ganz beträchtlichen Nimbus verliehen und auf alle Mohammedaner einen gewaltigen Eindruck gemacht. In den Schlagwörtern Berlin-Bagdad oder Hamburg-Bagdad spricht sich der Triumph des deutschen Weltgedankens über die ränkevolle englische Einkreisungpolitik aus." In den Schwankungen unberechenbaren Krieges meidet der Politiker die Schallbezirke solcher Fanfaren. Bagdad, das der vierte Türkensultan Murad 1638 den Persern nahm, ist nicht nur als Markt für Baumwolle, Wolle, Seide, Leder, als Stapelplatz für Kleinasien, Syrien, Südosteuropa und als Hauptstation der zu viel besprochenen Bahn wichtig; mehr noch, mindestens bis in den Tag, der Baku und Bombay durch Eisenstränge verbunden sieht, als Knotenpunkt auf dem trockenen Weg nach und aus Indien. In Bagdad wohnen Perser, Inder, Araber, die auf Flügeln aus britischem Gold in ihre Heimath eilen und geschwind die Kunde verbreiten können, daß die Mondsichel nicht mehr über der Handelsstadt am Tigris (Schat) schwebt. Nie wieder schweben wird? General Maude muß noch beweisen, daß er unüberwindlich ist. Bald aber können wir den Versuch neuer Khalifatsordnung erleben. England wird

kaum lange säumen, den siebenzig Millionen indischer Mohammedaner, gegen deren Willen die Herrschaft am Ganges nicht zu halten ist, und den Arabern, von deren Kriegerleistung es viel erhofft, ein neues, ihm sicheres Glaubenshaupt zu geben. In Carnarvon hat Herr Lloyd George am vierten Februar (in einer Rede, die auch der Feind die männlichste, wahrhaftigste, von Schminkünsten freiste aller in Kriegszeit irgendwo von Ministern gehaltenen Reden nennen muß) offen die im Orient gemachten Fehler bekannt; daß er neue nicht merken, die der Sache des Britenreiches günstige Zeit vertrödeln werde, ist nicht wahrscheinlich. Der Deutsche scheut das Gesicht und die Stimme der Wirklichkeit nicht furchtsamer als der Brite; auch er will in dieser größten Krisis aller Erdgeschichte sehen und hören, was ist. Nur ein Tropf kann die Bedeutung des Machtwandels im türkischen Asien leugnen; nur Einer, den die Erdkarte nichts lehrte oder der sich selbst belügt, um Anderen besser zu lügen. Seit dem Geburtstag des von schwärmender Hoffnung begrüßten Tauchbootkrieges (der in den Bezirk „militärischer Angelegenheiten" gereiht und dadurch dem Urtheil des Politikers entrückt worden ist) haben die größten Republiken der Erde, die Vereinigten Staaten von Amerika (ungefähr hundert) und China (ungefähr dreihundertvierzig Millionen Einwohner), den Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit dem Deutschen Reich beschlossen. Gehen die Vereinigten Staaten, die Mexiko nur wie die Fliege den Kutscher belästigen könnte, von bewaffneter Neutralität, gegen den Herzenswunsch des Präsidenten Wilson und seines Freundes Bryan, in Kriegszustand vorwärts, so sind zwei Erdtheile ganz, zwei auf ihren Hauptflächen das Schöpfgebiet unserer Feinde. Die Beringstraße (zwischen Amerika und Rußland), der Seeweg von Franzisko nach Nikolajewsk und Wladiwostok wird wichtig, ein nicht nur von der Absicht auf Wirthschaftvortheil bestimmter Dreibund Amerika-China-Japan möglich. Der ist lange schon das Ziel britischer Sehnsucht: weil er dem von amerikanischer Sorge und von chinesischer Obhutpflicht erlösten Japan kräftigeren Eingriff in den Krieg gestatten und die Abdämmung des deutschen Einflusses von den reichsten Märkten der Zukunft vorbereiten würde. Die Drei sind nicht unter einen Hut zu bringen? Das sagten die Ewig-Gestrigen auch, ehe Britanien, Frankreich und Rußland den Schutzverband knüpften. Ehe sie sich in Ohnmacht dem Feind beugen, werden sie alles Erdenk-

liche versuchen; und die Grenzen des Erdenkreichen sind einer Mächtegruppe nicht eng gezogen, der Afrika und Australien hörig sind und die von New York und dem Hudson bis nach Petrograd und dem Peipussee, von Kamtschatka bis nach Trapezunt Land und Wasser beherrscht. Das Fürchten lernen wir nicht. Wissen aber, daß Bagdad der Rede werth und mit neuer Gefahr zu rechnen ist, wenn den Russen die Vereinung mit den Briten gelingt.

Ist das Khalifenrecht, mit dem vor genau vierhundert Jahren der Türkensultan, als Eroberer Egyptens, sich umgürtet hat, auf dem Kreuzfahrerweg nun nach Berlin gelangt? Als russische Minister noch in der Reichsduma scherzen durften, erheiterte Herr Sasonow die Gäste des Taurerpalastes einst mit der Vorstellung des berliner Khalifates, in dem die Machtbleibsel von Omajjaden, Abbasiden, Osmanen vereint werden sollten. Der Einfuhrversuch, den wir jetzt sehen, zwingt zu ernsterem Widerspruch. In der Welt des Islam darf der oberste Glaubensrichter, der Statthalter des Propheten, seine Wachmannschaft, die ihm Auge und Ohr ist, bis in die dunkelsten Schachte muslimanischen Erlebens und Wollens schicken, jeden Plan, den Keim des Trachtens sogar vor sein Gericht tragen lassen und, wenn es ihm nothwendig scheint, an dem Geist ahnden, den Taumel oder Irrthum vom schmalen Pfad frommer Tugend trieb. Die vom Papst eingesetzten Behörden haben ähnliche Rechte und Pflichten. Dem Deutschen Reich waren sie bis gestern fremd; und müssen ihm morgen wieder fremd werden. Zweiunddreißig Monate Belagerungzustand, der das wichtigste Bürgerrecht, das der Menschenwürde und, wie jeder Alltag lehrt, der Staatsgesundheit unentbehrliche, wie ein Hälmchen knickt, drücken der Sitte, dem Wesen der Zeit, der Willenssumme, die uns Charakter heißt, ihre Spur tief ein. Weh dem Lande, dem sie obendrein noch die Auferstehung atheniischer Sykophanten, römischer Delatoren, venezianischer Inquisitoren und Angeber brächten! Ist nicht zu vermeiden, daß die Wohnung Eines, dem ein Ungerufener durchs Telephon Kaffee oder Schweinsbraten angeboten hat, die Handtasche Einer, die zwischen Berlin und Bernau sechs frische Eier oder ein Kalbszünglein erhandelt haben könnte, durchschnüffelt wird: trocknet die Erinnerung mit anderen Unkräutern, die unter jedem Himmel heute zwischen Klubsesseln

und Klappermaschinen putziger Wahnorganisatoren aufwuchern. Das luftige Reich des Gedankens aber bleibe der Spürmeute, der Witterrüden mit sieben Schlössern, sieben Riegeln gesperrt. Wenn Drei oder Dreißig ein Hotelzimmer miethen und darin erörtern, was nach ihrer Meinung, ihrer Mehrheit und Minderheit, dem Reich schaden, was nützen müsse, hat kein Schreiber noch Redner das Recht, ihr Gespräch und den Entwurf ihrer Bittschriften auf den Markt zu zerren. Ob Staatsweisheit oder Kindergemüth aus ihnen spricht, ob sie einen Würdenträger stützen oder vom Sitz stoßen wollen: keinen nicht in ihren Klüngel Geladenen hats zu kümmern. Das laut zu sagen, war vor der Wirrung allen Staatsgefühles, vor dem Verdampfen des Inbegriffes von Anstand nicht nöthig. Nach dem Stank, der in der ersten Märzwoche Reichstag und Presse verpestete, muß es gesagt werden. Ein paar Männer, die, nach meiner Ueberzeugung, weder wissen, was ist, noch je nüchtern erwogen, was werden könne, deren reiner Wille aber nicht besudelt werden soll, hatten in einem Hotel den Plan besprochen, den Kaiser um die Wahl eines anderen Kanzlers zu bitten. Das war ihr Recht; eins, das noch in der Hauptstadt der zweihundert Kriegsämter kein Kanzler und kein ins Tribunenkleid vermumter Lakai ihnen wehren durfte. Gerade, weil ihre Politik auf einem anderen Planeten als meine wuchs, darf ich dick unterstreichen, daß sie durchaus im Recht, die Angeber in häßlichstem Unrecht waren. Jeder Deutsche darf (Donnerwetter!) doch wohl noch dem Reichshaupt andere Berather wünschen und mit ihm zuverlässig Dünkenden den Weg suchen, der solchen Wunsch in Erfüllung führen kann. Obs gegen Herrn von Tirpitz oder gegen Herrn von Bethmann, gegen den Preußischen Landwirthschaftminister oder nur gegen den für den Nährmittelwirrwarr verantwortlichen Reichssekretär des Innern geht: Jacke wie Hose. Ein als Gast oder als Kellner Zugelassener mag geschwatzt haben; und Kerlchen, die sich im Zwielicht für Demokraten ausgaben, brüsteten sich in den Purpur des Großinquisitors. Lachet sie derb aus, wenn sie wieder nach Gedankenfreiheit wimmern. Und säumet nicht länger, Deutschland, ehe die Neidsaat der Unfreiheit auch kräftigere Seelen vergiftet, von dem Druck zu erlösen, der tapfere Rede und Schrift über die höchsten Werthe der Menschheit und Volkheit hindert und das Parlament in ein Klatschkränzchen, die Presse in eine Petzerfibel wandeln muß.

Gespräch der Mütter.

In einer kleinen, hübschen Stadt am Gebirge, die, dank ihrer gesunden und angenehmen Lage, viele in den Ruhestand gelangte Beamte, Offiziere und Gelehrte mit ihren Familien herbergte, fanden sich, allwöchentlich, in einem ländlichen Gasthaus dicht vorm Thor, vier gute Freundinnen zusammen, Witwen alle vier, die das sechzigste Jahr schon überschritten hatten. Sie stammten alle, wie ihre Männer, aus der selben gesellschaftlichen Schicht, kannten sich seit vielen Jahren, hatten manche Freude und manche Sorge mit einander getheilt, und da sie die letzten paar Jahre ihres Lebens in der Welt, das Leben an der Seite ihrer Männer also, zusammen in der Hauptstadt verbracht hatten, waren sie durch vieltausend kleine Fäden und Beziehungen verbunden. Die Erste, die Witwe geworden war, hatte sich in die ruhige Stadt am Gebirge zurückgezogen, und die drei Anderen waren ihr bald gefolgt. Hier, in der behaglichen Stille der kleinen Stadt, schlossen sie sich noch fester und enger zusammen als früher, und da sie keine großen Pflichten, keine wichtigen Arbeiten und keine Sorgen hatten, vereinten sie sich zu einem festen Freundschaftbund, mit dem Vorsatz, einander das Leben hübsch zu machen und sich für den Rest der Tage zu helfen und zu stützen.

Fast täglich sahen sie sich, aber von allen Tagen der Woche war ihnen der Mittwoch der liebste; denn da trafen sie sich bei Kaffee und Kuchen im Schützenhaus. Dieses Gasthaus liebten sie alle mit einer besonderen Zärtlichkeit, weil Jede von ihnen in ihrer fernen Jugend dort ein Fest mitgemacht hatte, von dem in jedem Herzen ein ganzes Bündel duftender Erinnerungen zurückgeblieben war.

Die vier Frauen waren Mütter erwachsener Kinder, aber keins der Kinder war in der Nähe, sondern alle hatte das bunte und wechselreiche Leben in die Ferne geführt und alle hatten in fremden Ländern ihre Arbeit und ihr Glück gefunden. So kam es, daß diese vier Mütter ihre Kinder selten sahen, ja, es gab Zeiten, in denen eine manchmal Monate lang nichts von den Kindern hörte, die sie geboren hatte. Aber da Jede die Kinder der Anderen kannte, liebten sie es sehr und es war in ihrer Einsamkeit ein Trost für sie, von den Abwesenden zu sprechen. Die Briefe der Kinder enthielten ja niemals Geheimnisse; deshalb wurden sie, deren Ankunft immer ein kleines Fest war, im Kreis herumgegeben und Jede der vier Mütter wußte vom Leben der fernen Kinder; wußte so viel wenigstens, wie in den Briefen stand.

Eines Tages, als die vier Mütter wieder im Schützenhaus saßen, stieß eine fröhliche alte Jungfer für eine kleine Weile zu ihnen und nahm neben ihnen in der Laube Platz. Ein altes Landadelfräulein von Pressenthin; aber sie wurde in der ganzen Gegend von Groß und Klein die Tante Mustapha genannt, weil sie, wie ein dunkles Geschwätz wissen wollte, im ersten Winter ihres Erscheinens am Hofe

Friedrich Wilhelms des Vierten eine Liebesgeschichte mit einem Türken gehabt haben sollte. Niemand wußte recht, ob etwas Wahres an diesem Gerücht sein mochte. Thatsache war nur, daß das schöne und reiche Mädchen jeden Freier abgewiesen hatte. Sie war lustig, ein Wenig herb und liebte manchmal, sich männlich und weichen Gefühlen unzugänglich zu zeigen.

Als das alte Fräulen sich zu den Müttern setzte, war gerade wieder einmal von einem der fernen Kinder die Rede gewesen, von dem jungen Kurt Sybel, der in Afrika eine Farm hatte.

Tante Mustapha hörte ein Weilchen zu, als von einem Brief aus Afrika wie von einem großen Ereigniß gesprochen wurde. Dann sagte sie plötzlich, mit einem kurzen und trockenen Auflachen „Nun erzählt mir doch, bitte, einmal um Gottes willen, wozu Ihr all die Schmerzen und all die Sorgen um Eure Kinder gehabt habt. Seid Ihr nicht gerade so allein wie ich? Eure Kinder sitzen in den unwahrscheinlichsten Ländern, weit von Euch, und keins hat es sehr eilig, Euch zu besuchen. Jedes lebt seinen Weg, jedes läuft auf seiner Straße dahin; Ihr sitzt hier allein, und wenn Ihr auch nicht grade so dasteht wie die Henne am Teich, der die Entlein weggeschwommen sind, so müßt Ihr doch, wenn Ihr ehrlich seid, zugeben, daß es Euch im Grunde eben so gegangen ist wie der Henne. Eure Kinder sind Euch über den Kopf gewachsen, und Ihr habt sie verloren." Und als sie die betrübten Gesichter der alten Frauen sah, die einander rathlos anblickten, sagte sie: „Natürlich! Ich kann mir denken, daß es weh thut, daß es Schmerzen macht, seine Kinder so herzugeben und auch nur daran zu denken. Deshalb danke ich auch meinem Schöpfer, daß ich keine habe. Darum freue ich mich auch, daß ich mein Herz an keinen Menschen und an nichts gehängt habe. Wer liebt, ist immer wie ein Spieler, der in der nächsten Stunde Alles verlieren kann. Dafür danke ich. Ich halte es mit kleinen Zinsen und ruhigem Schlaf. Gute Nacht!" Dann trank sie noch schnell ihre Tasse Kaffee aus, stand auf und ging mit ihren rüstigen, männlichen Schritten davon.

Die vier Mütter sahen ihr eine Weile schweigend nach; ein Bischen waren sie doch aus der Fassung gebracht. Endlich sagte die Aelteste, Kamilla Rothenthurm, die Witwe des Landgerichtspräsidenten, nach einem tiefen Seufzer, mit feuchten Augen: „Sie hat eigentlich Recht; und wir belügen uns selbst, wenn wir uns gar so sehr über diese Briefe freuen und uns einreden, daß uns die Kinder noch gehören. Ich habe mir schon oft gedacht, daß ich meine längst verloren habe, meinen Sohn und meine Tochter auch."

Die drei Anderen nickten und mußten ein kleines Weinen unterdrücken. Nur die Jüngste, Frau Anna Sybel, die Generalswitwe, faßte sich schnell und sagte lächelnd: „Gewiß haben wir die Kinder verloren, wenn sie ins Leben gehen, aber darum dürfen wir nicht aufhören, sie zu lieben. Ich wenigstens habe mich früh an den Ge-

danken gewöhnt, daß ich meinen Jungen hergeben muß. Weil ichs gethan habe, bin ich darüber hingekommen. Ich habe sogar fertig gebracht, ihm alle Wege nach Afrika zu ebnen, obwohl ich genau wußte, daß er mit dieser Reise aus meinem Leben verschwinden werde."

„Ja," sagte Frau Dora Kreß, die Witwe des berühmten Professors (und stieß hart mit ihrem Stock auf, den sie niemals aus ihrer Nähe ließ): „Ja, es ist wirklich wahr. Wir haben unsere Kinder verloren und es ist Feigheit, wenn wirs uns nicht eingestehen."

Nun schwiegen die Vier eine kleine Weile.

Dann sagte die Vierte, Luise Bothmer, die Witwe des Konsistorialraths: „Wahr ists. Man weiß es nur nicht recht, weil man gar nicht merkt, wie es kommt, daß man sie verliert. Und doch muß einmal der Augenblick da sein, in dem sie von uns gehen. Ich könnte mich besinnen und besinnen, aber ich wüßte nicht zu sagen, wann es eigentlich gewesen ist."

Frau Anna lächelte, mit dem wehmüthigen Lächeln, das sie manchmal hatte: „Besinn Dich nur, dann wird es Dir schon einfallen."

„Weißt Du denn, wann es bei Dir gewesen ist?" sagte die Frau Konsistorialrath.

„Ganz genau."

Drei lebhafte Stimmen antworteten: „Erzähle! Das mußt Du uns erzählen."

„Gern. Das heißt . . . Aber . . ."

Nun machte die Aelteste, Frau Kamilla, eine lebhafte Handbewegung und sagte: „Ich weiß auch, wann es bei mir gewesen ist. Ich weiß es ganz genau und will es Euch gleich erzählen. Und dann müßt Ihr auch erzählen; Euch wird schon einfallen, wie es gekommen ist. Aber ich will anfangen, denn ich bin die Aelteste und unsere gute Anna soll zuletzt an die Reihe kommen, denn sie ist die Jüngste und unser Nestküken. Sie soll erst hören, was wir alten, erfahrenen Frauen erlebt haben."

Man setzte sich zurecht, rückte die Stühle hin und her, legte die Handarbeiten weg und richtete sich auf das Zuhören ein. Dann fing Frau Rothenthurm ihren Bericht an.

„Ihr wißt, mein Mann ging so in seiner Arbeit auf, daß er für Frau und Kinder wenig Zeit hatte. So kam es, daß die Erziehung der Kinder eigentlich ganz in meiner Hand lag, und daraus erwuchs denn ein so inniges Zusammenleben von uns Dreien, daß alle anderen Mütter mich darum beneideten. Meine Kinder hatten keine Geheimnisse vor mir, sie weihten mich in all ihre Sorgen und Nöthe und Schmerzen ein, und da ich, was ich wohl ohne Selbstlob von mir sagen kann, geschickte Hände habe, gelang es mir (oder ich glaubte wenigstens, daß es mir gelang, ihnen den Lebensweg zu ebnen, ihnen alle Dornen und Steine aus dem Wege zu räumen. Ich freute mich

des Glücks der Gegenwart, ohne viel an die Zukunft zu denken. Ich war in meinem Glück so sicher, daß ich niemals dachte, in unserem Zusammenleben könnte sich einmal Etwas ändern. Meine kleine Tochter war ein ernstes und in sich gekehrtes Menschenkind, das sich nichts aus den Kränzchen und Bällen und Spielen der jungen Mädchen machte. Ich glaubte ihr aufs Wort, wenn sie mir sagte, daß sie niemals heirathen und mich niemals verlassen werde. Als sie älter wurde, bedrängte sie uns, wir sollten ihr erlauben, irgendeinen Beruf zu ergreifen. Da sie ein hübsches kleines Talent für allerlei Handarbeiten und Kunstfertigkeiten hatte, erlaubten wir ihr, sich zur Lehrerin in diesen Fächern auszubilden. Zwei Jahre arbeitete sie an ihrer Ausbildung; und war glücklich. Sie entwickelte sich in diesen Jahren zu immer größerer Selbständigkeit und wir hatten viel Freude daran, daß sie so klug und verständig war. Eines Tages überraschte sie uns mit der Nachricht, daß sie sich mit einem jungen Arzt verlobt habe, der nach Peking an die Gesandtschaft gehen wolle. Weil gegen diese Verbindung nichts einzuwenden war, mußten wir unsere Einwilligung geben. Ich gab sie gern und schnell . . . Nein: beinahe im Zorn, wenn ichs recht überdenke; denn ich war meinem Kind böse geworden. Nicht etwa, weil sie ihr Versprechen nicht gehalten, sondern, weil sie eine Heimlichkeit vor mir gehabt hatte. Diese Heimlichkeit trennte mich von ihr; und wegen dieser Heimlichkeit hätte ich auch nie den Schwiegersohn so mütterlich lieben können, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Die gute Else hatte unser Leben zerstört. Und mir war fast lieb, daß sich ihr neues Dasein in dem fremden Land abspielen sollte. Sie hat mich, wie Ihr wißt, zweimal besucht, hat mir auch meine Enkelkinder gezeigt; aber es waren fremde Kinder für mich; und meine Tochter und ich, wir sind uns auch nicht wieder näher gekommen. Ich muß sagen, daß ich diesen Verlust, wenn er mir im Anfang wehgethan hat, doch schnell verwunden habe. Das Schwere, das Unvergeßliche kam später. Den allergrößten Schmerz meines Lebens that mir mein Sohn an. Nicht aus Bosheit und Schlechtigkeit, nein: es mußte wohl so sein. In den Tagen, wo ich durch meines Mannes Tod ganz einsam wurde, klammerte ich mich noch mehr als sonst an den Jungen, den ich erzogen, für den ich gelebt hatte. Als mein Mann begraben war, als wir Alles geordnet hatten und als ich nun für unser zukünftiges Leben Pläne machte, gestand er mir, daß er auch schon seine Pläne und seine Wünsche habe, daß ihm eine Frau begegnet sei, die er liebe, die er mehr liebe als seine Mutter . . . . Als er mir Das anvertraute, war mir, als ob ein Blitz vor mir niederschlüge, als wäre mein ganzes Leben vernichtet. Die Arbeit vieler Jahre war sinnlos geworden; alle Hoffnungen für die Zukunft brachen zusammen. Zuerst hatte ich mir, heute will ichs gestehen, in der heimlichsten Kammer meines Herzens vorgenommen, um ihn zu kämpfen. Ich wollte Alles aufbieten, um ihn von dieser Frau zu trennen, an die ich ihn verlieren sollte. Ganz abenteuer-

liche, ganz wilde und verwegene Pläne habe ich damals in schlaflosen Nächten erwogen und mit mir herumgetragen. Schließlich habe ich doch keine Hand gerührt. Ich habe seine Kreise nicht gestört. Ich sah, wie seine Kraft sich steigerte, wie sein ganzes Wesen reiner, erhöht und bedeutender wurde, wie er, von der Liebe getragen, über sich selbst hinauswuchs. Wie hätte ich ihn halten dürfen? Ich ließ ihn also los, ließ ihn ins Leben und zu der Frau gehen, die er liebte. Er heirathete und dann wurde ihm gleich die südamerikanische Stellung angetragen, die er heute noch hat, und er ist bald nicht nur aus meinem Haus und aus meiner Nähe, sondern auch aus dem Lande gegangen. Ich war ganz allein und kam hierher. Ich habe von ihm nun nichts mehr als die Freude, zu wissen, daß er in seiner Arbeit und in seinem Haus glücklich ist. So habe ich meinen Jungen verloren."

Die drei Anderen saßen nachdenklich; dann legte Luise Bothmer ihre Hand auf den Arm der Freundin und sprach: „Du hast doch lange Deine Kinder gehabt und Dich viele Jahre an ihnen freuen können, hast mit ihnen und um sie keine Kämpfe erlebt. Mir ists mit meinem Einzigen schlimmer gegangen. Ich habe ihn auch viel früher verloren als Du. Das ist mir jetzt eben, während Du erzähltest, zum Bewußtsein gekommen. Früher habe ich es niemals ganz deutlich gespürt." Sie schwieg ein paar Augenblicke. „Ihr wißt, daß mein Mann und ich aus alten Pfarrherrenfamilien stammen, die im Lauf der Jahrhunderte unserer Kirche viele Geistliche, viele fromme Diener des Wortes geschenkt haben. Als uns endlich, nach fünfjähriger kinderloser Ehe, der Sohn geboren wurde, der unser einziges Kind blieb, nannten wir ihn Theodor, weil Gott ihn uns noch geschenkt hatte. Wir wußten es gar nicht anders, als daß er auch Pfarrer werden sollte, wie seine Väter und Großväter gewesen waren. Er kam aufs Gymnasium, ging schnell und leicht von einer Klasse zur anderen und wir freuten uns darüber, daß er, wie er als Kind schon gern im Spiel gepredigt hatte, jetzt ausrechnete, wann er wohl in der Kirche seine Probepredigt halten könne. Bis zur Prima ist ganz gewiß in seiner Seele auch nicht der leiseste Gedanke aufgestiegen, daß er die Regel brechen und einen anderen Beruf ergreifen könnte. Wie er Alles halb im Spiel gethan und erledigt hatte, was die Schule von ihm verlangte, so bestand er auch die Abschlußprüfung leicht und fröhlich. Wir beschlossen, ihm ein halbes Jahr Ruhe zu gönnen, ehe er auf die Universität kam. Als er uns eines Tages bat, wir möchten ihm erlauben, mit einigen Kameraden eine Reise an den Rhein zu machen, thaten wir Das gern, denn er war ein gutes Kind und wir freuten uns, daß er einmal einen Wunsch aussprach. Er lebte sonst so still und bescheiden, ganz zufrieden mit Dem, was der Tag ihm brachte, daß wir uns manchmal über diese Wunschlosigkeit wunderten, die zu seinen Jahren nicht recht stimmen wollte. Die Reise ging an den Rhein, ging aber auch in das Industriegebiet, in die Gegend der Fabriken und Bergwerke, wo einer der Freunde, mit denen er wanderte,

Verwandte hatte. Auf dieser Reise nun hat er seine Schicksalsstunde erlebt, vor dem großen Schwungrad in der Maschinenhalle eines Bergwerks. Vor dieser Maschine ist ihm, so gestand er mir gleich, als er nach Haus kam, plötzlich aufgegangen, daß er ein schlechter Theologe werden würde, daß die Gottesgelehrsamkeit für ihn ein verschlossener Garten sei, und daß er nur als Maschinenbauer glücklich sein und Das vollbringen könne, was Gott von ihm erwartete. Ich lächelte zuerst, als er mir solche Dinge erzählte. Ich dachte, diese Träume müßten schnell vorübergehen. Ich verschwieg sie vor seinem Vater, dem ich jede Erregung und Bewegung gern aus dem Wege räumte, weil ich wußte, daß er für solche Träume der Jugend, für solche schnellen Bewegungen einer jungen Seele keinen rechten Sinn mehr hatte. Ich versuchte denn auch, meinem Jungen diese Dinge wieder auszureden, ihn wieder zu Dem zurückzuführen, was Jahre lang sein Wunsch und sein Lebenswille gewesen war. Aber ich merkte bald, daß er einen festen, unerschütterlichen Entschluß gefaßt hatte, daß meine Worte, meine Bitten, meine Beschwörungen keinen Einfluß mehr auf ihn hatten. Etwas stand zwischen uns: ich fand den Weg zu seiner Seele nicht mehr. Sein Herz, das bis dahin offen vor mir gelegen hatte, war mir verschlossen, ein Fremdes lebte in ihm, das ich nicht kannte, von dem ich nichts wußte, mit dem ich nichts beginnen konnte. Er drängte in ein Leben und in eine Welt, die uns ganz fremd und fern war, in eine Welt, die wir (ich will nicht gerade sagen, mit Verachtung), doch mit Geringschätzung ansahen. Wir begriffen nicht (denn es ging natürlich nicht an, seinen veränderten Sinn dem Vater lange zu verhehlen), wie er eine Welt des Geistes verlassen konnte, um in eine Welt harter Arbeit, des Hastens und Jagens und der wilden Geschäftigkeit hinabzusteigen. Aber er hatte seinen Entschluß gefaßt. Unseren Wünschen stand sein junger, unbeugsamer Wille gegenüber. Und weil es schließlich nichts Schlechtes war, was er thun wollte, mußten wir ihm seinen Willen lassen und er wurde, was er werden wollte: Maschinenbauer. Er fing ein eigenes Leben an, das wir nicht mitleben konnten. Als er dann nach Amerika ging, wo er größere Aufgaben und weiter gesteckte Ziele fand als hier, wunderten wir uns nicht. Wir haben auch keinen Versuch mehr gemacht, ihn zurückzuhalten. Wir hatten ihn ja doch verloren; an dem Tag, an dem er von seiner Reise zurückkam, oder eigentlich schon an dem Tag, wo er das Schwungrad und die großen Maschinen gesehen hat, die ihn so entzückten; denn sehr viel später, als er kam, um mich hier nach meines Mannes Tod zu besuchen, hat er mir eingestanden, daß er in jener Stunde den Entschluß gefaßt hatte, auch gegen uns, gegen unseren Willen, wenn es nothwendig sein würde, seinen Weg zu gehen. Er hatte uns aufgegeben. Wir hatten ihn verloren."

Es kam wieder ein kleines Schweigen. Dann sagte Dora Kreß: „Du hast Deinen Sohn an das Leben und an den Beruf verloren, früher als unsere Kamilla; aber ich habe meine beiden Söhne noch

früher verloren als Du. Und als sie sich von mir lösten und von uns wegdrängten, wußte ich noch nicht einmal, was für ein Ende es mit ihnen nehmen würde." Sie schloß einen Augenblick, als müßte sie sich besinnen, die Augen und fuhr fort: „Ihr wißt, daß wir, als mein guter Mann noch Arzt war und noch Niemand an seine Berufung in die Universität dachte, in einer kleinen Stadt lebten, wo es mit den höheren Schulen nicht gerade gut bestellt war. Wir mußten also unsere beiden Jungen recht früh aus dem Haus geben, wenn wir nicht wollten, daß sie die Grundlage ihres Wissens auf einer mittelmäßigen Schule erwerben sollten. Sie waren noch rechte Kinder, als sie fortkamen. Wir gaben sie in die Residenz und zu Verwandten meines Mannes, lieben Leuten, die selbst keine Kinder hatten und die glücklich waren, unsere Kinder, die später einmal auch ihre Erben werden sollten, bei sich zu haben. Ich wußte, daß meine Kinder in diesem Hause so gut aufgehoben sein würden, wie man sichs nur wünschen kann. Mein Mann und die Verwandten begriffen gar nicht, warum ich so heftig weinte, als ich von ihnen Abschied nehmen mußte. Aber mir war so unsäglich schwer ums Herz. Ich konnte auch nicht wieder recht froh werden, und als die Jungen ihre ersten rührenden und lustigen Kinderbriefe schrieben, wurde ich immer trauriger. Ich sagte meinem Mann jeden Tag, daß wir die Kinder, in der Stunde, in der wir sie aus dem Haus gaben, verloren hatten. Er glaubte mir nicht und lachte mich aus . . . Ich schwieg und trug mein Los und sagte mir, es müsse wohl so sein. Wie berechtigt meine Angst war, zeigten uns schon die nächsten Ferien, als unsere Jungen wiederkamen. Gewiß, sie waren glücklich, wieder einmal im Elternhaus zu sein und ihre Füße unter Mutters Tisch zu stecken; aber sie hatten nun doch schon in einem Haus gelebt, wo es großartiger herging als bei uns, in einer Stadt, die ein anderes Leben hatte als unser kleines, graues Nest. Und sie waren doch schon fähig, Vergleiche anzustellen. Der seidene Salon bei Tante Ida gefiel ihnen besser als unsere beste Stube mit den bescheidenen Möbeln aus rothem Peluche und meine Kleider forderten ihre Kritik heraus. Sie erzählten, daß bei Tante immer so viel Silber auf dem Tisch stehe, und fragten mit leiser Mißbilligung, warum wir unseren Tisch nicht auch so hübsch machten, warum wir keine Diener hätten und warum wir nicht auch jeden Mittag spazieren führen. Mein Mann lachte zuerst über solche Einfälle, aber eines Abends, als die Kinder schon zu Bett waren, hatten wir Beide ein langes und ernstes Gespräch. Da gab er mir Recht und mußte einsehen, daß sie von uns fortstrebten, daß sie in ein größeres Leben eingetreten waren, das sie uns jetzt nahm. Aber weil wir uns sagen mußten, daß es ein Glück für sie wäre, wenn die reichen und vornehmen Verwandten mit ihren vielen Verbindungen sich ihrer annähmen, und da noch Niemand wissen konnte, daß unser eigener Lebensweg nach wenigen Jahren die Wendung ins Größere nehmen werde, mußten wir sie, zwar mit Schmerz, aber mit Geduld

und Zuversicht, ihre Wege gehen lassen. Alles ist denn auch wirklich so gekommen, wie ich damals, in der ersten Stunde, gefühlt habe. Der Eine ist zuerst ins Hofleben gerathen und ist nun an einer Gesandtschaft; der Andere ist Kaufmann geworden, hat reich geheirathet, und er ist heute in Indien ein mächtiger Handelsherr. Sie leben ein breites und prächtiges Leben und sind glücklich. Sie haben mich auch mehrmals besucht und sind mir gute Kinder geblieben. Aber wenn sie hier sind, habe ich immer da Gefühl, als sähen sie, bei allem Stolz auf den berühmten Namen ihres Vaters, doch auf mich und meine Enge mit leisem Mitleid herab. Und darum ists mir eigentlich lieber, wenn sie mir Briefe schreiben, als wenn sie kommen; denn in den Briefen steckt Güte und Dankbarkeit und nichts von dem Leben, an dem ich keinen Theil haben kann." Dann strich sie mit beiden Händen vor sich über das Tischtuch, als wollte sie Etwas von sich wegschieben, und sagte, den Kopf zu Anna Sybel wendend, freundlich, mit dem Versuch eines kleinen Lachens: „Nun soll uns das Nestküken erzählen, wann sie ihren Kurt verloren hat."

Frau Anna lächelte und sagte schnell: „Das ist bald erzählt; und es ist so lange her, daß es auch gar nicht mehr wehthut, davon zu sprechen. Ich muß Euch sagen, daß ich meinen lieben Jungen viel früher verloren habe als Ihr Eure. Aber ich habe auch früher gewußt als Ihr, daß ich ihn verlieren werde, und ich habe mich rechtzeitig darauf eingerichtet. Ihr wißt, warum allerlei seltsame Verhältnisse in meiner und meines Mannes Familie nöthig machten, daß wir die ersten zwei, drei Jahre unserer Ehe fast niemals zusammenlebten. Ich war auf dem Gut meiner Mutter. Mein kleiner Junge war bei mir und mein Mann wurde von einer Garnison in die andere geschleudert. Manchmal kam er auf Besuch und ich muß gestehen, daß ich ihm, so lieb ich ihn hatte, oft mit Herzklopfen entgegensah. Er war mir ja eigentlich noch ein fremder Mann, denn als wir uns heiratheten, waren wir so kurze Zeit verlobt, daß wir uns kaum kannten. Meine Mutter war eine alte, strenge und wunderliche Frau und das Leben in ihrem Haus war keine Freude. Da war also meine ganze Welt und meines ganzen Lebens Inbegriff mein Kind, mein liebes, liebes Kind. Ich hatte den Kleinen Tag und Nacht bei mir, wachte eifersüchtig über ihn und mochte mich keine Stunde von ihm trennen. Die schönsten Spiele spielten wir zusammen und seine kleine weiße Stube war mein Himmelreich. Aber am Liebsten hatte ich, ihn auf meinen Armen zu tragen und so mit ihm durch das große Haus und den schönen alten Park zu gehen. Ich hatte ihn so gern auf meinen Armen, daß er erst spät das Laufen lernte. Mir war immer, als besitze ich ihn nur dann ganz, wenn ich ihn auf meinen Armen trug. Wenn er seinen Kopf an mich schmiegte, wenn ich ihn mit meinen Armen umschlang, wenn ich sein Herz an meiner Brust schlagen fühlte, dann konnte ihn ihn wieder so lieben, so heiß, so mit allen Kräften meiner Seele, mit allen Fibern meines Körpers, wie in der Zeit, wo er

noch gar nicht geboren war, als er unter meinem Herzen dem Leben und dem Licht entgegenschlummerte. So trug und hielt ich ihn, ich weiß nicht, wie lange. Aber dann kam eines Tages, ganz plötzlich, die Erkenntniß, daß er mir zu schwer geworden, daß er schon viel zu groß und ich viel zu schwach und zu klein sei, um ihn noch zu tragen. Diese Erkenntniß war die Vernichtung all meiner glücklichen Träume. Das Paradies, in dem ich gelebt hatte, war mit einem Schlage zerstört. Jetzt, wo ich ihn nicht mehr auf den Armen tragen konnte, erkannte ich erst, daß er nicht nur ein Theil von mir, sondern auch ein selbständiges Wesen mit eigenem Leben und eigenem Schicksal war. Aber als ich Das erkannt hatte, wußte ich auch, daß ich ihn verloren hatte. Ja, ich erkannte, daß ich ihn eigentlich schon in der Stunde verloren hatte, wo er sich aus meinem Blut zum Erwachen, zum Athmen in Luft und Licht gelöst hatte. Mit dieser Erkenntniß habe ich ein paar Tage lang schwer gerungen. Ich habe mir Das, was ich nun wußte, von allen Seiten betrachtet, aber ich fand keinen anderen Ausweg als den: wenn ich ihn nun nicht ganz verlieren wollte, mußte ich ihn so erziehen, als hätte ich gar kein Anrecht mehr auf ihn, auf sein Bleiben, auf seine Dankbarkeit und seine Liebe. Das that ich. Für seine Freiheit und für sein eigenes Leben habe ich ihn erzogen. Als er schließlich als Offizier sehr unglücklich war, als Alles ihm zu eng und zu klein wurde, da bin ich es gewesen, die bei seinem Vater durchgesetzt hat, daß er mit seinem Freund nach Afrika in den Krieg gehen durfte. Dort ist dann aus dem Soldaten ein Farmer geworden. Er ist froh und glücklich. Ich bin es auch, weil ich ihm die Freiheit geschenkt, weil ich die Kraft gehabt habe, sie ihm zu schenken, die Kraft, auf ihn, und Alles, was ich mir von ihm versprochen hatte, zu verzichten. Das war schwer, aber ich weiß, daß ich recht gethan habe. und daß Gott uns Mütter werden läßt, damit wir lernen, aufzugeben, zu verzichten und den Anderen, die nach uns kommen, den Weg zu bereiten. Das ist unsere Pflicht, unsere Krone und unser Kreuz.“ Nun schwieg sie, stand lächelnd auf und entfernte sich, nach einem stummen Gruß mit langsamen Schritten.

Die Anderen sahen ihr nach, wie sie, schlank und fein in ihrem schwarzen Kleid, durch den abendlichen Garten ging.

Dann sagte Kamilla: „Sie ist am Ziel, das Nestküken, sie ist unsere Meisterin und wir können noch Alle von ihr lernen.“

Ferdinand Künzelmann.

Anzeigen.

Tausendundeine Nacht. Der Sinn der Erzählungen der Scheherezade. Von Adolf Gelber. Verlag Moritz Perles in Wien.

Eine Welt liegt, versunken, hinter uns; eine Welt, die wir in Stunden der Bedrängniß verloren wähnen, auf ewig, gleich dem ersten Menschen, als er mit seiner Gefährtin aus dem Garten Eden gestoßen wurde. Mühsälig schleppen wir uns ab mit den nächsten Forderungen und Lasten des Alltags; zuweilen halten wir erschöpft ein und dann versuchen wir, mit gewaltsamem Ruck das zermalmende Rad der Begebenheit in ferne Tage zurückzurollen, die einmal Wirklichkeit bedeuteten; wir lächeln abwesenden Gesichtern zu, im Todesschlaf der Vergangenheit erstarrten Masken, wir grübeln am Rande der Erinnerung den Spuren unseres eigenen Selbst nach, wie es ehedem war, da das Unheil der Gegenwart noch nicht zerstörend über die Erde schritt. In endlosen Nächten, wenn wir, allein mit unseren Sorgen, auf den qualvoll pochenden Kreislauf des Blutes horchen, wenn von den fühllosen Wänden ringsum all der Abschied von Unwiederbringlichem über uns lastet und all die bange Erwartung Dessen, was wohl der kommende Tag bringen mag, in solchen Nächten thut ein Thor sich auf und, als wäre es Aladins Zauberlampe, so dringt der Blitz der Erkenntniß in die Urgründe unserer Einsamkeit, in die Keller unseres Bewußtseins, wo in wahllosem Durcheinander die Reichthümer, Juwelen und Kostbarkeiten vergeudeter Jahre liegen, vermengt mit Unrath, Trödel, Fetzen aller Art; und plötzlich, bei dem jäh aufzuckenden Licht, fassen wir erschauernd die unbegreiflichsten Zusammenhänge allen Geschehens dieser Erde, erkennen wir das unerbittliche Gesetz der Beziehungen im chaotisch verworrenen Zwang unseres Daseins, wissen wir, daß wir im Labyrinth der Geschicke, der Fügungen und Verführungen nach einer höheren, geheimnißvoll göttlichen Ordnung auf scheinbaren Irrwegen dem selben, uns Allen gemeinsamen Ziel entgegentasten, dem Dunkel, das nie mehr vom Morgen erlöst wird.

Solche Einheit, solcher in sich selbst gebundene und geschlossene Kreis, vergleichbar dem unendlich verschlungenen und doch so geraden Lauf eines Lebens, sind die Märchen der Tausendundeine Nacht. Als wir noch glückliche Kinder waren, hat man uns zum ersten Mal von Scheherezade, der holden Tochter des alten Wesirs, lesen lassen; wie sie unerschrocken vor den bösen König Schahrjar trat, der jede Nacht ein anderes Weib freite, um jedes bei Morgengrauen von dem schwarzen, in blutigrothen Scharlach gehüllten Henker enthaupten zu lassen, wie Scheherezade dann auf den rettenden Einfall verfiel, dem König eine Geschichte zu erzählen, ein unschuldiges Märchen, so wun-

derbar seltsam, so spannend, daß der Unhold um den Preis einer Gnadenfrist die Fortsetzung hören wollte, da Scheherezade im ersten Frühlicht ihre Erzählung abbrach; und dann vernahmen wir weiter, athemlos und in entzücktem Staunen, was die Tochter des Wesirs dem königlichen Mörder noch vorzufabeln wußte, eine Nacht nach der anderen, tausendundeinmal, so lange, bis Schahrjar längst sein blutrünstiges Vorhaben vergessen hatte und Scheherezade dankbar zur Königin erhob. Wunder über Wunder erfuhren wir da, Abenteuer über Abenteuer, Zauber über Zauber. Siebenfach versiegelte Bücher lagen offen vor unseren Augen, Geister ließen sich zu uns herab, Magier und Dämonen, Zwerge und Riesen. Fürsten nie betretener Länder empfingen uns huldvoll in Prunkgemächern, wo aus hohen Krügen die duftende Blüthenseele des Rosenöls emporstieg und uns mit lauen Wellen umspülte, daß die Sinne in schwindelndem Taumel schwanden; wir durften die herrlichsten Speisen auf Tischen von Sandelholz kosten, die Pasteten und Früchte, die Sorbetts, gekühlt im Schnee vom Libanon, die süßen, aus Granatblut, Rosenthränen und Mandelmilch gemischten Säfte; wir drangen mit Aladin durch lohende, giftige Dämpfe in den Zauberfelsen ein, wir gelangten zu Gärten, wo die Bäume ungeheure Rubine, Saphire und Diamanten tragen, wir wagten uns mit Sindbad, dem kühnen Seefahrer, nach Indien ins Diamantenthal, wir jagten mit ihm die Thiere des Dschungels und erblickten den Vogel Rock; mit Harun al Raschid, dem gerechtesten aller Khalifen, durchstreiften wir verkleidet bei Fackelschein die Straßen von Bagdad und forschten unerkannt die Unterthanen aus, hochbeglückt ob der gelungenen Täuschung, den Fischer, den geschwätzigen Barbier, den Barkenführer auf dem Tigris, den Lastträger, den bettelnden Derwisch auf der Brücke. Als wir dann das Buch aus der Hand legten, war uns wie Einem, der nach langer Reise, auf der er Städte und Meere, Menschen, Geschicke und Begebenheiten ungezählt an sich hat vorübergleiten lassen, endlich in die stille, enge Heimath zurückgekehrt; dort bleibt er eine Weile noch ermüdet, geblendet und verwirrt von der Ueberfülle des Geschauten, ehe er, nachdem er „des Lebens Becher, von Sonne beglänzt, übervoll getrunken", sich wieder in den Fesseln der Wirklichkeit zurechtfindet, bis schließlich von dem Erlebnißrausch nur der ungewisse verwelkende Duft der Erinnerung zurückbleibt, der goldene, mild verdämmernde Abglanz eines Truges, gewoben aus Jugend, Glück, fremden heißen Sonnen und Frühlingshoffnung.

Daß diese Fabeln, Fratzen und Symbole, diese Gesichte, Träume, Mysterien und Tragikomoedien, daß all diese Phantasie und Phantastik, diese tausend Geschichten und tausend Geschicke keine Märchen sind, sondern tiefer Reflex und kristallisirte Weisheitoffenbarung des Lebens, Gleichnisse des ewigen, allumfassenden Kreislaufes, eine Ahnung davon streifte mich schon, als ich in glücklichen Tagen den Orient kennen lernen durfte. Zugleich berührte mich auch die Erkenntniß

von der nationalen Bedeutung dieses Werkes; national nicht in dem Sinn, als wäre es aus einem auf bestimmte Grenzen beschränkten Geist heraus geboren, sondern so, daß es im Spiegel der Welt einem Volk, dem eigenen Volk, den Spiegel seiner Welt vorhält, daß es einer Rasse, der eigenen Rasse, die Binden von den heimlich blutenden Wunden hebt und warnend den Finger darauflegt; in diesem „erschütterndsten aller Klagelieder, die je einem Volk von seinem Dichter gesungen worden sind", in dieser gewaltigen epischen Synthese werden neben dem Leid und den Krankheiten der Menschheit alle Schmerzen und Gebrechen des Orients, wie in einem Siechenhaus gesammelt, aufgezeigt; und dann versucht der Dichter, der Arzt der nationalen Seele, zu trösten, zu lindern, die Schwären seines Volkes zu heilen. Ueberall im Orient offenbart sich der Sinn, die Bedeutung dieser Erzählungen als Wahrheitformel, überall, wo die Wunder der Scheherezade zu leibhaftigem Leben auferstehen: in Konstantinopel, an Herbstnachmittagen, wenn die sanfte, müde Spätsonne die Menschen und Dinge an den süßen Wassern Asiens in ihre zärtlichen Arme nimmt, zu Damaskus in der Omarmoschee, wo die Heiligen Bücher hinter uralten grünen und rothen Seidenteppichen gehütet werden, in den Bergdörfern des königlichen Libanons, in der brennenden, feierlichen syrischen Sandwüste, in Kairo, damals, als mich der kleine Saadi durch abgelegene Gassen führte, als wir Stunden lang bei den Goldschmieden, den Sattlern hockten, bei den Geldwechslern und Schreibern draußen in den Basaren um die Muski; oder wir kehrten auf offener Straße bei einem Garkoch ein und verschlangen heißhungrig kleine, am Spieß gebratene Würfel Hammelfleisch, etwas gepfefferten Reis dazu. Dann gingen wir noch in die winzige, silbrige Moschee; sie lag versteckt hinter einem bescheidenen Gärtchen, aber Friede war dort und benedeite Stille wie in den Gefilden des Paradieses, wo der Gläubige im Schatten der urewigen Wahrheit ruht, nachdem ihn der Engel sicher über Es Sireth geleitet, die schmale Brücke des Todes.

Was damals, in Friedenstagen, nur Ahnung gewesen, Vermuthung, die aufrauscht und wieder vergeht, Das wird durch ein jüngst erschienenes Buch zu einer bis ins letzte Detail bewiesenen Gewißheit. Zweiundzwanzig Jahre hat Adolf Gelber geforscht und gefolgert, ehe er sein bedeutendes Werk: „Tausendundeine Nacht, der Sinn der Erzählungen der Scheherezade", der Oeffentlichkeit übergab. Zweiundzwanzig Jahre. Und doch erscheint uns diese Spanne nicht zu lang in Anbetracht der gedanklichen, wissenschaftlichen, formalen und stilistischen Leistung dieses Buches, das sich so anregend, reizvoll und unterhaltsam liest. Im Gegensatz zu so vielen Bearbeitern, mit denen Gelber in seiner ironischen, haarscharfen Weise gründlich abrechnet, spricht er, wohl zum ersten Mal, klipp und klar aus, daß diese tausendfach disjecta membra der „Tausendundeine-Nacht"-Sammlung einen herrlich ragenden Bau darstellen, einen fest und unfehlbar logisch gefügten Gesammtorganismus; Gelber weist nach, daß

der Sammler nach einem bestimmten vorgefaßten Plan verfuhr und daß durch diesen Plan allein, der den Stoff, die in hundert Werkstätten gearbeiteten Stücke, zu einem einzigen Stück zusammenschweißte, der unbekannte Redakteur zu einem der größten Dichter wurde, die es je gegeben, zu einem Schöpfer, der die chaotische Masse neu ordnete, ergänzte und der scheinbar toten Materie seinen Lebensodem einhauchte. Die größten Probleme der Menschheit, die Befreiungskämpfe aller Erlöseridеen, die Passion Derer, die sich opfern, die dulden, und ihre Richter: Alles wird in dieser Encyklopädie der Weisheit und Leidenserfahrung abgehandelt. Und doch bleibt dieses bunte Gewebe, das Gelber nie auftrennt, das er nur mit etlichen Griffen und mit der verstehenden Liebe des Dichters vor unseren Augen Masche auf Masche neu faltet, ordnet und im Licht seines Geistes spielen läßt, ein nationales Epos, die Frucht eines Volkes, das Meisterstück orientalischer Poesie. Noch bleibt nur zu wünschen, daß eine Ausgabe erscheinen möge, die uns die Sammlung in der von Gelber mit virtuoser Technik Zoll für Zoll, Gedanken für Gedanken vorgezeichneten Anordnung bietet.

Wien. Dr. Moriz Scheyer.

Die Abenteuer des Ibrahim. Hermann Meyer in Berlin.

Trotz dem geflügelten lateinischen Worte ist es nicht immer leicht, eine Satire zu schreiben, — wenigstens nicht eine Satire auf die Verhältnisse des eigenen Landes. Die Sache ändert sich, sobald sichs um die Zustände auf der Gegenseite handelt. Die stellt mein Buch dar; es schildert die Erlebnisse eines jungen Orientalen, von dem feststeht (und durch Urkunden bewiesen werden kann), daß er niemals in Deutschland war und dessen absprechende Urtheile über europäische Menschen und Dinge wir deshalb mit ungetrübter Freude genießen können. Ibrahim erlebt die seltsamsten Dinge, aber er erlebt sie ausschließlich in England, Frankreich, Italien und Rußland, so daß der Deutsche, der anhören muß, wie hier ein Farbiger unseren ganzen Erdtheil ein einziges ungeheures Tollhaus nennt, das Buch befriedigt mit dem Gedanken aus der Hand legen kann: „Um so schlimmer für unsere Gegner! Hätte dieser Inder seine Studien in Deutschland gemacht, so wäre er anderer Ansicht geworden.“ Und wenn Ibrahim, der mit der höchsten Ehrfurcht vor den Segnungen der abendländischen Kultur und besonders vor den Lehren des Christenthums nach Europa kam, diesem Kontinent schließlich mit tiefster Verachtung den Rücken kehrt, weil er auf seinen abenteuerlichen Fahrten nichts Anderes unter den Menschen fand als Dummheit, Heuchelei, Pharisäerthum, Lüge, Verleumdung, Gesinnungsimperei, schamlosen Eigennutz, beschränkten Hochmuth, blöde Machtanbetung und stumpfsinnige Verneinung jedes neuen und großen Gedankens, wenn ihm die ganze Atmosphäre anekelt, dann

darf der Leser immer wieder antworten: „Der Mann kennt eben nur die Verhältnisse in den vor jeder Wahrheit scheuen Ländern."

Ein Bruchstück aus den Briefen Ibrahims an seinen Freund Selim Hafid sei hier wiedergegeben. Der Brief ist auf der Rückfahrt in die Heimath geschrieben. „In geistiger Hinsicht gleicht der Niedergang Europas gradezu einer Katastrophe. Unter den Wirkungen der Kriegspsychose haben die Völker jede Urtheilskraft verloren und die sehr gefährliche Folge hiervon ist, daß sie den Machenschaften gewissenloser Demagogen vollkommen hilflos ausgeliefert sind. Die Leute haben daher ein leichtes Spiel, in deren Interesse es liegt, die bösen Leidenschaften der Menge, ihre Habgier und ihren Dünkel, aufzustacheln. Aus Verleumdung, Verhetzung, Wortverdrehung, aus lügenhafter Unterstellung, blödester Selbstgefälligkeit, stumpfsinnigster Ueberhebung, aus all den zahllosen Mitteln Derer, die vor keinem Mittel zurückschrecken, wird Tag vor Tag mit großem Eifer die Medizin gemischt, die den Geist und die Seele des Volkes vergiftet. Ich kann Dir kaum sagen, wie hoch mir jedesmal der Ekel in die Kehle stieg, wenn ich dieses Treiben beobachtete. Da es zudem sehr schwer ist, diesem Unheil von außen her entgegenzuwirken, und da der Versuch, an das Gemeinschaftgefühl jener Giftmischer zu appelliren, sich als zwecklos erwiesen hat, so entsteht hier eine Gefahr, die für jede Nation furchtbarer ist als alle äußeren Feinde und die den Ausgang dieses furchtbaren Kampfes bestimmen wird. In dem europäischen Chaos wird das Volk versinken, das sich hemmunglos seinen Fieberträumen überläßt und dessen moralische und geistige Kräfte nicht stark genug sind, um unheilvolle Einflüsse von innen heraus zu überwinden. Freilich wird auch für diese Nation dann der Tag kommen, an dem sie wieder zum Bewußtsein erwacht und sich ihrer Pflicht zur Abrechnung erinnert. Setzt diese Nation dann nicht ihre ganze Ehre daran, diese Abrechnung mit der letzten Gründlichkeit vorzunehmen, so wird man von ihr sagen können, daß sie nicht ein Volk aufrechter Männer, sondern ein Haufe jämmerlicher Heloten sei. An dieser Verdummung der europäischen Völker sind, mehr oder minder, alle Faktoren ihres öffentlichen Lebens mitschuldig. In einigen Hauptstädten habe ich die Parlamente besucht; wenn ich an gewisse Reden zurückdenke, die ich dort hörte, so frage ich mich noch heute, ob wohl Patriotismus eine Tugend sei, die den normalen Gebrauch der menschlichen Geisteskraft verbietet. Welcher Irrthum auch, wenn wir früher meinten, daß Vaterlandliebe eine Sache des Herzens sei: sie ist offenbar eine der Lungenkraft. Wer am Lautesten schreit, glaubt, die herrlichste Heldenthat zu leisten, und der größte Patriot ist nicht, wer die größten Opfer bringt, sondern, wer von den Anderen die größten Opfer fordert. Noch trauriger ist das Bild, das vom ersten Kriegstag an ein Theil der Zeitungen bot. Diese Blätter beweisen eine Roheit der Gesinnung und des Ausdrucks, die nur bei gleicher Unbildung des Herzens wie des Geistes

möglich ist, und ihre Artikel scheinen von bösartigen Kindern geschrieben und für bösartige Kinder bestimmt zu sein. Bei uns prangt Alles im herrlichsten Sonnenschein, aber drüben, beim Feind, ist die Welt dem Untergang nah; bei uns spricht erleuchtete Weisheit aus dem Munde von Herrn Jedermann, aber drüben giebt es nichts als bejammernswerthe Idioten; bei uns wandelt männiglich in leuchtender Seelengröße und Herzensreinheit, aber drüben schleichen nur Schufte, Erpresser und dunkle Ehrenmänner. Nur bei uns giebt es Thatkraft, Heldensinn, Opfermuth, Erfindergabe; wir haben alle Tugenden des Geistes und des Herzens in Erbpacht genommen. Haben diese Blätter einen Erfolg zu verkünden, der so viel bedeutet wie ein Sandkorn beim Aufbau eines Berges, so schmettern sie Siegesfanfaren, als ob sie die Welt erobert hätten, und mindestens alle vierzehn Tage wird ein Gegner für vernichtet erklärt (der sich bald danach als nur allzu lebendig erweist). Dies also ist die geistige Nahrung, theurer Selim Hafid, die man in Europa heute erwachsenen Menschen vorsetzt, dreimal täglich, Jahre lang; es ist zum Cognactrinken! Man erschrickt über die Gewissenlosigkeit, die in diesem Treiben zum Ausdruck kommt und deren gefährliche Folgen man gar nicht zu bedenken scheint. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen jede Urtheilsfähigkeit, jeder Maßstab, jeder Sinn für die Wirklichkeit verschwindet und die Menge schließlich blind und blöde wird? Die Verheerungen auf sittlichem Gebiet sind nicht geringer. Daß die allgemeine Verrohung rasch wächst, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Fast noch schlimmer aber scheint mir, daß die Verlogenheit sich immer fester einnistet. Von der Heuchelei, mit der viele Staaten ihre Politik nach außen hin umkleiden, habe ich Dir oft erzählt. Du mußt aber wissen, daß sich auch die inneren Verhältnisse in einen Sumpf der Lüge verwandelt haben. Man hat für nöthig gehalten, eine Maske von Sanftmuth, Edelsinn und Selbstlosigkeit aufzusetzen, und da die Menschen ihr wahres Gesicht nicht über Nacht ändern können, ist eine allgemeine Unaufrichtigkeit entstanden, die alle politischen, wirthschaftlichen und persönlichen Beziehungen vergiftet. Wer wagt noch, zu sagen, was er denkt? Wer wagt noch, zu denken, was ihm seine Ueberzeugung und sein Verstand gebieten? Europa lebt in einer großen Zeit, die nicht nur sehr viel Tapferkeit, sondern auch sehr viel Vorsicht hervorbringt und ich bin sicher, theurer Selim Hafid, daß in diesem Erdtheil keine Menschenklasse so sehr unter dem Krieg leidet wie die, der das Schicksal eine unauslöschliche Liebe zur Wahrheit mit auf den Weg gegeben hat."

So spricht Ibrahim auf der Heimfahrt aus den Ländern unserer Feinde.

Hans Max.

Ein Brief.

Lieber Freund, ich sehe den Fall unseres gemeinsamen Bekannten X. mit anderen, aber wirklich mit ganz anderen Augen an als Du. Auch mich dauert der Mann. Aber die Gründe unseres Mitleids sind himmelweit verschieden. Was ihm passirt ist, kann ich nicht als tragisch anerkennen. Daß er es subjektiv so empfindet, ist freilich ein Unglück. Du stehst ihm ja nah, könntest ihm seinen Gram ausreden und mit der guten Laune, die Dir eignet, ihm klarmachen, wie sein ganzer, auf gesellschaftlichen Vorurtheilen beruhender Kummer von einem Komoedienschreiber, etwa von mir, als heitere Satire zu behandeln wäre.

Betrachte mit mir doch die einfache Fabel, deren Gestaltung für die Bühne ich mir übrigens vorbehalte. X. hat eine hübsche Tochter. Sie ist verlobt mit einem „hoffnungsvollen" jungen Mann. Da bricht der Weltkrieg aus. Der Verlobte wird zum Heeresdienst eingezogen und fällt nach kurzer Zeit vor dem Feind. Da das Geschehniß zwei Jahre zurückliegt, gehört das einzig Tragische an der Sache bereits der Vergangenheit an. In meiner Komoedie würde es Vorgeschichte werden. In Wahrheit, wie Du mir schreibst, würde das Mädchen ja auch schon wieder Lust am Leben haben, wenn der Vater sie ihm nicht fortwährend vergällte. Und warum thut ers? In der Abschiedstimmung hatten die jungen Leute vergessen, daß sie vorerst nur verlobt, noch nicht verheirathet waren. Davon ist nun ein Kind, dessen der Großvater sich so schämt, daß er nicht mehr an seinen Stammtisch zu gehen wagt, auf das Kannegießern und gar auf das Skatspielen verzichten muß. Tragisch fürwahr, höchst tragisch!

Fräulein X. möchte mit gesunden Sinnen sich ihres Mutterglücks freuen. Sie sehnt sich, das Kind zu hegen, zu pflegen, zu herzen und zu küssen. Der Alte aber zwingt sie, mit der Welt ein thörichtes Verstecken zu spielen und das liebe kleine Geschöpfchen fremden Leuten zu überlassen. Der Starrsinn des wohlhabenden Großvaters verdient Tadel, sogar Spott. Konnte der junge Krieger, bevor er sein Leben dem Vaterlande gab, Besseres thun als: zu rechter Zeit für sich selbst Ersatz zu schaffen? Dem neuen Erdenpilger die Aufnahme ins Großvaterhaus zu versagen, weil dort noch eine erst sechzehnjährige Schwester von Fräulein X. lebt, — welche Narrheit! Ob legitim oder nicht: der Prozeß, meine ich, dessen sich die Natur

bedient, um Menschenkinder zu schaffen, ist in beiden Fällen der selbe. Die Sechzehnjährige dürfte ein Ahnen davon haben. Sollte einmal die Reihe, Kinder zu kriegen, an sie kommen, dann wird sie wohl kaum, durch das Beispiel der Anderen verführt, darauf brennen, uneheliche Mutterfreuden zu erleben, wenn sie eheliche haben kann.

Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto thörichter erscheint mir das Verhalten des Großvaters. Du würdest Dir ein Verdienst erwerben, wenn Du ihm die Kappe waschen wolltest; aber gehörig! Es mag nicht in das Bewußtsein von Hinz und Kunz, daß eine vollständige Umwälzung althergebrachter Anschauungen sich vollzieht, vollziehen muß. Unser Sein und Nichtsein als Nation hängt nicht allein von dem Ausgang dieses Weltbrandes ab, sondern auch davon, wie schnell wir, wenn er gelöscht ist, befähigt sein werden, geheiligte Vorurtheile in Schutt und Trümmer zu werfen. Nehmen wir an, daß nach dem Krieg durch Tod, Verwundung, Krankheit zwei (sagen wir nur: zwei) Millionen blühender deutscher Männer ihrer natürlichen Bestimmung entzogen sein werden. Durch diese zwei Millionen verlorener Väter sind eben so viele Frauen an legitimer Mutterschaft verhindert und viele, viele Millionen deutscher Kinder, die werden konnten, werden nicht gezeugt. Erwäge ferner, daß, abgesehen von diesem Geburtenausfall, noch mindestens während eines Jahrzehntes des kommenden Friedens auch das Ziffernverhältniß der Eheschließungen in Folge wirthschaftlicher Schwierigkeiten herabsinken muß. Was ergiebt sich hieraus? Eine zum Erschrecken verminderte Ziffer der ehelichen Geburten. Damit nun nicht eine allzu rasche Verminderung des Nachwuchses eintrete, ist es Selbsterhaltungpflicht der Nation (die Sittenapostel mögen sich lieber heute als morgen auf eine neue Sexualmoral einstellen), den Schaden durch uneheliche Geburten einigermaßen wieder auszugleichen. Das kann aber nur geschehen, wenn von der unehelichen Mutter und ihrem Kind jeder Makel, sogar jeder soziale Nachtheil genommen wird. Wir müssen Alle ein neues Leben lernen. Und Fräulein X., wenn sie mit einer für ihren Gesellschaftkreis ungewohnten Energie für ihre Mutterschaft eintritt, versucht heute schon, diesen neuen Weg zu gehen. Hoffentlich wandelt sich auch noch der Großvater. Zeit hat er dazu. Er zählt ja erst Fünfzig.

Grüß ihn von mir

Dein Lothar Schmidt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. März 1917.

Zwischen zwei Zaren.

Was wird?

Was der Menschheit nützt, ihren Stamm kräftigt und mit höherem Wipfel segnet, muß jedem Ast und Zweig ersprießlich werden. Was den Besitz der Menschheit mehrt, ihre hellen Bezirke weitet und ihren Willen adelt, muß jedem Reich und jedem Volk Frucht bescheren: sonst war Reich und Volk nicht von Staatsweisheit bedient oder des (durch Gier und aufgeilende Rede niemals ersetzlichen) Schöpfervermögens schon durch Greisenschwachheit beraubt. Hier ist die große Probe aller Politik. Ein Reich, das nur gedeihen kann, wenn ein anderes, noch nicht von Lebenskraft geflohenes zerbricht oder hinsiecht, ist schlecht geleitet und kann sich nicht lange halten, selbst wenn die tüchtigste Nation es mit dem herrlich tollen Verschwendermuth des Märchenhelden schirmt. Das hat weder Fritzens im Kern nicht ganz gesunder, doch scharfer und listiger Verstand noch das mächtige Bildnerhirn Bonapartes klar erkannt. Friedrichs Preußen fiel, nicht, weil dem Schöpfer (der nicht der Ahn der seitdem regirenden Hohenzollern ist) unzulängliche Könige folgten, sondern, weil die Rechnung auf Frankreichs Niedergang sich als falsch erwies und der Sturm der Revolution Kräfte entband, deren jungem Ungestüm das ehrwürdigste Alterserbe nicht widerstehen konnte. Bonapartes Weltreich zerklirrte rasch, weil es nur dauern konnte, wenn England sich in Ohnmacht

beschied, Rußland, Preußen, Oesterreich sich dem pariser Befehl in Lehnsmannsdemuth fügten. Bismarck hat in seinen hellsten Stunden geahnt, daß jedes Reich sich in den Willen und das Gesetz der Menschheit einfühlen, einordnen müsse und nur mit ihr, niemals auf die Länge gegen sie gedeihen könne. Drum rieth er zu stiller Politik und warnte vor Ueberhastung; wollte ruhig Liegendes nicht in Bewegung scheuchen, schlafende Hunde nicht wecken, glimmende Dochte löschen, nicht in Gluth aufblasen. Doch der stärkste Bekämpfer militaristischer und theatralischer Politik (die sich stets allzu gern paaren) war 1815 in einem märkischen Junkerhaus geboren worden, blieb von Zwirnsfäden an Herkunft und Werdenszeit gebunden, mußte das in achtzig Jahren Verlorene und Verzauderte in einem Jahrzehnt zurückerwerben und sichern, oft also Mittel wählen, die ihn widerten, und glitt, ein unter Riesenlast und alltäglichem Hofgezettel einsam Stöhnender, manchmal noch in den Wahn, seinem Deutschland könne durch die Entkräftung, das Leid anderer Reiche die Jugend erleichtert werden. Sähen wir Welt und Menschen, Pflicht und Möglichkeit durchaus, im Größten und Kleinsten, wie er sie sah: wir wären vom Fluch der Unfruchtbarkeit gelähmt. Wir ächten Den, der sich vom Schweiß elender Froner mästet. Unseres Reiches Glück soll nicht durch das Unglück anderer Reiche bedingt sein; sonst würde es der Menschheit ein Gräuel und könnte nicht währen. Der erste Erdstoß russischer Revolution ist die große Probe deutscher Politik. Die Menschheit wird reicher, wenn das Russenvolk sich in ihren Dienst stellt und das düstere Zarthum sich in die weite, lichte Wohnstatt freier, fröhlich schaffender Menschen wandelt. Das Deutsche Reich, das seit 1890 ist, könnte diesen Wandel nicht heiter ertragen; weder in seiner Wirthschaft noch in seiner politischen Schichtung. Ist damit bewiesen, daß Rußland so, wie es gestern war, bleiben und auf den Weg in edleres Schicksal verzichten müsse? Nein. Damit ist bewiesen, daß seit 1890 das Deutsche Reich sich auf Heerstraßen und Paßpfade verleiten ließ, denen die Himmelszeichen der Zeit nicht leuchten, und nach Zielen hinstrebte, die, wenn sie erreicht würden, die Hoffnung jämmerlich trügen müßten. Wo der Aufstieg von mindestens hundertsechzig Millionen Menschen in Freiheit, Selbstbestimmungrecht, Wohlstand als nationales Mißgeschick und trübes Verhängniß betrauert wird, sind alle Grund-

mauern des Wollens und Denkens morsch und nur als Schutt noch zu brauchen. Eitler Leichtsinn sucht draußen die Schuld.

Was in Rußland, aus Rußland wird, weiß heute kein Sterblicher. Keiner, ob der Märzvorgang, die erzwungene Abdankung Nikolais Alexandrowitsch, das Programm und Handeln der durch Revolution entstandenen Regirung, den Willen zum Krieg stärken oder schwächen werde. Warum thun Hundert, als wüßten sie, was sie nicht wissen können? Wozu das stinkige Gewirr alberner Lügenmären, die einander widerlegen, und der schamlose Unfug feiler Geschichtenträger? Einer ist schon ganz gewiß: „Alles von den Engländern gemacht.“ Der Zweite: „Aerger konnte es der Entente nicht in die Bude regnen; Entsetzen in London, Panik in Paris.“ Der Dritte bescheinigt sich, daß der Unsinn, den er gestern von sich gab, durch die Meldung von heute bestätigt werde. Jedes Wörtchen der neuen, des Geschäftes und der Akustik noch nicht kundigen Männer wird beknabbert; rinnt nicht ein Saftropfen heraus? „Der Zar sprach in seinem letzten Erlaß von Krieg und Sieg; in zwei Erlassen der Rebellen steht nichts davon: also sind sie für Frieden. Habe ich nicht schon vorgestern gesagt, die Sozialdemokratie werde den Sanfteren ihr Gebot aufzwingen? Die hält sich aber nicht oben; und danach kommt das Chaos. Also zählt Rußland eigentlich nicht mehr mit und wir dürfen die Hände reiben.“ Alle Mann an Bord, um die Deutschen, denen Politik der fremdeste Stoff ist, noch schlimmer zu verwirren. Ist das Bekenntniß, daß man nichts wissen könne, denn gar so schwer und bringt Redlichkeit den Kriegslieferanten Oeffentlicher Meinung Schande? Noch im Winter 1789, Monate nach dem Ballhausschwur, den Volksstürmen auf das versailler Schloß und die Tuilerien, war ein Urtheil über Ausgang und Wirkung der Französischen Revolution unmöglich; hätten von zehn Staatsweisen, Staatsnaren neun gesprochen: „Daraus kann nichts werden. Siéyès, Brissot, Isnard, Vergniaud: solche Kerlchen heben die Welt nicht aus den Angeln. Der ganze Lärm bleibt Episode.“ Dennoch ist Weltwende draus geworden. „So ruchloses Spiel mit dem Leib, dem Geist, mit jeglicher Fruchtbarkeit eines Volkes, so freche Zerrüttung eines Landes zu Gunst strotzender Erben und betreßten Geschmeißes mußte mit einer Sintfluth geahndet werden. Solches durfte nicht sein. Wäre noch an Gottheit, Vernunft, Gewissen zu

glauben, wenn es länger gedauert hätte? Die Welt der Louis, die nach Ruhm, Landzuwachs, Lorber und trügem Prasserglück gierten und die Aecker und Förderschächte verfallen ließen, war nicht zu flicken; mußte ins Grab und konnte nie wieder erstehen. Koth und Blut spritzten in ihren Todeskampf, ihren Untergang. Doch die Würde der Menschheit war rein und ihre Seele umfing bräutlich den heiligen Willen, der Weltwende schuf." Vor vierzehn Tagen habe ichs hier gesagt; als Rußlands Germinal längst zu ahnen war. Muß über Unabsehliches so hastig geurtheilt werden wie über ein Radrennen oder einen Patterjohtenfilm? Wer Erkenntniß will, blicke zunächst auf erkennbar Gewordenes.

Was war.

„Wir, Nikolai Alexandrowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem tauriſchen Chersones, Herr von Pskow, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolhynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland, haben die Großfürsten, den Reichsrath, das Ministerkomitee, den Heiligsten Synod, die General-Gubernatoren und Gubernatoren Unserer Provinzen, die höchsten Würdenträger des Heeres und der Flotte nebst den Vertrauensmännern der Semstwos heute hier, vor dem Thronsitz Ruriks, versammelt, um dieser russischen Gemeinschaft rechtgläubiger Christen Unseren Willen kund zu thun, auf daß sie hingehen und dieses Willens Meinung verbreiten, so weit Unsere Landesfarben Weiß-Blau-Roth unterm Himmelsgewölbe leuchten, so weit auf Unserer Kriegsflagge das schräge Kreuz des Skythenapostels im Seewind flattert. Dieses Willens Ziel ist, dem Volk den Frieden zu sichern, Unserem leidenden Reich neue Opfer zu ersparen, dem russischen Menschen endlich den Segen ruhiger Arbeit für sein Haus und fürs gemeine Wesen wiederzuschaffen, der ihm unter der Obhut Unserer Ahnen in guten Tagen beschieden war. Das aber kann nur, darf um Unserer Heiligen Rossija willen nur geschehen, so lange Wir frei sind, nicht äußerem Zwange gehorchen, sondern wählen, wie unser Wollen selbständig bestimmt. Noch vermögen Wirs. Der Feind, der aus tausend von Unserem Schwert geschlagenen Wunden blutet, die Blüthe seiner Jugend vernichtet, die

Kraft seines Leibes hinsiechen sieht, er selbst kann Uns nicht ohnmächtig glauben. An Menschen, an Bodenschätzen, an münzbarem Vertrauen sind Wir unendlich reicher als er und nichts auf der Welt kann Uns hindern, weiterzukämpfen, bis er unter der Last seiner Rüstung zusammenbricht. Nichts als Unser eigener Wille. Ein neues Heer würde auf Unseren Ruf auf alle Kampfstätten eilen, neues Gold Uns, ehe Wirs fordern, aus allen Schatzkammern der Erde geboten werden; und wenn die Winterdecke sich wieder über Unsere nordischen Ströme breitet, würden Geschwader, die auch der Haß fürchten müßte, Rußlands Flagge ins Gelbe Meer tragen. Wir sind geschlagen. Wir sind nicht erschöpft noch gar besiegt. Doch über uns ist Gott. Er will nicht, daß hienieden das Leben des Menschen, dem er seinen Odem einblies, weniger gelte denn eines Hundes, den kein Redlicher launischem Eigensinn hinschlachten wird. Das Unternehmen eitler Laune aber wäre es, jetzt um jeden Preis die Reife der Frucht erzwingen zu wollen, die das Reich der Zaren später, nach geduldigem Warten, mit leichterer Mühe zu ernten berufen ist. Eingedenk des göttlichen Gebotes, im winzigsten Menschen das Ebenbild seines Schöpfers zu ehren, eingedenk auch der Tage, da das Russenvolk einst Rurik, Sineus und Truwor, die Warjaeger, ins weite, schöne, reiche Slawenland riefen, um Ordnung zu stiften, da zum Wohl des Volkes also vor tausend Jahren die Krone verschenkt, nicht Widerstrebenden abgetrotzt ward, haben Wir Uns zu friedlicher Beilegung des großen Streites entschlossen. Zwischen Uns und Unserem Volk sei fortan keine Lüge! Dieser Friede bringt nicht nur eine Minderung russischer Macht, eine Schmälerung des Ansehens, das sich das erwachsende Reich des Ostens auf der ganzen Fläche des Erdkreises erworben hat: er ist eine Demüthigung, wie die Menschengeschichte, seit David den Goliath schlug und Dareios vom Häuflein der Makedonen überwunden ward, nur wenige sah. Denn der Starke räumt dem Schwächeren, dem lange Verachteten das Feld. Wäre nicht dieses Bedenken, die Furcht, das Reich Unserer Väter mit dem Erbe der Schmach zu belasten, gewesen: unter dem Wintermond schon hätten Wir den Frieden gesucht. In der dunklen Zeit der Heimsuchung erst, als im Inneren der Aufruhr sein Hydrahaupt erhob, der Bruder hier mit der Waffe den Bruder hinstrecken mußte, kam uns die Erleuchtung. Nur der

Friede ist möglich, der Rußlands Waffenehre unangetastet läßt. Hat der Krieg Unschuldige in Schaaren gemordet, so darf der Friede nur den Schuldigen schänden. Dem Männer schützenden Sohn Philipps und der Olympias konnte ein lebloses Sühnopfer genügen; als er die Burg der Perserkönige in Flammen aufgehen ließ, schien Persiens Verbrechen ihm von der glühenden Fluth dieses Feuermeeres aus dem Gedächtniß gespült. Für schwerere Schuld muß jetzt ein Lebender büßen. Denn die Enkel Alexanders Newskij wohnen in einer anderen Sittenzone als der makedonische Heide. Seit Dieser auf dem Bukephalos sieghaft über den Balkan kam, drang zu uns die Botschaft, daß der Gehorsame, der sich in Demuth göttlichem Befehl beugt, dem Herrn der Welt besser diene und wohlgefälliger sei als Einer, von dessen Brandaltar früh und spät Opfergeruch himmelan steigt. Und seit der erste Christenfürst Alexander von dem an der Newa über den fremden Eroberer erfochtenen Sieg den Zunamen Newskij empfing, vernahm das innere Ohr der Russengemeinde auch die Stimme Samuelis, das Wort des Richters über die Könige: ‚Die Söhne wird der König Euch nehmen und zu Wagenknechten sie machen, zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, zu Hauptleuten und Ackerleuten, zu Schnittern und Waffenschmieden; für sich nur wird er in Euren Aeckern, Weinbergen und Oelgärten ernten; und Alles, was jetzt Euer ist, wird ihm allein dann fronen: Knechte und Mägde, der glatte Jüngling und der wollige Widder.' Der vom Christengeist durchtränkten Russenerde ward in der Heiligen Schrift solches Schreckbild eines Königs, wie allen Völkern, gezeigt und der gläubigen Gemeinde offenbar, daß ein Mensch, dem Gottes Gnade so ungeheure Gewalt über Andere verlieh, nicht hoffen darf, ein Brandwölklein könne den Mißbrauch dieser Gewalt für alle Zeiten verhüllen.

Auf Gipfeln wird Schwachheit Sünde. Wer hat gesündigt? Wir nehmen die Mütze des Monomachos von Unserem gesalbten Haupt, entkleiden Uns freiwillig allen Zeichen irdischer Majestät und sprechen als russischer Christ nun zu rechtgläubigen Brüdern.

Ich, Nikolai Alexandrowitsch, habe gesündigt. Und keinen anderen Schuldigen dürft Ihr, Brüder, suchen. Nicht darin besteht meine Schuld, daß ich die Theilung ererbter Gewalt so lange geweigert habe. Das mußte ich thun, wenn mein Behagen, meins und der Meinen, mir nicht mehr galt als die Ruhe des Reiches;

und getrost werde ich diesen Entschluß vor dem Thron des Himmelskönigs vertreten. Zu viele verschiedene Stämme wohnen in unseren Grenzen, zu jung ist unsere Geschichte, als daß wir trachten dürften, in einer feindlichen Welt uns selbst zu regiren. Zersplitterung, Zerfall, Ohnmacht wäre die Folge. Das fühlt auch das Volk. Rußland will einen Herrn. Die sich gegen die Selbstherrschaft erheben, sind Todfeinde jeglicher Ordnung oder unklare Schwärmer; halbwüchsige, eitle Knaben, die aus unfrommen Büchern zu wissen wähnen, wie die Welt zu verbessern sei, oder den heimischen Sitten entfremdete Lustfahrer, die bei fremden Frauen vergessen haben, was daheim ihr Mütterchen braucht. Kämen die hundertsechzig Millionen Menschen, die mit uns hausen, zum Wort, sie würden die Erhaltung der alten Reichsgrundlagen fordern; und ihr einmüthiger Ruf würde das Gekreisch des Sektirerhäufchens überdröhnen wie der Schlachtgesang christlicher Kämpfer den Angstschrei eines verirrten Mädchens. Nicht darum bangt mein Gewissen, weil ich nicht wider den Willen der Mehrheit die Herrschaft der Mehrheit ertrotzen ließ. Auch nicht, weil ich gezwungen war, gewaltthätigen Aufruhr jüngst gewaltsam niederzuschlagen. Denn nicht nur den Feinden russischer Ueberlieferung kann von dem gerechten Gott erlaubt sein, mit Feuer und Schwert sich zu waffnen, und den Schützern dieser Ueberlieferung von ihm nicht geboten, wehrlos solche Anschläge zu dulden. Jene haben versucht, in den Tagen schwerster Prüfung und höchster Gefahr den Arm Rußlands zu lähmen, mit schmähendem Wort und tückischer That das feste Mauerwerk unserer Macht zu höhlen; dem Feind verbündeten sie sich, dem Fremdling: und Pflichtgefühl befahl Uns deshalb laut, ihrem Wühlen mit aller Kraft zu wehren. Nicht zum Schutz des Kaisers schossen in der Hauptstadt bewaffnete auf unbewaffnete Brüder. Der Kaiser war wohlverwahrt, der Residenz fern und sicher vor feindfälligem Anfall. Das von Plünderung bedrohte Eigenthum friedlicher Bürger, die Freiheit des von der Schreckensherrschaft trunkener Banden geängsteten Arbeitervolkes mußte geschützt werden. Darum nur gab ich, schweren Herzens, den Befehl zu blutigem Handeln. Und nicht über mich wird in der Stunde des Gerichtes dieses Blut kommen. Was ich als Wahrer ehrwürdiger Tradition sündigte, war nur, war noch die verzeihliche Sünde wohlmeinender Schwachheit. Unerfüllbare Hoffnungen weckte ich,

schwankte allzu lange vor jedem Entschluß und ließ manchmal, um Ruhe zu finden, geschehen, daß Irrglaube mit Nebeln die Geister umfing. Ein Herrscher, den sein Volk in Ehrfurcht Vater nennt, muß stetig im Wollen sein: und ich war unstet. Muß wissen, wem er vertrauen darf: und ich vertraute gestern dem Einen, heute dem Anderen und morgen gar Keinem mehr. Muß das Ziel des Weges kennen und immer im Auge behalten, den er die blind ihm Folgenden führen will: und ich wußte niemals, wohin ich ging. Mein ist die Schuld, daß der Wahn entstehen konnte, die Tage der Selbstherrschaft seien gezählt. Nie wäre die Wirrniß so groß geworden, wenn zu jeder Stunde mein Wille sichtbar geblieben wäre, den Zweifel mit Stumpf und Stiel auszuroden.

Doch viel schwererer Schuld muß ich mich zeihen. Ich verhieß, dem Volk den Frieden zu erhalten, und riß es in den blutigsten Krieg, von dem die Bücher menschlicher Geschichte melden. Ob er hinauszuschieben, ob ganz zu vermeiden war: lasset uns nicht heute, nicht hier danach fragen! Wem frommte die Antwort, die nur das Werk kurzsichtiger, sterblicher Weisheit sein könnte? Auch der Höchste darf irren; zeigt sich aber, daß er von Neuem stets irrt, immer der Spielball äffender Truggeister ist und niemals auch nur so klar sieht wie der Blick des Hüttenbewohners, dann muß er herunter von hohem Sitz. Wenn Jugendwahn Einen treibt, nach dem Amte des Weltenrichters zu greifen und aus Menschenmund die frohe Botschaft vom Erdenfrieden über die Lande zu rufen, so muß er fest entschlossen sein, selbst den leisesten Anstoß zu meiden, der zu Streit und Krieg fortwirken könnte. Wenn Einer das Wagniß auf sich nimmt, die Schaaren der ihm zu Gehorsam Verpflichteten in Streit und Krieg zu führen, so muß er dafür sorgen, daß diese Schaaren zu solchem Beginnen gerüstet seien; darf er nicht selbst etwa gar die Arbeit der Rüstung hindern. Denn auf ihm ruht die Verantwortlichkeit. Und unverzeihlich ist seine Schuld.

Ist meine Schuld. Ich konnte dem Japaner die Frucht seines Sieges über China gönnen: und thats nicht. Ich konnte dem Rath des klugen gelben Mannes folgen, der, das Fest meiner Krönung zu ehren, ins Russenland kam und nicht müde ward, uns vor dem Marsch in den Südosten Asiens zu warnen: und verschloß mein Ohr seiner Rede. Denn für den von der Vorsehung Auserwählten hielt ich mich, der das alte russische Sehnen nach einem Süd-

meer endlich stillen werde. Ohne Blut zu vergießen. Wer würde wagen, mit uns die Kräfte zu messen, gegen unser Heer, vor dem der Erdball erzittert, ins Feld zu rücken? Das kleine Volk gelber Schmalnasenaffen gewiß nicht. Das that sehr muthig, sehr kriegerisch, würde in Demuth aber, sobald es Ernst sähe, das Gesetz meines Willens hinnehmen. Daß ich den Gegner verkannte, mag noch verziehen werden; nicht aber die Ueberschätzung eigener Wehrkraft. Weil ein ruhiges Leben im häuslichen Freudenkreis mir besser behagte, hielt ich mich dem Heer fern, horchte nicht auf seinen Athem, fragte nach seiner Noth nicht noch nach seinem gerechten Anspruch, sah es flüchtig nur und ohne den inneren Trieb, ins Wesen dieses Organismus zu dringen. Alle Selbstherrscher, deren Andenken vom Volke gesegnet wird, haben mit der Armee gelebt; ich lebte nur mit meiner Familie, mit Priestern, Schreibern und Gauklern. Wozu kostbare Zeit an ein Werkzeug verschwenden, das ich doch niemals gebrauchen wollte? Friede sollte fortan ja auf Erden sein. An dieses Evangelium klammerte ich mich; denn ich liebte den neuen Heiland, der es verkündet hatte, viel mehr noch als den, an dessen Krippe es zuerst ertönt war. Lächelte deshalb auch nur, als mir gesagt wurde, der Japaner bereite sich in der Stille zum Kampf, immer wieder gesagt und dringend empfohlen, die Rüstung zu beschleunigen und die Löcher im Panzerhemd ohne Säumen zu stopfen. ‚Ich führe keinen Krieg': Das war stets die Antwort. Und jede Rüstung wäre Aufreizung zum Krieg, könnte vom Gegner wenigstens so gedeutet werden. Keine Eile beim Bau unserer Schlachtschiffe. Keine Vorschiebung neuer Truppen gen Osten. Keine neue Division zum Schutz der mandschurischen Bahn; nicht eine einzige. Alles, was den Japaner mißtrauisch machen und reizen könnte, ist zu meiden. So sprach ich. War er aber etwa nicht gereizt worden, als wir den Vertrag von Shimonoseki mit bewaffneter Hand zerrissen? Ihm die Beute des Sieges nahmen? Uns in Port Arthur niederließen und nach Korea die Fänge streckten, wie vorher nach der Aino-Insel Sachalin? Ich that wie ein Knabe, der ein wildes Thier, weils an der Kette liegt, mit einer dünnen Lenzgerte so lange ärgert, bis es sich von der Kette reißt und den wehrlosen Peiniger niederwirft; wie ein Wegelagerer, der dem Wanderer ein Kleidungstück nach dem anderen raubt, nicht darauf achtet, daß der so Entblößte insgeheim nach

der Pistole gegriffen hat, und nun jammert: Mit Pulver und Blei fällt dieser Elende mich friedfertigen Menschen in stiller Nacht an! Nicht klüger war, nicht weiter blickte all mein Beginnen.

In lächelnder Zuversicht saß ich noch, als an der Waffe des Gegners der Hahn schon gespannt war; und brüstete mich: Jede Vorbereitung zum Krieg ist gehindert, also wird Friede sein. Mea culpa! Nicht im Thun, nicht im Unterlassen Anderer suchet die Schuld. Daß sie schlechte Rathgeber halten, stöhnt nur die Gewissensangst der Könige. Wer hieß sie dem schlechten Manne ihr Ohr leihen? Eitelkeit, die den Schlechten, Feigen, Nachgiebigen lieber sieht als den Unbequemen, den Treugefühl zu warnender, tadelnder Rede drängt. Könige, glaubet mir, haben immer die Rathgeber, die sie zu haben verdienen. Hätte ich, habe ich in meiner Nähe denn Einen geduldet, der mir widersprach, meine Wünsche nicht täglich mit Katzenpfötchen streichelte?... Das Auge Sergejs Juliewitsch Witte spricht Euch und mir die Antwort: Keinen.

Die durch meine Schuld, auf mein Geheiß wider alles Warnen versäumte Zeit war im hastigsten Lauf nicht wieder einzuholen. Die Schiffe unfertig und ohne geschulte Mannschaft. Das Heer neuntausend Kilometer weit vom Kriegsschauplatz. Geschütz, Munition, Proviant: nichts in Bereitschaft für solches Ringen. Und ein Eisenstrang, ein einziger, vom Feind und von Bandenschwärmen bedrohter, um Menschen und Thiere, Waffen und Mundvorrath, Aerzte und Krankenpfleger dahin zu befördern, wo wir sie brauchen. In langen Monaten konnte Strategie und Taktik sorgsam vorbereitet, die Gegend von unserem Topographencorps erforscht, der Chinese, der Mandschu, Tunguse mit Gold und Versprechung gewonnen werden: nichts davon geschah, nichts durfte geschehen. So wollte es mein Wille. Was kommen mußte, kam. Noch wisset Ihr nicht, wie schwach, wie lächerlich schwach wir am Anfang des Feldzuges im Osten waren. Uebermächtig konnten wir auftreten: und sind bis auf diesen Tag die an Zahl und an Rüstung Schwächeren geblieben. Durch meine Schuld. Nur boshafte Lüge kann sagen, unser Heer habe nicht so gut gekämpft wie die Tapfersten je, von denen Fama berichtet. Flecklos weht seine Fahne im Wind und keine Rostspur haftet fressend an seiner Waffenehre. Gewissenloser Leichtsinn schickte es in schlechter Wehr auf den Plan: und dennoch schlug es sich, daß die Enkel auf solche

Väterthat stolz sein dürfen. Ehre ihm; und mir die Schmach, mir ganz allein. Nicht eine Probe russischer Kraft war dieser Feldzug; oder wäre die Ohnmacht eines Riesen vom Wuchs unseres Muromers, des aufrecht unbesiegbaren Ilja, erwiesen, weil er von seinem thörichten Thurmwächter in Schlaf gelullt und schlafend von einem bis an die Zähne bewaffneten Zwerg überwältigt ward? Nur der Leichtsinn des Wächters, nicht die Schwäche des Großen, wäre dadurch dem ernstlich prüfenden Auge enthüllt. Der junge Riese wird sich erholen; und dann werdet Ihr sehen, welche Streiche der Wache mit seinen guten Waffen zu führen vermag.

Damit Ihrs erlebet, muß der Wachtdienst besseren Augen anvertraut werden. Wie sollte Ilja nicht die Schicksalsstunde verschlafen, wenn Oblomow bestellt wäre, ihn zu wecken? Aus jeder Blutpfütze reckt sich ein zum Knochen geschrumpfter Arm himmelwärts, zu letzter, lautloser Klage; in den Semlianken, den von der Noth hastig geschaufelten Erdhöhlen, flüstert es zornig und bebt und kann nicht begreifen, warum Leid und Schmach den niedrigen Eingang nicht freigeben wollen; aus hundert Millionen Kehlen steigen Seufzer und Flüche auf und suchen ihr Ziel. Seht es hier! Seht einen Kaiser, der sich schuldig bekennt vor allem Volk, der vor dem Blick der Christengemeinde sich, wie der elendeste Verbrecher, an einen Kreuzweg stellt und, mit gebeugtem Haupt, den zerlumpten Bettler, den Burlaken, den Hütejungen noch demüthig bittet: Verzeih mir, Bruder, um aller Wunden Christi willen verzeih dem Bruder, der nicht schlecht war, nur schwach, nicht bös, nur eitel; der als Vater und Bürger im Engsten Nützliches geleistet hätte, mit seiner schmalen Brust und seiner dünnen Haut nur nicht für die Pflichten der Monomachen würde geschaffen war!

Nun that er sie ab. Zum letzten Mal hat der Selbstherrscher zu Euch gesprochen. Was bliebe mir noch? Nichts fühle ich in mir von jenem Friedrich, der, in fegenden Gewittern vom Schiffbruch bedroht, dem Sturm zu trotzen schwor und mit königlichen Gedanken zu leben, zu sterben. Mein Los wäre im Gnadenfall das Bajesids, auch eines Zweiten, der unter der lastenden Wucht eines großen Namens mühsam als Sultan seine kurze Wegstrecke hinkeuchte und nach manchem Weh vom Gifttrank des eigenen Sohnes aus der Bahn geräumt ward. Wie er, habe ich einen Ahn, dessen Wink auf dem Balkan, im Archipel, bis nach Ungarn

und Böhmen gebot. Wie er, sprach ich vom Frieden, entfremdete mich dem Heer und vermochte, als dennoch die Stunde zum Kampf schlug, gegen den Feind so wenig auszurichten wie der schwächliche Türkenherr gegen Bosniaken und Venezianer. Soll ich warten, bis morgen meine Janitscharen wider mich aufstehen, bis im eigenen Hause sich mir der Mörder waffnet? Nein. Aus freiem Willen beschloß ich, was Bajesid gezwungen that. Nur dieses eine Opfer konnte ich dem Volke bringen; doch dieses eine ist nicht gering. Ahnet Ihr die Seligkeit des Befehlens? Die Wonne, über Millionen sich als Schicksal zu fühlen und keinen Herrn zu kennen als den einen, dem der Priester nur, unser biegsames Werkzeug, die Zunge löst? Dann wüßtet Ihr auch, was es heißt, auf solcher Höhe zu frieren und im Innersten zu empfinden: Dein war die Macht und Du, Thor, hast sie frevelnd den Deinen zum Unheil genützt.

Ein Trost bleibt mir: auch für das Reussenreich ist die fortwirkende Kraft meines Opfers nicht gering. Nicht Rußland schloß den Frieden, der wurde; ihn schloß Einer, der von morgen an im Geschick russischer Menschheit nicht mehr bedeuten wird als der ärmste Bauer im entlegensten Dorf. Mein die Schuld und mein auch die Sühne. So mußte es sein. Ich wollte Frieden und taumelte schlaftrunken in den gefährlichsten Krieg. Ich wollte Ruhe und Ordnung im Reich und stärkte durch stetes Schwanken den Geist der Empörung. Um ihn dann niederzudrücken, brauchte ich Siege: und forderte sie drum von meinem Feldherrn; heischte sie gebieterischer von Tag zu Tag. Vergebens beschwor er mich, ihm Zeit zu lassen, damit er sein Heer nicht nur sammeln, sondern auch zusammenschweißen und in neue Dienstpflicht gewöhnen könne. Vergebens. Er sollte siegen, schnell und in Strahlenglanz. Er mußte seinen Plan ändern, den klug ersonnenen Rückzug aufgeben, der die Verbindunglinie des Feindes ins Unerträgliche verlängert hätte, mit Prahlerberedsamkeit sich laut seiner Truppenmacht rühmen und den Kampf da annehmen, wo er ihm aufgezwungen ward. Denn der Gossudar konnte nicht länger mehr warten. Der Gossudar rief immer wieder laut über den Erdkreis hin: Kein Friede ohne entscheidenden Sieg unserer Waffen! Und leiser: Du, Oberfeldherr, sorge mir für den Sieg! Nun hat er, ohne den allerkleinsten Waffenerfolg, nach der schwersten Niederlage Frieden geschlossen. Das Leid, das der Krieg zeugte, kann er nicht lindern; läßt das Erbe,

das er empfing, gemindert, das Reich, von dem der Stärkste mit scheuer Achtung sprach, als die Zielscheibe schnöden Hohnes. Die Schmach dieses Friedensschlusses aber nimmt er mit sich auf seinen einsamen Weg. Auf den Dornenweg, den er selbst wählte.

Gott segne mein gutes Beginnen! Und Du auch blicke es in Gnade an, Sanctus Andreas, Patronus Russiae! Hier liege, bei anderer majestätischen Zier, der Deinem Andenken gestiftete Orden, dessen Ritterschaft ich als Unwürdiger erwarb. Den Männlichen nennt Dich Dein Name; und mir war nur im Weibergemach so recht wohl. Als ein Mann des Friedens zogest Du, den Heiland zu predigen, furchtlos bis ins wilde Skythenland; und ich that wie Simon Petrus, Dein Bruder, und verleugnete, als just die Zeit zum Bekennen gekommen war, die heilige Sache. Nie mehr schmückt mich drum der grüne Sammetmantel mit dem Silberbesatz, weht vom Ritterhut mir die rothe Feder. Nur dieses eine Mal noch darf ich auf das goldene Bild des doppelköpfigen Adlers, der das blaue Andreaskreuz trägt, die Lippen drücken, einmal in Andacht noch die Schrägbalken berühren, an die Du, Deinem Meister gleich Kruzifixus, geheftet bist, und an den Ecken die Römerbuchstaben lesen, die dem Kind schon enträthselt wurden: S. A. P. R. Nie wieder. ‚Für Treue und Glauben.' Zwischen den acht Strahlen des Silbersternes las ichs oft. Wem hielt ich die Treue? Mir selbst nicht bis auf diesen Tag. Zwischen Dir und mir war keine Gemeinschaft. Doch siehe: nun nehme auch ich mein Kreuz auf mich. Trugst Du viel schwerer daran? Ich will nach Achaia pilgern und an der Stätte, wo Du den Martyrtod littest, den Wind, der seit Jahrhunderten die Halme beugt, fragen, ob er Dich in der wehsten Stunde, bis zum letzten Wank lächeln sah.

Ich scheide nicht heiteren Herzens, doch ohne Groll; ein Reuiger, nicht ein Ankläger noch ein schuldlos Gerichteter. Die Krone ließ ich meinem jungen Sohn Alexej. Gott schütze den Zaren! Die Reichsverweserschaft meinem Bruder Michael Alexandrowitsch. Er findet viel zu thun. Aber seine Arme sind frei; nie hat der Haß sich, der Verdacht auch nur an ihn gewagt und unbelastet ist sein Gewissen. Nichts bindet ihn, der kein Vertrauen getäuscht hat, und mein Wille, der letzte Wille des Autokraten, war, daß auch zärtliche Bruderliebe ihn nicht den Beschlüssen des Vorgängers verlobe, die seine Ueberzeugung nicht billigen kann.

Sein ist die Macht, sein nun die Sorge, das für Volk und Reich Beste zu erkennen. Auf eine Kundgebung des Selbstherrschers nur habe ich ihn, den Bruder, mit Handschlag verpflichtet: auf das kaiserliche Versprechen, zur Vorbereitung und Berathung neuer Gesetze frei gewählte Vertrauensmänner des ganzen Volkes um sich zu schaaren; Männer aus allen Schichten, nicht nur aus dem hohen und mittleren Grundadel, der über die Semstwos verfügt; orthodoxe, lutherische, römische, armenische Christen, Mohammedaner, Raskolniken, Juden, Buddhisten und Heiden; Männer im Bauernhemd und im Arbeiterkittel. Sonst ist er frei; an dieser einzigen Wegscheide nur in meines Willens Richtung gezwungen. Denn die Trostverheißung, die breitstirnigen Gottesknechte, deren Schweiß und Blut Jahrhunderte lang die Saat Ruriks gedüngt hat, endlich vom Fluch ewiger Stummheit zu lösen, drang schon in die fernsten Hütten, wird auf der Ofenbank und vor der Kirchthür heute mit verständigem Ernst beredet und zeugt in der Eiskruste selbst den ersten Keim neuer Hoffnung. Wie eine im Festschmuck verlassene Braut würde Rußland trauern, wenn dieser Botschaft nicht die Erfüllung folgte. Wer so das Volk tröge, müßte vergebens dann immer um sein Vertrauen werben. Und dieses Vertrauen braucht Michael Alexandrowitsch, fortan der Schirmer des Reiches. Er möge sichs fromm wahren! Möge nie verschmähen, den schüchternen Stimmen zu lauschen, die ihn auf der Höhe suchen. Rußland will einen Herrn. Aber Rußlands Volk ist reif, diesem Herrn mit berathender Rede zum schweren Werk zu helfen, und, endlich, müde des schändenden Joches, in dem es, als stummer Zugknecht, von feilen Kaiserknechten gehalten wird. Mit stählernem Willen möge sich Michael waffnen und den blanken Harnisch dann mit frischen Blumen vom Frühling der schwarzen Erde gürten, ein starker Vater dem Volke sein und das liebe Väterchen doch auch zugleich, das der Hirtenknabe auf der Weide, der Flößer am Wolgaufer mit traulichem Du grüßt; ein strenggläubiger Christ und ein zur That rüstiger, nach frommer Mitleidsregung rasch wieder froher Mensch. Und niemals darf er, in Lust und Leid nie, vergessen, daß im Slawenland nur Dem die Herrschaft gebührt, der Ordnung zu schaffen, zu sichern vermag. Sein Bruder hats nicht vermocht.

Ward es so nicht vor manchem Jahr schon verkündet? Hat Vater Johann von Kronstadt so nicht alte Weissagung gedeutet?

Wieder werde ein Nikolai Alexandrowitsch Selbstherrscher sein, doch nicht lange, nicht nützlich leben und Michael, seinem stärkeren Bruder, die Krone lassen? Nur ein zartes Kindlein steht noch zwischen Prophetie und Erfüllung. Nikolai Alexandrowitsch starb nach kurzem, unruhigen, Unruhe stiftenden Wandel dem Zarenthron. In der Legende lebt er wohl wieder auf. Der Falsche Nikolai neben dem Falschen Dmitrij. Den als Jüngling in Otsu ein Japaner schlug, als Mann ein von ihm nicht geahnter Japanerstreich aus dem Schimmer stürzte. Der am Tag seiner Krönung auf dem Chodynkafeld beim Schall der Jubelchoräle dreitausend Menschen von christlichen Brüdern überrannt sah, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Koth dampfenden Fleischklumpen zerstampft. Der auf dem Erdrund Frieden stiften wollte, bald danach zehnmal Zehntausend auf Schlachtfeldern sterben hieß und am Tag der Hirtenverkündung gezwungen war, seinen Soldaten die Brust der eigenen Volksgenossen als Ziel zu zeigen. Und der dann, nicht alt noch an Jahren, freiwillig aus der Herrlichkeit schied, um Rußland von der Schmach demüthigenden Friedensschlusses zu lösen. Kein Herr für unsere Menschheit. Doch kein schlechter Mensch. Ein Unglücklicher. Er hat gesündigt und hat gebüßt. Und um Christi willen ward ihm verziehen. Wohin er ging und wann er starb, weiß Niemand. Sollte Niemand wissen. Nach seinem Scheiden ists im Reich besser geworden und heute braucht kein Russe sich zu schämen, wenn er an den schmählichen Friedensschluß erinnert wird. Das war ja Nikolais Friede. Gott schütze den Zaren! Die Heilige Mutter Gottes segne das Herz unseres Herrn!"

Diese Abschiedrede habe ich vor zwölf Jahren erdacht und, auch in einem Märzmonat, hier veröffentlicht. Sie bekennt die schlimmste Sünde des Zaren: die unstete Bestimmbarkeit eines von Pol zu Pol taumelnden Willens, der keiner Lage gewachsen, zu keiner je in rechter Bereitschaft war. Witte, der 1902, als Finanzminister und allen Ressorts verhaßter „Topfgucker", nach Sibirien und Ostchina reiste, um selbst den Fortgang des Bahnbaues zu prüfen, hat seinen Kaiser früh gewarnt. „Wenn wir bald in Krieg gegen Japan kämen, wärs einfach ein Unglück für uns. Dieser Gegner ist nicht schwach und wir könnten mit ihm nur fertig werden, wenn wir Zeit zu viel besserer strategischer Vorbereitung fänden. Zunächst müßte die Mandschurische Bahn bis an den End-

punkt geführt, unter russische Verwaltung gestellt und der ganze Betrieb gesichert sein. Dann wäre die mittelsibirische Linie zu kräftigen, die Baikalbahn auszubauen, die Befestigung von Port Arthur, für die der Marineminister zehn Jahre zu brauchen glaubt, mit aller Kraft zu beschleunigen und für Wladiwostok, den Kriegshafen und die Werft, mehr zu thun, als bisher geschah." Das wurde gelesen, gebilligt und, nach Plehwes Spottliedchen über den „Kaukasier und Westler, der die echten Großrussen nicht verstehe, doch Alles besser als sie zu wissen wähne", schnell wieder vergessen. So ging es immer. „Unsere internationale Politik will an einem Tag siebenmal schmausen und kommt deshalb nie zu richtiger Verdauung. Die Einheit und das Selbstbewußtsein unseres Volkes stammt vom Dnjepr (wo Wladimir von Kiew und seine Kriegerschaar 988 von der Griechenprinzessin Anna getauft wurde), aus der Bekehrung zu orthodoxem Christenthum. Seit aber Rußland ein Weltreich geworden ist, kann es nicht mehr regirt werden wie das Großfürstenthum Moskau; auch nicht von Polizeiseelen ohne Nationalgefühl. Wir können nicht andere Wege gehen, als vor uns ältere Völker gingen. Der Glaube, daß uns ein Brot gebacken werde, wie kein Volk es zuvor aß, ist kindisch. Die Japaner haben nicht unser Heer, sondern unseren inneren Zustand besiegt. Wer mir sagt, das Heer dürfe erst nach einem unzweideutigen Erfolg heimkehren, ist nicht klüger als Einer, der empföhle, heute noch, wie in alter Zeit, die Sünde eines Staates durch die Hinschlachtung unschuldiger Kinder zu sühnen. Würde unser Zustand etwa erträglicher und sein Ruf im Ausland besser, wenn noch Hunderttausende russischer Männer in der Mandschurei verbluteten? Statt in Prahlreden die echten Russen von den Fremdvölkern und ihrer Sehnsucht nach Frieden zu sondern, sollte man zu ergründen suchen, wie der einfache Mann, Groß- oder Kleinrusse, Christ oder Jude, denkt, der nicht so behaglich lebt wie Unsereins. Der blutet, hungert, verliert die Nächsten und den mühsam erworbenen Besitz. Fraget ihn, ob er im Innersten Krieg oder Frieden wünscht!" Auch diese Sätze hat Witte gesprochen. Vergebens. Aus seinem Kopf kamen die zwei Manifeste, die Nikolais Erdenspur überdauern werden: das erste, das in den Haag, zu Wehrmachtbegrenzung und Friedenssicherung, rief, und das vom dreißigsten Oktober 1905, das den Russen, wie den Briten

Magna Charta Libertatum im Jahr 1215, das Grundgebälk einer Verfassung gab. Witte hat das Bahnennetz geweitet und gedichtet, die zaghafte Industrie (manchmal mit Treibhausmitteln) gefördert, den Branntwein der Reichskasse zinspflichtig gemacht, Geldwesen, Kredit und Valuta verbessert und den Goldschatz (fast $2^1/_2$ Milliarden Mark) gehäuft, der ihm im amerikanischen Portsmouth dann den leidlichen Abschluß des Asiatenkrieges ermöglichte. Seine Arbeit rettete dem Kaiser den Thron. Der ließ ihn dennoch zweimal aus dem Amt wegbeißen. Nach dem ersten Sturz sagte Witte zu mir: „Der Kaiser hat ein gutes Herz, ist fleißig und durchaus nicht beschränkt noch gar, wie viele Deutsche meinen, dumm. Am Verstand fehlts nicht; nur am Willen. Er bleibt nie bei der Stange. Jeder Beredte kann ihn für eine Weile haben. Und wenn ein Schwächling stark scheinen möchte, zeigt er sich eigensinnig." War nicht auch der sechzehnte Louis ein guter, freundlicher Herr, der zufrieden war, wenn er jagen oder als Feinmechaniker basteln durfte und nie begreifen lernte, warum gegen ihn das Volk sich empörte? Drei Urtheile. Mirabeau: „Er kann nicht wollen und ist nicht in Bewegung zu bringen, die auf der selben Bahn Dauer verbürgt." Marie Antoinette: „Wenn man glauben darf und muß, ihn überzeugt zu haben, stimmt ein Wort, eine Regung ihn, plötzlich, wieder um. Das merkt er selbst gar nicht. Seine Persönlichkeit ist das Hinderniß alles nothwendigen Handelns." Sein Bruder: „Kein Ferner kann sich vorstellen, wie unfähig zu Entschluß der König ist. Um einen Begriff von seinem Wesen zu erlangen, muß man versucht haben, in Oel getauchte Elphenbeinkugeln fest in einer Hand zu halten." Jedes Wort wäre auf Nikolai Alexandrowitsch anwendbar. Wer ihn richtig sah, mußte ihm schon nach den Niederlagen bei Port Arthur und Mukden den Rücktritt ins ruhige Leben des Landedelmannes rathen.

Doch Nika, den die eigene Mutter zu schmächtig für das Amt des Selbstherrschers fand, blieb auf dem Monomachensitz und schaute sich wohl nie als den Stifter russischen Unheils. Das unverwüstliche Land blühte ja rasch wieder auf. Bündniß mit Frankreich, mit England, mit Japan; ohne ernste Gefährdung des Verhältnisses zum Deutschen Reich. Herrschaft über Nordpersien und Hauptstrecken der Mongolei. Gewerbe, Handel, Finanz: Alles in froher Gesundheit und Hoffnung. Den Ackerbauer hört Petro-

grad und Moskau nicht ächzen. Nach Stolypin und Kokowzew kein mächtiger, kein durch das Vertrauen der „Gesellschaft“ starker Minister mehr. Eben deshalb läßt sichs mit der Reichsduma leben. Da entschleiert, noch einmal, noch grausamer als 1904, Krieg die Schwachheit des Reiches. Krieg der Industrie und Technik, für den Rußland nicht bereit, Rußlands Volk nicht erzogen ist. Die Schienenstränge, Lokomotiven, Wagen für Menschen und Güter genügen nicht. Dem Heer fehlt in jeder Entscheidungstunde Geschütz und Munition. Alles will helfen; von den rechtgläubigen Monarchisten bis zu dem Sozialdemokraten Plechanow und dem Anarchisten Kropotkin hallt der Schrei: „Rettet das Vaterland und führet es in den Sieg der Völkerfreiheit, des Menschenrechtes!“ Das soll nicht sein. Ein Volk, das sich selbst aus der Noth gelöst und mit Lorber gekränzt hat, kehrt nicht in den Pferch stummen Gehorsams zurück. Mit den Gebildeten, den Salondemokraten wäre auszukommen; doch dahinter dräut das Getümmel aus dunkler Tiefe. Reden und schreiben mögen die Leute, raisonniren und kritisiren; um jeden Preis aber muß die Schranke erhalten werden, die sie von der Vollzugsgewalt trennt. Erwiese nur nicht jeder Tag diese Gewalt als ohnmächtige Spatzenscheuche! Wie der sechzehnte Louis vor die Nationalversammlung, so tritt der zweite Nikolai vor die Gossudarstwennaja Duma. „Wer hohle Pantomime“: hat Mirabeau höhnisch geflüstert; und an den Kön'g (der ihm die Schulden tilgt und Sold zuweist) geschrieben: „Diese Versammlung will allein regiren; errafft sie die Zügel, dann lockert jedes Werk, das ihr gelingt, die Wurzeln der Monarchie.“ Von winzigeren Strebern hört Nikolai alltäglich solche Warnung. Wem öffnet er denn das Ohr? Den Stuermer und Protopopow; dem petrograder Metropoliten Pitirim und dem Bauer Warnawa, der zwar kaum lesen kann, aber in die Würde des Erzbischofes gehoben wurde; allem Gesinde Rasputins (der ja sogar den schlauen Grafen Witte noch einzufangen und um den Staatsmannsruf zu bringen vermocht hat). Die lispeln, flauer Friede sei nicht so gefährlich wie langer Krieg, dessen Innenfront dem Befehl der Reichsduma unterthan werde und den das Haupt der Kirche und des Staates, der Papst-Kaiser, nicht ungeschwächt überleben könne. Wider diese „dunklen Mächte am Zarenhof“ waffnet sich heimlich der Zorn: und stürmt mit gezücktem Schwert

nun in den Lichtbezirk. Der Adelskongreß und die Mehrheit des Reichsrathes entschließt sich in die rauhe Ausdrucksform der Konstitutionell-Demokratischen Partei. Noch bedroht der Sturm nicht die Person des Zaren. Der Nationalist Schulgin spricht: „Wir können nicht mehr glauben, daß die Regierung mit ernstem Willen nach dem Ziel der Nation hinstrebt. Deshalb muß sie bekämpft werden, bis sie verschwindet. Vor ihr, nicht vor dem Feind, erbebt das Land in Schrecken. In diesem Kampfe ficht die Reichsduma gegen eine dunkle Macht, die wie ein Alb auf unserem Vaterland liegt. Stuermer ist nicht mehr das unbeschriebene Blatt, als das die Deutschen ihn lobten. Dieses Blatt wird die Urkunde russischer Schmach werden, wenn die Reichsduma nicht tapfer auf ihrem Posten ausharrt und Rußland vor dem Untergang bewahrt." Herr Miljukow: „Dem Städtebund, dem Semstwoverband, dem Kriegsindustrie-Ausschuß, allen Liberalen und Demokraten wird nachgesagt, daß sie den Krieg verlängern wollen, um die Revolution vorzubereiten. Dieser Fixen Idee wird Alles geopfert: der hohe Schwung nationaler Begeisterung, die kräftige Förderung des furchtbaren Krieges, der Keim russischer Freiheit und sogar unser gutes Verhältniß zu den Bundesgenossen. Hätte die Regirung sich in Arbeitgemeinschaft mit der Duma bequemt und die von uns empfohlenen Gesetze angenommen: längst schon wäre die rasche Vertheilung der Nährmittel möglich. Jetzt bleibt uns keine Wahl mehr. Mit allen Mitteln müssen wir den Rücktritt dieser Regirung zu erzwingen trachten. Weil sie den Krieg gefährdet, kämpfen wir gegen sie während des Krieges, im Namen des Krieges und im Namen all der Gefühle, die uns in Eintracht verpflichtet haben. Diese Regirung ist unfähig. Deshalb werden wir, die Vertreter des Volkes, das Blutströme vergossen hat und sein nationales Ziel erreichen will, kämpfen, bis vor uns Minister sitzen, die alle Aufgaben der schweren Zeit erkennen und bereit sind, in unlösbarem Einvernehmen mit der Reichsduma alle Kräfte des Landes für die Bewältigung dieser Aufgaben einzusetzen. Die Regirung von heute ist das gefährlichste Hinderniß der Landesvertheidigung. Das Staatsgeschäft, heißts, ist die Sache der Beamten; nur keine Einmischung! Unser Reichsschatz füttert Reptilien, die unsere Nährmittelpolitik bekämpfen, der Landwirthschaftminister entstellt unsere Beschlüsse von A bis Z: aber wir

sollen schweigen. Das will Rußland nicht. Den Streit um Krieg und Frieden hat der klare, feste Erlaß des Zaren an Heer und Flotte geendet. So fest und klar müßte auch hinter der Front der Wille sein. Leider ist ers nicht. Um die Meerengen und Konstantinopel zu erobern, um unser Polen zu befreien und ihm das preußische und österreichische anzugliedern, müssen wir alle Kräfte der Nation aufbieten. Die Zeit drängt, über uns ist Gewitterluft und Niemand weiß, wo der erste Blitz zünden wird." Niemand? Auf dem Dachfirst, von dem der Ableiter sank. Nach Stuermer, dessen Hinrichtung Generale, Minister in der Reichsduma bejubelt hatten, kam Trepow; nach Trepow schob ein Galizyn das Köpfchen vor. Die Hohe Excellenz des Herrn Alexander Dmitrijewitsch Protopopow wird vom Hagelschlag öffentlicher Verachtung geknickt, von dem Reichsrathsmitglied Grafen Olsuwjew laut wissentlicher Lüge geziehen, von der simbirsker Adelsversammlung durch Mehrheitbeschluß gevehmt. Kann oder will Nikolai nicht bessere Leute vorschicken? Ehrerbietig warnt Georgs Botschafter Buchanan; in wuchtig knapper Rede Lord Milner. Parlamentarische Regirung, die den Kaiser aus dem Verdacht befreit, Unrecht zu thun? Nein. Wenigstens ein Ministerium Sasonow, das saubere Sachkenner vereint? Nein. Kirche, Staat, Monarchie würden leiden. Der junge Fürst Jussupow erschießt den Staretz Rasputin. Da liegt, in rother Lache, Euer Blitzableiter. Und vom Himmel dräut das schwerste Gewitter, das Rußlands Gottsucherauge jemals, seit den fernen Tagen des Tatarengrauses, erblickt hat. Schlägt der Rächerstrahl nun ein? Oft ists vorausgesagt worden; doch nie geschehen. Revolution? Der Bauer ist ruhig. Und der Zar will das Glück seines Volkes.

„Jeder, der nicht gerade ausschließlich von seinem Amt lebt, erwartet hier irgendeine verfassungmäßige Form der Betheiligung des Volkes, namentlich der höheren Schichten, an der Regirung des Landes; die Gemäßigten mit Maßen; aber man hört Stimmen, die an den Konvent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben. Man spürt die Thätigkeit von Wühlern, welche kein Mittel vernachlässigen, um Mißstimmung gegen den Hof und das Kaiserhaus bis in die untersten Volksschichten zu verbreiten. Die nächste Umgebung des Kaisers ist leider nicht rein von Elementen, welche die übelsten Anhaltspunkte für Dergleichen gewähren und deren Handlungen, wie die Verantwortung für den ganzen Augiasstall amtlicher Mißbräuche,

künstlich dem Kaiser zugeschoben werden, dessen mildes Herz ohne Zweifel für manche ihm bekannte Personen zu nachsichtig ist, dessen ehrliches Streben nach Besserung der Dinge sonst aber selbst von Denen anerkannt wird, die ihm aus dessen Erfolglosigkeit einen Vorwurf machen. Leute in hohen Stellungen, durch Amt und Geburt, sprechen mir von Revolutionen, als von Dingen, die wohl möglich wären, sie aber eigentlich wenig angingen, sondern nur den Kaiser beträfen, so daß es nicht scheint, als ob sie in Vertheidigung des Thrones ihr Leben einzusetzen gedächten. Vielleicht geht Das vorüber wie ein Wechselfieber; vielleicht aber reicht auch ein kleiner und zufälliger Funke hin, hier einen großen Brand anzuzünden. Wenn Redensarten tötlich wären, so lebte vom ganzen Haus Holstein-Gotlorp keine männliche Seele mehr: dem edlen Herzen des Kaisers läßt Jeder Gerechtigkeit widerfahren, die ‚aber', die dann jedoch folgen, sind von der Art, daß ich in den Fall komme, fortzugehen oder um eine Änderung des Gespräches zu bitten. Daß Gardeoffiziere in Gegenwart Fremder die Frage diskutiren würden, ob sie auf das ‚Volk' schießen werden oder nicht, hat der Kaiser Nikolaus gewiß auch nicht so schnell erwartet. In dem Gedanken, ‚daß es anders werden muß', sind Alle einig, der Aristokrat, der Demokrat, der Panslawist, der Orientalist; und das Bestehende findet kaum unter den älteren Beamten einige Anhänger, ohne Einfluß und ohne Hoffnung, meist deutscher Nationalität. An gewaltsame Bewegungen glaube ich nicht, es sei denn, daß in den Provinzen Bauern aufstehen, welche etwa meinen, daß man ihnen nicht giebt, was der Kaiser befohlen habe. Gortschakow träumt, wenn er seiner Phantasie Audienz giebt, Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherrschen und in Paris gedruckt werden; der hohe Adel träumt englische Pairsstellungen und mirabeausche Erfolge; Miljutin aber, der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshasser und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster. Auf direkte Andeutungen von der Zweckmäßigkeit der Mitwirkung des Adels und der intelligenten Klassen bei Reformen hat der Kaiser geantwortet: Keine Notabeln; ich will kein 1789." (Bismarck in petersburger Briefen an Herrn von Schleinitz.)

„Als die Gardeartillerie beim Fest der Wasserweihe Salut-

schüsse abfeuert, fliegt, über den Kopf des vom Hofstaat umringten Kaisers hinweg, eine Kartätschenkugel in den Winterpalast. Fünfzigtausend Fabrikarbeiter beschließen den Strike, erzwingen sich durch Schrecken Anhang und heischen, unter der Führung des jungen Priesters Gapon, der Zar solle sie übermorgen zu der von ihnen bestimmten Stunde empfangen. In ihrem Manifest, das in Petersburg offen verbreitet wird, reden sie zu dem Erben der Großkhane, wie sie vor wenigen Wochen nicht zu einem Fabrikinspektor geredet hätten; sagen ihm, seine Beamten seien Diebe, die Verwaltungchefs und Hofwürdenträger Lügner, versprechen ihm, dessen Vorgänger die Akakia und das Kreuzszepter trug, Schutz vor Gewaltthat. Doch müsse er pünktlich zur Stelle sein und ruhig anhören, wie sie das Reich umgestaltet wünschen: sonst sei er feigen Wankelmuthes zu zeihen und zerreiße das Band, das ein großes Volk an ihn knüpfe. Noch lächelt man über solches Gespinnst größenwahnsinniger Hirne. Das Kontagium, heißts, liegt in der Luft und das böse Beispiel, das ein zuchtloser Adel gab, wirkt auf andere Dekassirte ansteckend weiter. Wenn ein Fürst Trubezkoi dem Zaren mit einer Revolution zu drohen wagt, will irgendein kleiner Pope sich rasch in noch hellere Martyrerglorie drängen. Russische Arbeiter vermessen sich nicht so freventlich. Hundert Rubel gegen einen, daß sie Sonntag gar nicht kommen... Sie kommen. In langem, langem Zug, ohne Waffen, das Griechenkreuz und das Bild des Kaisers vornan. Singen fromme Lieder und sind gewiß, im Winterpalast den Gossudar zu sehen. Keine Warnung hemmt sie; auch die blinden Schreckschüsse der alarmirten Truppen halten sie nicht auf. Und nun wird scharf geschossen. Kosaken sprengen herbei und hauen auf die Wehrlosen ein. Stunden lang dauerts, bis die Hauptplätze gesäubert sind. In einem Straßenengpaß werden aus gestohlenen Möbeln, geraubtem Holzwerk und Drahtgeflecht Barrikaden gebaut. Hundert Tote; vielleicht Hunderte; vielleicht noch mehr. Und die Krankenhäuser haben kein freies Bett für die Verwundeten. Die Militärbehörde gebietet mit Diktatorenmacht über die Residenz. Auf den Straßen lagern die Truppen ums Wachtfeuer. Petersburg starrt in eisigem Schweigen. Moroz, der rothnasige Frostkönig aus Nekrassows Gedicht, thront in düsterer Majestät wieder über den Häuptern der Menschen. In Fieberangst aber harrt die Stadt auf die Kunde

des nächsten Morgens. Die Setzer haben die Arbeit niedergelegt. Zeitungen erscheinen nicht. Doch von Mund zu Mund wird immer neuen Unheils Botschaft geflüstert. Strike in den Elektrizitätswerken; Newskij und Admiralitätplatz im Dunkel. In Sebastopol brennt das Marinedepot. Dicht beim Winterpalast sind hohe Offiziere geschimpft und mißhandelt worden. Auch in Moskau, Kiew, Reval beginnt der Ausstand. Und was erführen wir erst, wenn aus Polen und Finland Nachrichten in die Hauptstadt kämen!

Ist die Dezemberverschwörung des Jahres 1825 ganz vergessen? Auch damals gab ein Trubezkoi, Fürst Sergej, das Signal: auch damals war er, als es von Worten zur That kam, nicht zu erblicken. Rußland sah aus, wie es immer aussieht. Willkür statt des Gesetzes; alle Gewalten schlaff und käuflich; das Volk in Elend und Schmutz; die dünne Bildungschicht von jedem Windstoß umhergewirbelt. Alexander der Erste, dessen irrlichtelirender Sinn einst den großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst bekehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugedacht hatte, schlummerte sanft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt, der Panslawist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteraussicht gen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoi das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Bariatinskij. Und die Rolle des rothen Barden, die später Gorkij spielte, lag damals in der Hand des starken Dichters Rylejew. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrußland ermordet werden. Fünf Monate zuvor, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer. Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolai, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirrniß wollten die Verschworenen nutzen. Am sechsundzwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr

Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubezkoi, der kommandiren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der erste Nikolai war klüger, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Fritz von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten beliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Meuterer in Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Garden: ‚Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!' (Konstitutzia, die der Grenadier und der petersburger Mitläufer für Konstantins Frau hielt.) Nikolaus war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Popenschaft vor die Rebellen hintreten und sie im Namen Gottes zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die Klerisei auf den benachbarten Admiralitätplatz. Jetzt erst gab der Zar das Zeichen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz aufzufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Dekabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: ‚Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unters Gesetz zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Los eines Menschen abhängen.' Und als Murawiew und Rylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief nur: ‚Verfluchtes Land, wo man weder konspiriren noch judiziren, nicht einmal ordentlich henken kann!'

Zweiundzwanzig Jahre danach gabs einen ungefährlicheren Putsch. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Philippes endlich auch ins Russenvolk gedrungen. In Haufen zogen die Hungernden, Siechen vors Winterpalais und riefen den Kaiser heraus. Nikolai kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. ‚Erstens soll die Cholera aufhören:

und zweitens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser.' Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeichlerischer Rede ‚als Edelmann und Gutsbesitzer' verbrüdert. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komoediant wollte er auch mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll und verhieß, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht und mußten die Führer ausliefern. Um dieselbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskijs Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Speschnews entdeckt, eines reichen Grundbesitzers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik proklamiren wollte. Als Nikolai stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälernden Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortsetzen solle.

Als Murawiew 1825 seinen Grenadieren den Ruf: ‚Es lebe die Republik!' eindrillte, fragte ihn, im Namen der Kameraden, ein alter Soldat, wer in der Republik denn Zar sein werde. ‚In der Republik giebts keinen Zaren', erwiderte der Offizier. Und der Alte: ‚Dann, Euer Gnaden, geht die Sache in Rußland nicht.' Eine russische Revolution würde grausiger sein als irgendeine, die der Erdwesten erlebt hat. Schlimmer als unser Bauernkrieg und Frankreichs Jacquerie. Etwas wie der Taiping-Aufstand. Was Pugatschew mit ein paar Baschkiren, Woljätten, Tataren erstrebte, würden Millionen breitstirniger Landleute jetzt zu erreichen versuchen. Viel mehr noch; nicht nur die Niederwerfung der Grundherrschaft, sondern den Agrarkommunismus, dessen Keim im Mir schlummert. Eine andere russische Revolution von dauernder Wirkung giebt es nicht. Sprecht das Wort nicht leichtfertig aus! Wenn diese Masse in Bewegung kommt, wird von ihrem Schrit der ganze Kulturkreis erdröhnen. Noch sind wir bei dem Kampf um die Verfassung. Der ist recht alt; und auch das

Kämpferpersonal hat sich kaum geändert. Kammerherren forderten vor achtzig Jahren eine Konstitution; und vier Jahrzehnte vor dem zweiten Trubezkoi schrieb Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje-Selo: ‚Keine Einschränkung und keine Erweiterung alter Privilegien kann nützen; ohne feierliche Verbürgung der Menschenrechte, ohne beschworene Verfassung ist das Leben in Rußland nicht länger möglich.' Alles schon dagewesen. Eins nur noch nicht: der Aufstand der Muschiks. Wie dem Epenhelden Ja, war auch dem russischen Volk die Herrschaft über seine Kräfte bisher versagt; in den langen Jahren der Leibeigenschaft hat es sich an die Kette gewöhnt und kann nun die mächtigen Glieder noch nicht in Freiheit regen. Wird der erwachende Riese die junge Kraft nützlich verwerthen lernen oder in blinder Wuth ringsum Alles zerstampfen? Das ist im Zarenreich die Lebensfrage."

„Als Kaiser erlebst Du, Hühnchen, den Sonnentag flauen Friedens nicht. Du bist dann der Schwächling, der zweimal gezwungen wurde, das Schwert zu ziehen, und ders in Asien und in Europa wieder einstecken mußte. Dessen Befehl Millionen getötet, verkrüppelt, zu Bettlern verlaust und dem Reich nicht eine Scholle fester Erde eingebracht hat. Im Dunst solchen Mißtrauens würde das Gold Deiner Krone blind, Kleiner. Und dächtest Du an Abdankung, an das stille Krimbehagen, in das Dein qualmiges Landedelmannsgefühl langt: auch Dein Junge fände keine Assekuranz. Gottorp hätte verspielt. Der Zungendrescher Miljukow sieht nicht wie ein Cromwell aus. Ob Dir aber nicht ein Pugatschew aufstünde, ein Bauernheer würbe und die dunkle Woge vom Don bis an die Newa branden ließe? Wiege Dich nicht in den Traum, daß Dir nach der zweiten Niederlage der Muschik noch sicher wäre. Unsere wüstesten Jakobiner, Kropotkin und Plechanow, haben in die Welt gebrüllt, Deutschlands Sieg wäre nicht für uns nur, sondern für die ganze Menschheit das größte Unheil, das zu erdenken ist, und müsse mit allen Mitteln, von allen Parteien, deshalb, unter der Fahne des Zaren, gehindert werden. ‚Wir müssen das zarte, dünne Bäumchen unserer Civilisation vor der Gefahr schützen, die ihm von der dicken deutschen Eiche droht': in der Reichsduma sprach der feuerrothe Tscheitse diesen Satz. Bist Du, Gossudar, feiger als solches Gewürm? Nimm Dich zusammen, Nika! Menschen wachsen schnell nach. In fünf Jahren ist keine Lücke mehr. Versprich den Schreien jede

Freiheit, die sie wünschen; gieb ihnen den Gutschkow, den Lwow, meinetwegen die ganze Trudowik-Fraktion als Minister. Aber sei, endlich, Zar. Der Russe will einen Herrn fühlen. Noth ist ihm Gewohnheit. Die verschmerzt er. Niemals die Schmach neuer Niederlage." (Die Zukunft, 1905 bis 1915.)

„Die Liberalen der Semstwos, die Aerzte, Advokaten, Schriftsteller, Studenten, Revolutionäre und die paar Tausend von Agitatoren dem Volk entfremdeter Arbeiter, die auf unserer Erde jetzt die Regirung bekämpfen, haben nicht das allergeringste Recht, sich für Vertreter des Russenvolkes auszugeben. Im Namen des Volkes fordern sie von der Regirung Freiheit: Preßfreiheit, Gewissensfreiheit, Versammlungfreiheit, Trennung von Kirche und Staat, Achtstundentag und Aehnliches mehr. Geht Ihr aber ins Volk und fragt die hundert Millionen Bauern, wie sie über diese Forderungen denken, dann wird dieses Volk, das wirkliche, kaum eine Antwort finden: weil all solche Forderungen, auch die des Achtstundentages, ihm ganz gleichgiltig sind. An Anderes denkt, von Anderem spricht, nach Anderem trachtet dieses Volk: die Erde will es, den Boden, den es bebaut, dem Grundherrn entrissen und den Gemeindebesitz anvertraut sehen. Von der Volksvertretung aber, die, wie Liberale und Revolutionäre uns täglich im Ton fester Gewißheit erzählen, sein heißester Wunsch begehrt, will es schon gar nichts wissen; denn es hofft nicht, daß sie ihm zu seinem Recht hülfe. Die große Masse des Volkes hängt noch an dem Begriff der Selbstherrschaft; aus Trägheit, aber auch in dem zuversichtlichen Glauben, daß nur ein allmächtig Herrschender die Freiheit des Bodens gewähren kann. Nur der selbstherrische Zar, der die Leibeigenschaft aufhören ließ, hat die Kraft, das Land dem Herrn zu nehmen und dem Bauer zu geben. Falsch oder richtig: Keiner kann bestreiten, daß unser Volk so denkt. Und deshalb haben Liberale und Revolutionäre nicht das Recht, als Vormund des Volksleides aufzutreten; nicht das Volk vertreten sie, sondern nur sich selbst." (Tolstoi; im Februar 1905. Pobedonoszew, der Oberprokurator des Heiligen Synod, hätte nicht anders gesprochen.)

„So lange wir Demokraten in der Reichsduma die Möglichkeit haben, Haushalt und Verwaltung zu überwachen, sind wir Seiner Majestät allergetreuste Opposition und wenden uns nicht gegen den Träger der Krone." (Abgeordneter Miljukow im londoner Rathhaus; 1909; jetzt herrscht er im Auswärtigen Amt.)

Was ist.

Rußlands Seele kennt, wie Rußlands Erde, keine Uebergangsstimmung. Zwischen zwei Sonnen wandelt Wintersstarrheit sich in leis schon duftende Blüthenpracht. Aus dem Arm der holdesten Braut, deren Athem er selig trank, stürzt der Jüngling sich in den Abgrund, aus Glückesrausch, den die Zone des Alltagsempfindens mählich kühlen müßte, jäh in die Tiefe, den Tod. Ein bettelnder Krüppel jauchzt auf, weil ein Sonnenstrählchen über den Schnee gehuscht ist, und läuft flink, als spüre er die Pein der Frostbeulen nicht, dem kecken Schelm nach, der ihn Lenz ahnen ließ. Ein schönes und reiches Fräulein, dem keine Wolke die Zukunft verhängt, erschießt sich, ehe das herrlichste Festerlebniß verklingt, vor dem Spiegel. Nur der Russe begreift's. Nur er, der oft aus dem Schnee nackt ins Dampfbad sprang, kost mit der schmeichelnden, jeden Nerv kitzelnden Vorstellung, daß er, gestern noch Väterchens frommer Knecht, heute eine Regirung hat, in der neben Lwow, Gutschkow, Miljukow rothe Republikaner sitzen und die ihm das allgemeine, für Alle gleiche Wahlrecht, die Freiheit des Glaubensbekenntnisses, der Meinungaussprache, des vom Volksstamm und vom Polizeipranger losgebundenen Menschthumes verheißt. Sein Stimmzettel, den er Keinem zu zeigen braucht, wird die Nationalversammlung mitwählen, die das Reichsgrundgesetz ausarbeiten, in Vollzugskraft setzen und beschließen soll, ob Großfürst Michael der Ehre würdig sei, dem Volkswillen den Körper zu leihen. Zar von des Volkes Gnade: wie im ältesten Rußland. Der Autokrat, der nur sich, als dem Statthalter Gottes, die Macht danken wollte, sitzt nun, nah bei Petrogad, in Pskow, wo einst Truwor ausruhte, Olga, unsere Heilige, geboren wurde und ein Meister des Deutschen Ordens das Russenheer schlug. Gewiß friert der Arme in dem verwitterten Kreml. Eine im Hirn kranke Frau, der Sohn ein Bluter, vier ledige Töchter; und die Krone verthan. Weinet mit mir um ihn, rechtgläubige Brüder. Oder: sagt man so nicht mehr? Bedenket aber, daß es sein mußte und daß wir fortan frei sind. Ist nicht besser, daß Einer leidet, ehe denn ein ganzes Volk untergeht? Das hat ein Jude gesagt? Paragraph Drei des Verfassungentwurfes: Das Jüdchen ist unser Bruder. Alle frei, Alle gleich. Monomachenmütze oder phrygische: schon für Bakunin wars nur ein Formunterschied.

Nikolai Alexandrowitsch ist gezwungen worden, das Wort

zu sprechen, das ihn vor zwölf Jahren, wenn ers aus freiem Willen sprach, in fortwährenden Glanz gehoben hätte. Wirr schallt die Botschaft in unser Ohr. Nikolai hat unterschrieben, daß ihn Gewissenspflicht dränge, sich zu entkrönen, weil dadurch „die Vereinung und Organisation aller Volkskräfte zu schnellem Sieg" erleichtert werde. Auch für seinen Sohn hat er auf die Krone verzichtet. Dieser Verzicht wäre unwirksam, wenn Alexej mannbar würde und seines Rechtes Geltung heischte. „Die Erbfolge übertragen Wir auf Unsern Bruder, den Großfürsten Michael Alexandrowitsch, den Wir an den Stufen des Thrones segnen und verpflichten, durch unbrechbaren Eidschwur, im Namen des geliebten Vaterlandes, die Wahrung der Gesetze zu geloben und stets in Uebereinstimmung mit der Volksvertretung zu regiren." Diesen Michael braucht die neue Regirung, weil in der Legende, die Johann von Kronstadt, der von Rasputins Jüngern Warnawa und Andronikow wieder in die Mode gebrachte Wunderthäter, den Gläubigen deutete, sein Name als des starken Mannes umläuft, der den schwachen Nikolai ablösen werde. Ein Verheißener und dennoch in Enge Eingegitterter, vom Volk erkürt, vom Reichstag geleitet, Zar aller Reussen: Das ist nicht dumm erdacht. (Der Name des alten, dem Haus Rurik verschwägerten Bojarengeschlechtes Romanow gebührt heute Lebenden nicht. Der letzte Romanow war Peter Alexejewitsch, der 1730 im Blatternfieber starb; der Weibsstamm starb aus, als 1762 Elisabeths Auge brach. Seitdem thront Holstein-Goltorp.) Michael, dem Witte Vorträge über Volkswirthschaft, ausführliche sogar über Marxens Lehre, hielt, war, weil er eine nicht ebenbürtige, zuvor geschiedene Frau geheirathet und den Gossudar laut gehöhnt hatte, aus dem Heer und dem Reich verbannt worden. Sein Recht auf den Thron wurde dadurch nicht gemindert; denn das russische Volksempfinden schließt den wider die Standessitte Vermählten nicht von der Erbfolge aus. Dem nächsten Agnaten, Kyrill Wladimirowitsch, würde der Heilige Synod den Weg auf die Höhe sperren. Die Mecklenburgerin Maria war noch nicht zum orthodoxen Griechenglauben übergetreten, als sie Kyrill gebar: und der Zar muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein. Auch hat dieser Sohn Wladimirs Alexandrowitsch seine Base geheirathet und seine Söhne wären, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindern stammen, nach frommem Russenbrauch nicht erbberechtigt.

Hat der Synod aber noch mitzureden? Da Römer, Lutherische, Sektirer, Juden, Mohammedaner neben den Orthodoxen in gleichem Recht wohnen sollen: kann Rußland ein Islam, der Kirche länger die Einungmachtbleiben, die sie seit Wladimirs Taufe am Dnjepr bewährt? Eine von tausend Fragen, denen erst Antwort werden mag, wenn der Sturm ausgerast, des Eifers Wuth sich gekühlt, der Bauer gesprochen hat. Für das bedächtige Bauergewimmel brauchen die neuen Herren das Weihebild eines Zaren; brauchen das Heer, um ihre Rechtsordnung, das Gemeineigenthum, den Einzelbesitz vor den Horden der Tiefe zu schützen. Haben sie Gottorp und die Armee, so haben sie hohe Trümpfe; und dürfen hoffen, einen Carnot und Hoche zu finden. Noch ist nichts gewiß; nicht einmal, daß Nikolais Leben in Dunkel endet. Muß denn, was nach der Geburt wunderlich aussieht, in Jammer vergehen? Edmund Burke, kein Tropf also, hats geglaubt: und geschworen, Frankreich werde die Große Revolution nicht überleben. Die zu ungeheurem Werk verbündeten Russen nationaler und internationaler Farbe sind in Europa heimisch und wohl der Verantwortung eingedenk, die Goethe den Brechern ehrwürdiger Satzung zusprach. „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, Das erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Muß denn, kann schon heute über so Gewaltiges das Urtheil gesprochen werden? Chronos, Gott-Zeit, zeugte das Chaos, in dessen weicher Masse aller Rohstoff zum Weltenbau schlief. Und Asiens tiefe Weisheit raunt: „Lernet Ihr, Gelehrte, nicht, wie oft das Weichste das Härteste brach und ihm Herrscher, Schicksalsgestalter wurde?“ In ihren Grüften heben Raskolnikow und Myshkin das Haupt; lauscht Dostojewskijs, des Urrussen, asiatisch weiche Menschheit in die Heimath hinaus. „Sie hämmern den wunden Kolossus zwischen Schächer ans Kreuz!“ „Nein, Bruder im Leid: er lag, scheintot, schon, wie wir, im Grab und ist, da der Schlaf der Welt gemordet ward, auferstanden. Horch: in seinem Schluchzen schmilzt das Erz. Durch Blut und Thränen dringt schüchtern die Stimme: Hier, Menschen, bin ich.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. März 1917.

Republik Rußland.

Das Vorbild.

Petersburg, erzählt Ségur, gerieth in einen Wonnerausch, als die Erstürmung der pariser Bastille bekannt geworden war. „Dieses französische Staatsgefängniß hatte Rußland weder belästigt noch bedroht: und dennoch wurde sein Fall, wie das Aufbrausen des Sturmes, der alle Fesseln brechen müsse, mit einem Jubel begrüßt, der später kaum noch verständlich klang. Kaufleute, junge Adelige, Bürger aller Klassen schienen von Taumel gepackt. Auf allen Straßen sah man Umarmungen einander fremder Menschen, die, mit Freudethränen im Auge, die große Botschaft ausgeschrien hatten. ‚Wissen Sie es schon? Die Bastille ist gefallen!‘ Russen, Briten, Dänen, Deutsche, Franzosen, Niederländer riefen einander Glückwünsche zu und Jeder that, als sei ihm selbst eine Kette von den Gliedern gelöst worden.“ Langsam sickerten dann Nachrichten durch Europa. Das trockene Jahr 1788 hatte, nach einem Hagelschlag, der zwischen Normandie und Champagne ungeheure Wirthschaftwerthe vernichtete, eine unzulängliche Ernte gebracht. Danach kam der kälteste Winter, den Frankreich seit achtzig Jahren erlebte. Fast neunzehn Grad unter Null in Paris; Felder, Weiden, Kastanienwälder leiden und im Süden sogar, in der Provence, stirbt ein Drittel der Oelbäume ab. Die Regirung bedroht Grundbesitzer, Pächter und Händler, die Nährstoff, statt ihn auf den Markt zu bringen, speichern, mit harter Strafe

und doppelt die Einfuhrprämie. Vergebens; auch die Wohlthat der Kirchenfürsten, Hochadeligen, Klöster vermag nicht zu helfen. Das Volk hungert. Brot, selbst aus Gerste, Hafer, Kleie, wird schwer erschwinglich und die Ziffer der Kindersterblichkeit steigt auf nie erblickte Höhen. Wenn nicht rasch Rettung naht, schreibt das Parlament von Rouen an den König, „stirbt Ihr Volk hin. Die große Mehrzahl kann den Preis des Brotes nicht aufbringen; und wie jämmerlich ist das Brot, das zu solchem Preis angeboten wird!“ Im pariser Bezirk ist das Getreide beinahe verbraucht und das aufgesparte verdorben. Zuerst muß für das Heer gesorgt werden, das sonst unwillig würde. Das Brot ist schwärzlich, riecht und schmeckt schlecht: und wird dennoch wie Götterspeise begehrt. Lange Menschenreihen vor jedem Bäckerladen; und selig ist, wer nach sechs Stunden vier Pfund heimtragen kann. In allen Provinzen kommt es zu Straßenaufständen, kleinen und großen Putschen, die von Polizei und Militär niedergeschlagen werden und über die Niemand sprechen darf. Einbrüche in Bauerhäuser, deren Besitzer der Nährmittelhäufung verdächtigt wurden; Plünderung von Müllerwagen und Bäckerläden. Bürgermeister, Rathsherren, Schöffen werden geprügelt, getreten, aus den Stadthausfenstern auf die Straße geworfen; werden zu Enteignung und billigem Verkauf der in Beschlag genommenen Lebensmittel gezwungen. Ueberall sind die Weiber vornan. Von ihnen fordern die Männer, die Kinder Nahrung; woher sie nehmen? Von der Bande, die noch Vorräthe hat; die so niederträchtig war, an sich eher als uns zu denken. Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden? Der Bauer wird immer Brot, Milch, Eier, Speck, Butter, der Metzger für sein Kleinvolk ein paar Scheibchen Fleisch, der Schneider Flickstoff haben? Von solchen Sprüchlein werden wir nicht satt. Der Teufel hole Religion, Staat, Besitzrechtsordnung, wenn wir hungern. Mag der Feind ins Land brechen und drin als Herr gebieten: wir wollen leben. Alle Bezirke hören so wilde Rede; doch darf keiner hören, daß nebenan nicht sanfter gesprochen wird. Nur Selbstverwaltung, heißts, kann helfen; die, sagen Gelehrte, hat selbst das kalte, finstere Rußland in Mir und Semstwo, Dorf- und Stadtgemeinde. Provinziallandtage, Bezirk- und Kreisversammlungen werden gefordert und einberufen. „Keine Steuern mehr! Es lebe die Freiheit! Gebet den Ständen gleiches Recht, machet den kleinen Mann

zum Rathsherrn, übertraget alle Gewalt auf das Volk, das gut, edel, weise ist: und Ihr werdet sehen, wie rasch Ordnung und Wohlstand wird." War denkbar, daß in den neuen Parlamentchen anders geredet werde? Der Reiche, Adelige, Abt, Bischof gilt als Räuber; und als Recht des Volkes, ihm das geraubte Gut abzunehmen. Steuerlisten, Verträge, Urkunden, die Besitzrechte verbürgen, Polizeiberichte werden, wo der tobende Haufe sie findet, verbrannt. Was soll der Quark noch? Uns leuchtet das Morgenroth neuer Zeit. Tausend Artikel und Flugschriften künden sie an. Die werden so gierig wie Brot verschlungen. Jeder Lakai liest Etwas über die Rechte der Ständeversammlungen und die Interessen des Dritten Standes, der noch nichts ist, doch morgen Alles sein wird. Mählich verbreitet die Massenstimmung sich ins Heer. In der letzten Juniwoche weigern zwei Gardecompagnien den Dienst; ihre Führer werden aus der Haft befreit und im Triumphzug durch die Stadt geleitet. Ein Artillerieregiment schließt sich den Meuterern an. Dragoner lassen dem Befehlshaber sagen, die erste Kugel werde ihn treffen, wenn er seinen Leuten zumuthe, auf das Volk zu schießen. Solchen Befehl will auch der König nicht. Er hat jede Gewaltthat verboten und ist überzeugt, daß außer einem winzigen Schwarm schlechter Menschen das ganze Volk für ihn sei. In der fünfzehnten Julinacht läßt ihn der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt wecken, um die Erstürmung der Bastille zu melden. „Da hats also eine Revolte gegeben?" „Sire, was ich berichten mußte, ist der Anfang der Revolution." Deren vulkanisch fortwirkende Kraft der Herzog selbst in dieser Nacht noch nicht ahnt.

Drei Wochen sind vergangen, seit die Vertreter des Dritten Standes, deren zur Berathung des Staatsgrundgesetzes beschlossene Nationalversammlung der König auflösen wollte, im Ballspielhaus geschworen haben, trotz dem Auflösungerlaß zusammen zu bleiben. Rafft Louis sich in den Willen zu kräftiger Wehr? Der zwölfte Julimittag bringt die Kunde, daß der kluge und beliebte Finanzminister Necker wieder entlassen, und das Gerücht, daß der Herzog von Orleans, der im Ruf eines Volksfreundes steht, verbannt worden sei. Die Büsten beider Männer werden bekränzt, durch die Hauptstadt getragen, die Wachen an die Spitze des Zuges genöthigt. Um Fünf geht die Menge auf dem Marsfeld und dem Elysierfeld gegen die Truppen vor. Der größte Theil

der Garde fällt von der Sache des Königs ab. Nachts giebt es allerlei Scharmützel und Bewaffnete erpressen von gut gekleideten Leuten Geld. An den folgenden Tagen werden Waffen- und Nährmittellager geplündert, die Tuilerien erbrochen, Wachposten aufgestellt, Barrikaden gebaut, auf jedem Platz und auf vielen Kirchenkanzeln Reden gehalten, die den Aufruhr als einziges Heilmittel preisen. Was die Plünderer erbeuten, wird ins Rathhaus geschleppt, wo der Bürgerausschuß tagt. Der Gouverneur des Invalidenhauses öffnet zwanzigtausend Rebellen das Thor und läßt ihnen alle Kanonen, Gewehre, Munition. Was nun? Nach Versailles! Zum König! Hoch die Freiheit! Alles für, Alles durch das Volk! Nein: zuerst müssen wir die Bastille, die Zwingburg der Tyrannenmacht, haben. Der Kommandant, Herr de Launay, bewilligt die Uebergabe; läßt dann aber die Zugbrücken aufziehen und die vom Volk Abgeordneten niederschießen. Das ist das Zeichen zum Sturm. Die rasende Menge wälzt sich, ungeschreckt vom Feuer der Besatzungmannschaft, in die Höfe, Gewölbe, Thürme, zerschlägt und zerstampft, was sie findet, hißt die rothe Fahne aufs Dach und schleift Launay sammt den Soldaten, die sich ergeben haben, als Gefangene ins Rathhaus. Unterwegs wird der Leib des Kommandanten von Dolchen und Säbeln zerfetzt; als er todt hingesunken ist, wird sein Kopf auf einer Lanze von der Miliz durch die Straßen getragen. Zwei Invaliden werden an Laternen gehenkt und die Herzen aus der Brust gerissen. Dem Kerkermeister, ehe ihn die Henkersschnur drosselt, die Hände abgehackt. „Keine Schonung; Ungeheuer sind Eures Erbarmens nicht würdig.“ Auch Flesselles, der, als Vorsteher der Kaufmannschaft, bisher im Rathhaus befahl, wird, weil irgendein Schreier ihn des Verrathes zieh, getötet. „So wackere, uns so treu ergebene Männer“: stöhnt, nach der Meldung, Marie Antoinette; und Frau Campan sieht ihre Königin bitterlich weinen. Noch aber ist Versailles gewiß, daß der Aufstand nicht den König, nicht die Monarchie bedrohe. „Hoch Volk und König! Es lebe die Freiheit! Trotz dem Artois und seinem dem Volk feindlichen Rath: hoch der König!“ Habt Ihrs nicht gehört? Die Franzosen lieben den König; wenn er die Gauner wegschickt und neuen Mißbrauch der Gewalt hindert, sitzt er ungefährdet auf dem Thron. Zu Fuß kommt er, ohne Wache und Hoftroß, in die Nationalversammlung; blößt

das Haupt und spricht stehend: „Ich vertraue den Abgeordneten, will in Eintracht mit dem Volk leben, dessen Liebe und Treue mir sicher sind, und habe drum die Truppen von Paris und Versailles zurückgezogen.“ Die beglückten Vertreter des Dritten Standes folgen ihm bis vor das Schloß, von dessen Balkon König, Königin und Kronprinz sich den Gaffern zeigen müssen. Doch schon hört die Campan aus dem Haufen schlimme Rede. „Sie sind wohl vom Hof? Dann sagen Sie der Königin, sie solle nicht noch einmal wagen, sich in die Staatsgeschäfte einzumischen. Und wenn die Polignac weiterwühlt, werden wir sie aus ihrem Maulwurfsloch graben. Das Volk hat jetzt Augen und Arme; will und kann der König ihm helfen, so ists zufrieden. Aber gekniet wird nicht mehr. Sagen Sies drin!“ Solche Sprache klang nie zuvor durch Europens Festland. Das jauchzt nun auf und grüßt den Morgen der Völkerfreiheit, des Menschenrechtes. Von dem pariser Gräuel erfährt es noch lange nichts. Das Lazaristenheim ist, mit allen Büchern, Bildern, Physikergeräthen, Urkunden, zerstört worden; im Weinkeller hat der Pöbel die Fässer geöffnet und sich vollgesoffen; dreißig Menschen sind, Männer und Frauen, in Wein ertrunken. Die Bastille ist gefallen, weil die kleine Vertheidigerschaar nicht kämpfen wollte. Die Angreifer handelten wie wüthende Narren. Aus Flinten beschossen sie Mauern, die vierzig Fuß hoch, dreißig Fuß dick waren; bespritzten sie mit Lavendelöl und einer Phosphorlösung, um Brand zu stiften. Launay, der jedes Menschenleben geschont und das ihm anvertraute Staatsgefängniß nicht in die Luft gesprengt hat, weil sonst ein ganzes Stadtviertel gefährdet worden wäre, ist zu Tod gemartert worden. Fischweiber haben dem Verwundeten die Haare ausgerissen, Bummler ihn geschlagen und gestochen; mit einem Taschenmesser hat ein Koch den Kopf vom Rumpf getrennt, vorn und hinten mit Zetteln beklebt, auf denen Name und Amt des Gemetzelten stand, und auf eine dreizinkige Gabel gespießt. Solchen Vorgang verschweigt die Legende. Nur von Heldenthat spricht sie; vom Seelenaufschwung eines Volkes, das, in reinem Gewand und in Ehrfurcht vor jedem Menschenrecht, aus Knechtschaft in Freiheit emporsteigt. Darf Rußland stumm sein? Was den Erdtheil entzückt, muß auch in der Hauptstadt der Kaiserin Katharina Alexejewna Jubel wecken.

Die hat an Diderot geschrieben: „Aus Euren großen Grund-

sätzen sind gute Bücher zu machen; für die Welt gemeiner Wirklichkeit taugen sie nicht. Bedenken Sie, daß ich Anderes zu thun habe als Ihr. Das Papier, des Buchmachers Werkzeug, ist geduldig. Ich arme Kaiserin schreibe auf Menschenhaut, die viel kitzeliger und reizbarer ist." Die in jedem Wesenszug ungewöhnliche Frau, deren letzter Wille dem kommenden Jahrhundert als Hauptaufgabe die Erweckung des Orients zuweist, glaubt nicht an das Wunder der Revolution und bannt deren Anhänger (die, nach Rostoptschins Wort, die Propaganda des Weltumsturzes treiben) aus Rußlands Grenzen. In diesem Erkenntnißbezirk aber haust sie einsam. Ringsum erglüht Alles für „die großen Gedanken von 1789". Den Adel ernüchtert die Schreckenszeit allmählich; doch die feinsten Köpfe lauschen gläubig bald der Lehre des konservativen Katholiken Joseph de Maistre, die erweist, daß auf dem Grab alter Rechtsordnung nur der Jakobinismus Frankreich und die Monarchie retten konnte. Nie wäre ein Louis, auch nicht unter der rothen Mütze, zu solcher That fähig gewesen. Erst die Jakobiner schufen Raum für Bonaparte, der von sich dann sagen durfte: „Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen, die Revolution geläutert, aus Chaos Ordnung gestaltet, dem Talent jede Laufbahn geöffnet und die Grenzen des Ruhmes über das kühnste Hoffen hinaus verrückt." Zu den Weltbürgern des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Revolution von Vernunft und Menschheit gesprochen; als sie verbraust war, merkten nur Einzelne, daß sie, auf heißer und kalter Erde, den Nationalismus entbunden habe. Dem russischen Islam blieb sie das höchster Bewunderung werthe Ereigniß aller Geschichte und die unverjährbare Heilsbotschaft aus dem Gelobten Land. „Wird nur unser Blick es nie schauen?" Ein Jahrhundert lang flüsterten Russen dem Nachbar diese Frage ins Ohr. Nirgends waren alle Gestalten und Vorgänge der vier Sturmjahre so genau bekannt; nirgends schreckte die Vorstellung der von Frankreichs Gesellschaft erduldeten Gräuel die Herzen und Hirne weniger. Ward ohne Wehen je denn eine Geburt? Ohne Buße jemals Sündenvergebung? Nikolai Alexejewitsch Nekrássow hat das Lied von dem Erzsünder Kudejar gedichtet, der vor dem Tod seine Schuld abbüßen will und von der Lippe des frommen Einsiedlers den Rath hört, mit dem Messer, das so viele Menschen gemordet habe, den

Stamm einer Eiche zu durchsägen. „Wenn der Baum fällt, sind Dir alle Sünden verziehen.“ Nach Jahren mühvoller, fruchtloser Arbeit kommt ein reicher Mann des Weges. „Mit dem Messerchen willst Du, Tropf, den Baumriesen wegkratzen? Das kann sich nur ein Kerlchen einbilden, das dem Klausner dumm genug zu gläubiger Hinnahme jeden Aberwitzes schien.“ Kudejar springt dem Spötter an die Kehle, ersticht ihn mit dem Messer, das Sühne erwirken sollte: und sieht neben den Mann den Eichstamm sinken. Weil er einem Reichen, dem Ausbeuter fremder Arbeit, das Leben nahm, ist der reuige Räuber von aller Schuld erlöst. Im Bereich solchen Empfindens ist der bloc der Revolution ein Kristallfels, in dem sich das Himmelslicht spiegelt. Dein Sohn, spricht der in Sibiriens Minen, ans Ufer der Lena Verbannte zu seinem Weib, spätestens Deines Sohnes Sohn wird diesen Fels erklimmen. Und in der Dämmerung des Tages, der auch dem Ostreich, endlich, die Freiheit bringt, wird alles sein wie einst in Frankreich. Weissagung ist Wahrheit geworden. Die lästige Reichsduma, die Souverainrechte heischt, sollte vertagt werden. Die Führer der Mehrheit gelobten, beisammen zu bleiben. Die Staatsgefängnisse werden gestürmt, die Häftlinge befreit, rothe Fahnen gehißt. Der Monarch muß vom Thron steigen und sich in Gefangenschaft schicken. Marie Antoinette war „die Oesterreicherin“; Alexandra Feodorowna ist „die verdammte Deutsche“. Für die dankbare Rolle des Herzogs von Orleans, der sich Bürger Philippe Egalité nennen ließ, meldet sich Großfürst Kyrill Wladimirowitsch, der nur noch Admiral Romanow genannt sein will. Krieg gegen Oesterreich und Preußen: damals wie heute. Eine Nationalversammlung soll die neue Verfassung beschließen. Ueber der Bergpartei und dem Froschpfuhl herrscht der Wohlfahrtsausschuß. Alles nach der Pariser mode.

Der Weg.

„Ich will ein orthodoxes Königreich gründen und auf dessen Thron, in Konstantinopel, meinen Enkel Konstantin Pawlowitsch setzen. Die württemberger Prinzen, überhaupt alle ganz oder halb Deutsche, müssen von der Berathung der Reichsgeschäfte fern gehalten werden. Auf meinem Grabstein soll man lesen, daß ich als Kaiserin stets das Gute erstrebt und mich bemüht habe, den Russen Freiheit, Wohlstand und jedes erlangbare Glück zu sichern; daß

ich ein gütiges Herz, ein heiteres Gemüth hatte und die Welt aus den Augen des Republikaners sah." (Katharina.) „Mit tieferem Recht als irgendein anderes Volk darf das russische sich christlich nennen. Denn aus der Wurzel seiner Sittlichkeit sprießt die Freude an Entsagung und Opfer. Die Städte Peters und Konstantins werden, neben Moskau, die Heiligen Stätten des Russenreiches sein. Wo, in Ost und West, Süd und Nord, seine Grenzen? Das Schicksal künftiger Zeit wird sie bestimmen. Sieben Binnenmeere, sieben große Strombetten. Vom Nil bis an die Newa, von der Wolga bis an den Euphrat, von der Elbe bis nach China, vom Ganges bis an die Donau: so wird Rußland einst sein; und durch Jahrhunderte dauern. Das lehrt die Verkündung des Heiligen Geistes und das Wort des Propheten Daniel. Nicht aus dumpfem, in der Niederung der Volkheit entstandenem Gerücht, nicht aus unserem Stamm überliefertem Glauben kam uns Gewißheit. Von der Höhe her tönte die ehrwürdigste Stimme und rief uns zu: ‚Wenn das vierte Jahrhundert, dessen Sonne schon abwärts neigt, zur Rüste geht, schlägt Euch die Stunde. Byzantion hebt sich aus Grabesnacht und die alten Gewölbe der Heiligen Sophia krönt wieder Christi Altar. Sinke, Russenzar, vor diesem Altar aufs Knie: und steh als Zar aller Slawen auf.' Mit den Erkenntnißmitteln der Vernunft wird Keiner je Rußland begreifen; Keiner es mit dem Maßstab, der anderswo gilt, jemals ermessen. In sich trägt es sein Maß. An Rußland muß man glauben. War denn Verständniß je von außen erreichbar? Schon durch die Aussprache wird der Gedanke zur Lüge." (Der Lyriker Tutschew.)

„Die Einung der deutschen Stämme wäre Euch, Franzosen, gewiß nicht angenehmer als uns. Gelingt sie, so müßte erst ein Mann erstehen, der zu leisten vermöchte, was selbst Napoleon nicht konnte. Findet Deutschland aber diesen Mann und wird das Volk in Waffen gefährlich, dann müssen wir, Rußland und Frankreich, im Verein dem Schrecken ein Ende machen." (Zar Nikolai Pawlowitsch zu dem Französischen Gesandten Lamoricière.) „In der Hütte eines Mushik fand man ein Bildniß des dritten Napoleon, den die Unterschrift als den Erlöser der Leibeigenen pries. In vielen Dörfern war nach dem Krimkrieg erzählt worden, der Franzosenkaiser habe in einer Geheimklausel des Friedensvertrages die Aufhebung der Leibeigenschaft verlangt. Vielleicht

wirkte die Erinnerung an 1812, an das vom ersten Napoleon genährte Hoffen nach. Sicher ist, daß die Einfalt des Volksaberglaubens nicht völlig trog. Frankreich und England hatten, ohne es zu ahnen, für Rußlands Volk und Bauergemeinden gekämpft. Mit Sebastopol fiel auch die Leibeigenschaft. Doch darf man nicht verkennen, daß die Erlösung vom Volk selbst vorbereitet worden war, das sich der Kindheit entwachsen fühlte und, ohne sich länger blind dem Vater oder Vormund zu fügen, nach eigenem Willen sein Schicksal gestalten wollte. Die zwei Geistesströmungen, die mit wechselnder Gewalt auf den Russen wirken, europäische und nationale, flossen zusammen und trieben in eine Bewegung, die dem Drang unserer vorrevolutionären Jahre vergleichbar ist. Wird dem befreiten Bauer das Leben im Gemeindeeigenthum einst zu eng, so wird er begehrlich auf den Besitz des Grundherrn blicken und, für sich oder für seine Kinder, eine neue Landvertheilung fordern." (Leroy-Beaulieu.) „Wir Russen leben als Volk schon tausend Jahre und sind dennoch erst am Anfang unseres Seins. Rußlands eigener Gedanke ist heute noch nicht geboren; aber er regt sich im Schoß unserer Erde und wird sich, nach furchtbaren Wehen, ihm entbinden. Wir sitzen in einem ungeheuren Schiff und brauchen drum tiefes Fahrwasser. In jedem echten Russen wirkt der Trieb zu Versöhnung; in dem seltsamsten, ihm fremdesten Wesen anderer Völker erspürt er das Allmenschliche und athmet auf, wenn es offenbar geworden ist. Der Zar ist uns Vater; Träger aller Hoffnung und allen Glaubens, Inbegriff der Kraft und Zukunft. Kommt einst aber unsere Zeit, so werden wir, die in den höchsten Rang des Gottesreiches emporstreben, auf der Erde zunächst die Diener der ganzen Menschheit sein. Daß der Russe sich zur Rettung der Welt berufen wähnt, dürfte man ihm nicht vorwerfen; kein großes Volk kann ohne den Dünkel leben, der ihm einbildet, es sei, unter allen Völkern nur dieses eine, auserwählt, das letzte Wort der Menschheit zu sprechen. Rußland wird es, auf seine Art, sprechen, wenn ihm Konstantinopel gehört. Das fordern wir nicht, um unsere Macht zu mehren und eine Politik roher Gewalt zu treiben, sondern, um im Osten das Reich des Gekreuzigten zu gründen und den Boden für die Verbrüderung der Menschen, die Versöhnung aller Völker zu bereiten. Klingt das Wort solchen Glaubens Euch lächerlich, so will

ich den Fluch der Lächerlichkeit gern auf mich nehmen. Das Ende, der nahe Untergang ist uns oft angekündet worden. Ich aber bin gewiß, daß unser Volk ein Kolossus ist, den die Kraft Sterblicher nicht stürzen kann. Rußland ist nicht wie irgendein anderes Europäerreich. Geld und Wissenschaft, klug ersonnene Organisation und Kriegstaktik können uns besiegen. Doch der Sieger wird sich seines Triumphes nicht freuen; er wird über unser Land straucheln und bei jedem Schritt auf Kräfte stoßen, die er niemals verstehen lernt. Alexander der Erste kannte sie, da er sagte, er werde aus Noth mit seinem Volk in die Wälder zurückweichen und sich einen langen Bart wachsen lassen, nie aber sich dem Willen Napoleons beugen. Wenn Zar und Volk, der Gelehrte und der Bauer in Eintracht handeln, sind wir unüberwindlich; kann Europa, mit all seinem Geld, mit der schlausten Organisation uns nicht niederzwingen. Und ist diese Thatsache erst einmal unbestreitbar, dann brauchen wir nie wieder einen Krieg zu führen. Wir müssen uns selbst entdecken und die Geistigen in Vermählung mit der Volksmasse nöthigen: dann wird uns bald auch Europa entdecken, wie es einst Amerika entdeckt hat." (Dostojewskij.) „Orthodoxie, Selbstherrscherrecht und Nationalgefühl sollen die Felsen sein, auf denen wir stehen? Abgründe sind es, die den Weg in die Zukunft sperren. Die Kirche der Rechtgläubigen ist verwittert, die Autokratie bricht in sich zusammen und das Nationalgefühl kann, statt zu erobern, sich selbst nur noch mühsam erhalten. Drei Felsen? Drei Abgründe, in die Rußland stürzen muß." (Mereschkowskij.)

Auf welchem Weg kann es den Sturz vermeiden? Ragen die Felsen noch? Hat ein Lächeln, ein Runzeln des Erdantlitzes die Abgründe geschlossen oder klaffen sie breit wie gestern? Kann in Ost werden, was in West ward? Wohin winkt das Licht?

Das Deutsche Reich umfaßt 540857 Quadratkilometer und hat ungefähr siebenundsechzig Millionen Einwohner; auf dem Quadratkilometer hundertzwanzig. Das Reich des Zaren umfaßt 22 556 520 Quadratkilometer und hat mindestens hunderldreiundsiebenzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer höchstens acht. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Rußland hat eine Breitendifferenz von zweiunddierzig Grad, reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und

ist von Slawen aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iraniern, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tunguſen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch-finischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Raskolniken, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation heraufzog und eine hohe Kultur schon mählich verblühte, konnte Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Iwan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte, versuchte in Rußland Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prätendenten, den Aufständen der Polen und Nowgoroder, der Anarchie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes Schulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Tillys und Gustav Adolfs gegen die Gräuel der Tatarenherrschaft! Vom Jahre 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das intellektuelle und materielle Vermögen des Volkes, korrumpirten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Wladimir und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volkheit trug noch die Mongolenspur, als Peter in Despotenlaune sein unseliges Beglückerexperiment wagte. Blicket auf Katharinens Rußland und auf das fritzische Preußen. Bedenket, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Rußland noch vor Pugatschews Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreiundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Gossudarstwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpfsinniger, gestern aus

Knechtschaft und Mittelalter befreiter Mushiks nach den selben Grundsätzen regirt werden konnte wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Tage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsrathes. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfhundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission nach Moskau berief, als der erste Alexander, Laharpes Schüler, als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Letten wünschten sich bis gestern niemals ein Parlament. Eine Volksabstimmung hätte mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entschieden. Nur die europäisch Gefirnißten forderten murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren wird schnell ein Jauchzen, wenn der lange erbettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Es wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte sich selbstherrlich amusiren. Daß auch parlamentarisch regirende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa; auf die Königin Victoria, ihren Eduard und die klügsten Koburger in anderen Reichen. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz in Aeußerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kummerloses Leben im Arm der schönen Dolgoruckij und anderer Holden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in keinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber redlich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjätschewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen zu dürfen, wüthend gefragt: „Willst Duch mich unter Vormundschaft stellen?“ Daß er vierzig,

fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einfach, ohne daß draußen Jemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wyschnegradskij und Witte niemals Kopfschmerz gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundertfünfzig Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das Reich braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern gerechtes und reinliches Regiment. Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam arbeitenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Geblütes. Das glaubte auch seine Frau. Als er, wider Erwarten früh, gestorben war, hielt die Witwe, die ihn vergöttert hatte und noch heute vergöttert, die Zeit der Autokratie für erfüllt. Die stolze Dänin, die in der Presse seit Jahrzehnten als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wird, hatte im November 1894, am Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Keinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht hats ihm die Mutter offen gesagt. Jedenfalls erfuhr ers in Livadia. Das Gefühl des Sohnes bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.

Der feste, männische Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der nun Zar Nikolai Alexandrowitsch hieß. Im Haus aber haben die Damen ihm fast alltäglich darob

hart zugesetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer; wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „Laß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen; hier ists warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer, wenn Du Dich entschlössest, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spaziren und in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen.“ Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolai, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. Nur Kinder, meinte er, können wähnen, eine Verfassung, ein Parlament werde Rußland beglücken; und dieses Glück zu gewähren, hänge nur von dem guten Willen eines Zaren ab. Wer so redet, weiß nichts von russischer Geschichte, von russischer Volkheit. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Sektbummler ihm Beifall brüllen, würde sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, berufen. Ein Parlament würde ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten würden? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Semstwos, wie schon früher geschah, zu versammeln. Die sind doch halbwegs gebildet und wissen, was sie wollen. Und wie lange, fragten die Leute, die das Ohr des Selbstherrschers hatten, würde dieses Rezept reichen? Das wäre ja keine „Volksvertretung“. Lauter und leidenschaftlicher noch, als sies jetzt wagen dürfen, würden die kleinen Salonmirabeaus, die von marxistischen Professoren geschulten Studenten und das von Sozialisten und Terroristen heimlich gedrillte Arbeiterheer das Massenwahlrecht fordern. Das wäre noch nicht die schlimmste Gefahr. Semskij Sobor oder Reichstag: Rußland kann keine Debattirkörperschaft vertragen, weil ihm die nationale Einheit fehlt. Um diese Einheit zu schaffen, hat die ve-

tersburger Regirung den Balten, Polen, Finen, Juden, den Kleinrussen sogar das Leben oft sauer gemacht; nicht aus tückischer Lust an grausamem Wüthen. Auch europäische Staaten haben in der Nothwehr so gehandelt; und wer die polnischen und dänischen Preußen fragt, wird hören, daß es noch heute geschieht. Ein russisches Parlament würde wie eine Centrifugalmaschine arbeiten, die Volkskräfte von einander lösen, nicht zu einträchtigem Handeln zusammenbinden; den Körper des Reiches zerreißen. Wie hat England durch den Kampf gegen den irischen Anspruch gelitten! Und es hatte nur diesen einen Pfahl im Fleisch. Oesterreich kam nicht zu gesundem Leben, weil in seinem Reichsrath Deutsche, Czechen, Polen, Italer, Slowenen saßen. Was dieses kleine Land, mit all seinem Reichthum, seiner alten Kultur, nicht verträgt, soll das arme, dünn kultivirte, aus tausend Wunden blutende Rußland vertragen? Sein Parlament müßte einem Dutzend indogermanischer Stämme, einem zweiten Dutzend mongolischer Völker (Finen und Tartarer) Plätze einräumen, Männern aus Archangel und aus Bessarabien, vom Karischen und vom Kaspischen Meer, Christen aller Bekenntnisse, Mohammedanern, Juden, Buddhisten. Und solches Parlament sollte zu nützlicher Arbeit fähig sein? In dem Polen und Kleinrussen, Balten und Letten, Schweden und Armenier, Tscheremissen, Mingrelier, Esthen, Fino-Karelier, Baschkiren, Kirgisen, Lappen, Kalmüken, Burjaten säßen? Nach dem ersten Rausch würde der Hader der Stämme jeden Versuch gemeinsamer Arbeit ersticken. Der Europäer ahnt nicht, wie gering im Russenreich die Centripetalkraft ist. Er sollte das alte Heldenlied von Igors Heerfahrt lesen, aus dessen Rhythmen inbrünstige Sehnsucht nach der Einheit des russischen Landes seufzt. In Jahrhunderten ward das Sehnen nicht gestillt. Alte Russenfürsten fühlten sich als Gefangene der Tataren so wohl, daß sie die Heimath vergaßen und Tatarinnen freiten. Rußlands nationales Leid wird, so gut es geht, den Blicken verborgen. Ein Parlament, jedes Regime, das der Oeffentlichen Meinung freien Raum ließe, brächte den Jammer schnell ans Licht. Schon galt der Kaukasus Vielen als verloren. Eine sichtbar, hörbar tagende Volksvertretung müßte bald auch den Schein der Reichseinheit vernichten. Jede Völkergruppe, jede Glaubensgemeinschaft würde dem Reich Sondervortheile abzutrotzen, abzupressen versuchen. Die Rückkehr in Autokratie wäre unmöglich. Unmöglich aber auch, von

solcher Körperschaft auf die Dauer die Bewilligung der Mittel zu erlangen, die das Reich zum Leben braucht. Siechthum, rascher Kraftverfall wäre die unvermeidliche Folge frevlen Beginnens.

„Sei uns Fürst“: hatten zu Rurik die Leute gesprochen, die ihn mit seinen zween Brüdern ins Land riefen; „unsere Erde ist groß und reich, doch uns fehlt der gebietende Herr“. Die normannischen Warjaeger aus Ruriks Stamm machten ihre Sache nicht schlecht; konnten aber den Sieg und die Tyrannis der Goldenen Horde lange nicht hindern und sind, bis auf zwei Iwans (den Dritten, der das Tatarenjoch brach, und den Vierten, der vom Weißen bis ans Kaspische Meer das Reich dehnte, die Bojaren entmachtete und die Selbstherrschaft sicherte), vom rückschauenden Blick kaum zu unterscheiden. Alle, sagt Solowjew, „bewegen sich in dem selben Gedankenkreis und schreiten, ohne Leidenschaft, ohne individuelle Wesenszüge, langsam und vorsichtig, doch mit unbeugsamer Entschlossenheit vorwärts“. Dieser Schlag erhielt sich von Iwan Kalita, der um das Jahr 1330 den Namen des Großfürsten von Moskau annahm und den Bau des Kreml begann, während der Regirung Wassilijs Iwanowitsch und Iwans des Dritten, der sich Gossudar nannte und dem Reich das Adlerwappen der Griechenkaiser gab, bis in die Tage Feodors Iwanowitsch, des letzten Sprossen aus Ruriks Mannesstamm. Boris Godunow, der nicht nur in Puschkins Gedicht den schweren Druck der Monomachenkrone beseufzt, folgt dem liebenswürdigen Schwächling; die falschen Dmitrijs tauchen auf; Wassilij Schuiskij hält sich drei Jahre lang auf dem Thron; das Volk fühlt sich herrnlos, den Polen, die schon im Kreml sitzen, ausgeliefert. Moskau lodert in Flammen auf. Soll wieder der Fremdling herrschen? Nach Tataren und Normannen der Pole uns, der Erbfeind, knebeln? Zum ersten Mal verbündet das Nordslawenbewußtsein sich der griechischen Orthodoxie. Der national-religiöse Aufstand erstrebt nicht politische Freiheit und sein Vorkämpfer, der Schlächter Minin aus Nishnij, ist kein wilder Demokrat. Michael Romanow (der junge Sohn des rostower Metropoliten Feodor Philaret), der am einundzwanzigsten Februar (nach dem Griechenkalender) 1613 zum Zaren gewählt wird, erbt die ungeschmälerte Macht der ersten Moskowiterfürsten, Hordenkhane und oströmischen Palaeologen. Die alte, fromme, dem Haus Rurik verschwägerte Bojarenfamilie Romanow, die ihren frühsten Glanz

der Gluth ihres Fremdenhasses dankte, wollte sich als wachsame Hüterin des nationalen Wesens ins Vertrauen der Masse betten. „Nach den Eingewanderten, den Usurpatoren und gekrönten Feinden russischer Macht habt Ihr nun Herren Eures Blutes, die Eurer Sonderart Wahrer sein wollen und werden.“ Das klingt; verklingt aber rasch. Noch ist Rußland ein Asiatengebild. Iwan der Vierte hat ihm ein Gesetzbuch und eine Landordnung gegeben, hat endlich sogar, hundert Jahre nach Gutenbergs Tod, die Einführung der Druckerkunst erlaubt. Doch dem kalten Orient tagt erst das Mittelalter; und die Hoffnung, ohne Europäerhilfe fertig zu werden, bleibt ein frommer Wahn. Michael Feodorowitsch muß Industrielle, Kaufleute, Drillmeister aus der Ferne rufen und mit Westeuropa Handelsverträge abschließen. Sein Sohn Alexej muß Morosows Bande durch tüchtige Werkleute aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz ergänzen. Sophia kämpft mit den Polen gegen Osmans Schaar und zwingt die Altrussenpartei auf die Knie. Und welche Helfer liest Peter Alexejewitsch? Den Schotten Gordon, den Schweizer Lefort, den Holländer Timmermann, den Franzosen Villebois. Die sind sauberer geputzt und manierlicher als die Russen: also muß auch der Moskowiter den Bart scheeren, den Kaftan abthun und sich an den Tabak gewöhnen. Als Peter aus Zaandam, aus britischen Fabriken und deutschen Werkstätten heimkehrt, bringt er einen Schwarm europäischer Techniker, Geschäftsmänner, Handwerker mit, der ihm beim Großreinmachen, beim Debarbarisiren (nach Leibnizens Wort) helfen soll. Was aus der Tatarennoth, aus der Erbschaft von Byzanz noch fortwährt, soll hurtig verschwinden. Der Bauer, der Bürger wird in neue Kittel gesteckt, die Frau entschleiert, aus Sümpfen dem Reich eine neue Hauptstadt hervorgezaubert und der Gossudar zieht das Priesterkleid der Ahnen aus und den Waffenrock westlicher Könige an. Peter der Große? Daß er Rußland mit Asiatenmitteln europäisirt habe, hat schon Kostamarow zugegeben. Daß die echt russische Familie Romanow ihre beste Leistung fremden Helfern verdankt, ist unbestreitbar. Obendrein war Peters Katharina, von der alles heute noch unter dem Namen Romanow Paradirende abstammt, eine Nordgermanin (die weder als Frau eines Schwedendragoners noch als Liebchen des emporgekommenen Bäckergesellen Menschikow lesen und schreiben gelernt hat); regirten im Namen der Anna Iwanowna und Anna Leopoldowna die

Deutschen Biron (Bühren), Münnich, Ostermann; stand Elisabeth Petrowna im Sinnenbann galanter Franzosen. Die zweite Katharina erst gab Rußland den Russen wieder; war aber in Stettin geboren und aus Anhalt-Zerbst ins Bett Peters des Dritten gekommen. Und ihr Peter Feodorowitsch war kein Romanow mehr.

Schon der erste Alexander saß auf umbrandetem Thron. Aus einem Bericht Oltys (der in Petersburg 1806 den bayerischen Gesandten Von Posch vertrat) will ich, nach dem Buch des Grafen de Bray („Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule"), ein paar Sätze citiren: „Die Schwäche des Kaisers ist im Verlauf seiner Regirung so deutlich hervorgetreten, daß selbst in Militärkreisen von diesem wohlmeinenden Monarchen mit einer gewissen Nichtachtung gesprochen wird. Seit sie ihn kennen, treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch, daß sie ihm Orden und andere Auszeichnungen durch Schmollen abzupressen wissen. Auch in der Armee lösen sich die Bande der Disziplin. Unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen Landamtmann oder Markgrafen abgegeben. Wohl geschieht es, daß der Kaiser brüsk und eigensinnig auffährt (er glaubt dann, Autorität geübt zu haben, und ist stolz darauf); man kennt ihn aber und weiß andere Momente auszunutzen, um ihn dahin zu führen, wo man ihn haben wollte." Paßt nicht jedes Wort auf das Angstkind der Dänin? Als Nikolai sich zur Auflösung der Reichsduma entschlossen hatte, schrieb er ans Ende des Erlasses den Satz: „Riesen des Gedankens und der That, darauf baue ich, werden erscheinen und in neuem Glanz wird dann, dank ihrer emsigen Arbeit, der Ruhm Rußlands erstrahlen". Ein bescheidenes Wort. Nicht viele Monarchen würden vor allem Volk bekennen, sie seien, die von Gottes Gnade Gekrönten, auf eines Riesen Helferthat angewiesen. Fast allzu bescheiden; aber ganz russisch. Ilja von Murom, der Mythengenius aller Reussen, ward, nach vierhundertjährigem Kampf gegen Bosheit und rohe Gewalt, von Engeln im kiewer Höhlenkloster beigesetzt. So raunt die Legende. Stets aber, wenn im finsteren Russenreich der Drang unerträglich wurde, huschte ein Flüstern über die schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen: Der Riese kehrt uns zurück, rüstet in Grabesnacht schon zum Erlöserwerk! Sollte dem alten Wunsch diesmal Erfüllung werden? Noch war nirgends ein Heiland, ein rettender Riese zu schauen. Der hätte zu dem Selbstherrscher im goldenen Käfig gesprochen: „Hundert-

siebenzig Millionen Menschen hoffen von Dir Erlösung aus Angst und Pein. Deine Verantwortlichkeit mit den fünfhundert Erwählten zu theilen, wäre bequem gewesen; hätte das Reich leicht die Einheit und Größe, Dich gewiß nicht den Kopf gekostet. Dein Wagniß ist wahrlich nicht klein. Daß Du es auf Dich nahmst: deshalb schon wäre manche Schuld Dir zu verzeihen. Nun aber verlerne das Wanken! Selbstherrschaft ohne Selbstherrscher kann nicht bestehen. So aber hast Dus bis heute getrieben; ohne es zu ahnen, bewiesen, wie berechtigt einst das Warnwort der Mutter war. Laß Dich nicht anfechten, daß sie Dich schelten, des Eidesbruches zeihen, den Todfeind Deiner russischen Brüder nennen. Horche getrost nur auf das Urtheil, das in der Brust Dir der Richter spricht. Von Europa her weht ein Wind des Aberwitzes über unser Asiatenland. Was sie dort selbst nicht erreicht haben und kaum erst erstreben, soll uns viel Jüngeren die nächste Stunde bescheren; sonst trifft uns ihr Bannge bot. Strafen sie denn nicht mit des Fallbeiles Schärfe? Lösen sie Dem die Kette, der zur Vernichtung der Staatsmacht aufgerufen, zum Kampf gegen die Reichswächter die Waffen erhoben hat? Dulden sie gröbliche Schmähung der Männer, die im höchsten Rath ihres Kaisers sitzen? Selbst wenn diese Männer nach der Meinung der Volksmehrheit nicht die allerwürdigsten sind? Bliebe ihr Rednerhaus auch nur sieben Sonnen lang offen, wenn die ersten Diener des Herrschers drin gewaltsam am Sprechen eines nüchternen Sätzchens gehindert würden? Nehmen sie den Großen das Ackerland und gebens den Kleinen, deren Nothstand auch unter ihrem wärmeren Himmel nicht gering ist? Achte nicht ihres Geheules! Nach Freiheit rufen die selbst Unfreien: und bedenken nicht, daß jede Freiheit nicht Jedem frommt; nicht, daß sie vor sechs Jahrzehnten, da sie, auf günstigerem Feld, schon bessere Frucht gezogen hatten als wir bis auf diesen Tag, mit dem Maß von Freiheit, das Du gewährt hast, überglücklich gewesen wären. Zage auch Du nicht um Dein Leben; um höheren Preis es einzusetzen, wird Dir nie hienieden gegönnt. Fällst Du den Mördern und verödet Dein Haus, so lebt Ihr jetzt Gevehmten im Heldenlied und sühnt alte und neue Geschlechtssünde, die unheilvoll fortgezeugt hat. Hörst Du den Athem, der aus millionen Herzen dort unten zu Dir auflauscht? Gieb diesem Volk, was seinem eigenen Kern entkeimt ist, was auf seiner Altersstufe das Bedürfniß wohlthätig befriedigt; gieb, ohne fremden Köchen nachzuäffen, Nah-

rung, nicht Gift. Keine Duma, die in ihrer niedrigen, lichtlosen Werkstatt den ungefügen Gliedern des wunden Reichsleibes ein Zwangskleid anmessen will. Keinen Mund, dessen tausendzüngige Rede dem Volk die Zerrissenheit seines innersten Wesens zum Bewußtsein bringt. Suche Dir Statthalter, hole sie über die Grenze, wenns hier an tüchtigen Männern fehlt, und laß jeden in rastloser Ruhe erwägen, wie er der besonderen Noth des kleinen, vom Blick umfaßbaren Gebietes, dem er vorsitzt, abzuhelfen vermag. Die Besten aus dem Bezirk seien ihm Berather und Wächter. Dulde keine Willkür; auch nicht von den durch Geburt Dir Nächsten. In anständigem Glanz möget Ihr Fürsten wohnen; nicht in kränkendem. Alles, was bisher nur das Hofgewürm mästete, spende mit offener Hand dem darbenden Volk. Doch zaudere nicht, rückhaltlos ihm in der Hochzeitstunde zu sagen, daß seiner Wünsche Ziel noch weit vorn, im Steppennebel, liegt und daß nur Trüger ihm bis zum Anbruch der Nacht ein Eden versprechen. Nur dem Würdigen, Reinlichen traue; auch, wenn ihm nicht Salböl von der glatten Lippe träuft. Sorge dafür, daß die Klage des Mühsäligsten ins Ohr des auf seinem Wurzelboden Mächtigsten ohne Hemmniß den Weg finde und daß aus allen Gauen treue Männer Dir Mißbrauch und Uebermuth melden. Blut ist geflossen. Viel Blut wird noch fließen. Sei, den hundert Millionen Batjuschka nennen, dem Haus Deines Volkes ein Vater! Dein Thun wird den Enkeln Todsünde scheinen, wenn fortan nicht Weisheit und Tapferkeit bei Deinem Herrscheramt sind. Weihe Dich zu einem Kaiser, der dem Reich Ordnung sichert! Sieh: zweier Pilger Segen und ein Bad im Nachthau hat aus einem plumpen Bauernfüllen mir dieses Ritterstreitroß gemacht. Mir, der nur die Sommerhoffnung, das Wunschgebild Deines armen, an ungehobenen Schätzen so reichen Volkes ist; und der einzige Riese doch, von dem Du Rettergedanken, Retterthat, Heilandswunder gar erwarten darfst."

Keiner spricht so. Doch ahnt auch Keiner, daß in der von Industrie geschaffenen Kulturzone ein Selbstherrscher nicht lange athmen könne. Die durch Dampf oder Elektrizität bewegte Maschine duldet nirgends das Gebild frommen Wahnes. Sie schaart das Arbeitervolk in Gewerkvereine und lehrt es, selbst in Moskau und Kiew, empfinden, was der Gesammtwille des einzeln Ohnmächtigen vermag. Der Petersburger las schon 1904 auf rothen Fähnchen Drohworte gegen die Autokratie und träumte wieder

von Sturm auf seine Bastille. Noch aber waren die Köpfe für Revolution nicht reif. Gapon, der den grimmsten Haufen führte, war aus Plehwes Polizeikrippe gefüttert worden, hatte in der Hauptstadt, wie in Moskau der begnadigte Terrorist Subatow, Spitzeldienst geleistet und entzündete mit seinem Prasselfeuer nur dürre Haide. Nach rascher Gewöhnung in die Redefreiheit der Reichsduma rückt die Gefahr, die Militza, eine von Geistern erleuchtete Großfürstin, oft prophezeit hat, dem Machtquell näher. Aufruhr in Kronstadt und Sweaborg. Mit diesem Marineputsch, spricht Stolypin, werden wir fertig. Und nach kurzem Flackern verglimmt in beiden Brandherden die Gluth. Schnell wird, noch vor der Neuwahl, auf den Angelhaken ein Köder gesteckt, der den Mushik einfangen soll. Eine Bauerbank wird der Regirung Land abkaufen und dem fremder Scholle Verpflichteten, der es erwirbt, lange Zahlungfrist gewähren. Zu spät. Die Agrarsozialisten verheißen mehr. Land kaufen, das Euch von Rechtes wegen gehört und das Euer starker Arm, wenn Ihr entschlossen seid, nehmen kann? Hundert Beglückerpläne zerschellen; jede Ausfahrt endet in Schiffbruch. Von Jahr zu Jahr umnebelt Nikolais Hirn sich trüber. Gaukler beherrschen den Schatten des Selbstherrschers. Rasputin wird der Cagliostro und Rohan, die Schwäre und Pest des Hofes; wird schon von Kokowzew die wandelnde Lebensgefahr der Dynastie genannt: und bleibt dem Kaiser, der Zaritza das reine Gefäß des Gottheitwillens. Der Acker, in dessen Furche er Gunst gesät hat, überstinkt den süßlichen Ruch der Halsbandgeschichte. Und Kriegszeit wird Erntezeit. Millionen gefallen; die Länder der Westgrenze verloren; die Schuldlast in Reich, Gubernatorien, Gemeinden ein Ararat; grausam kalter Winter ohne Kohle und Brot; alle Staatsbetriebe zerrüttet und die Kirche zur Würfelbude habgieriger Wichte erniedert. Im November rief der Abgeordnete Maklakow: „Krieg stellt jede Staatsgewalt vor die schwerste Probe. Und was erleben wir? Minister kommen; und gehen wieder, ehe das Parlament ihr Antlitz erblickt hat. Das Kabinet hat keinen Plan, keinen fruchtbaren Gedanken und besteht aus Leuten, die einander selbst nicht über den Weg trauen. Ernennungen, Entlassungen geben uns Räthsel auf, die nur von Handliniendeutern vielleicht, gewiß aber von Anarchisten gelöst werden können. Läßt der Zar sich belügen: Rußlands Ohr und Auge ist wach und Rußlands Mund fragt, warum gerade

wir von dem Verhängniß solcher Regirung heimgesucht werden mußten. Weil ein veraltetes, verfluchtes System noch immer nicht sterben will: da habt Ihr die Antwort. Diesem System wird Alles geopfert; was ist ihm das Vaterland und die Kriegsnoth? Der Träger der obersten Reichsgewalt steht auf ferner Höhe; dennoch muß er die Wahrheit hören. Unsere Geduld und Unterthänigkeit hat, wie alles Irdische, Grenzen. Sollen wir in einen ertraglosen, schimpflichen Frieden geschleift werden? Niemals würde Rußland diese Schmach verzeihen. Jeder russische Mensch würde wissen, daß seine Heimath nicht von Deutschland besiegt worden ist, sondern von der ruchlosen Regirung, deren wechselnde Vertreter sich uns manchmal zeigen. Alle wären, Haupt und Glieder, verantwortlich; und Keiner dürfte auf Rußlands Gnade hoffen. Sie haben mich richtig verstanden: Keiner." Nur Taube konnten noch zweifeln. Das war, endlich, Rußlands Revolution.

Das Ziel.

„Die von der vorigen Regirung verschuldete Reichswirrniß zwingt dem Ausschuß der Duma die Pflicht auf, selbst für die öffentliche Ordnung zu sorgen. Er ist seiner Verantwortlichkeit bewußt, hofft auf kräftigen Beistand von Volk und Heer, macht die Wünsche der Nation zu seinen und heischt als Entgelt nur Vertrauen." Das war, kurz und würdig, die Antwort auf den Erlaß, der die Reichsduma vertagen wollte. Ein Garderegiment soll die Abgeordneten aus dem Palast Patiomkins treiben; blutjunge Mannschaft der Preobraschenskojer, deren Regimentsname die Erinnerung an Peters ersten Exercirplatz wach hält. Herr Rodsianko, der Kammerpräsident, hat selbst in der Garde gedient; straff steht er vor seinem Stuhl und donnert, als müsse er die Stimme über ein Schlachtfeld schicken: „Halt, Preobraschensker! Lasset, nach altem Brauch, von einem alten Soldaten Euch, rechtgläubige Krieger, mit dem Wunsch guter Gesundheit grüßen." Wie aus einer Kehle klingt der Gegengruß: „Wir wünschen Eurer Excellenz gute Gesundheit!" Keine Gefahr mehr. „Vor uns liegt schwere Arbeit, Leute; wir müssen eine neue Reichsgewalt schaffen, der jeder Russe vertrauen und deren Wirken des geliebten Vaterlandes Heil und Größe sichern kann." Noch andere Gardetruppen verloben sich dem Wohlfahrtausschuß. Dessen sichtbares Haupt ist Fürst Lwow, der dem Semstwokongreß vorsaß und im Januar sprach: „In unerschütterlicher

Zuversicht glaubt Allrußland an seine Zukunft. Die neue Sonne, die unserer Erde leuchtet, wird den Sieg, den Endsturm auf die deutsche Festung sehen. Rußland darf ruhig sein; denn ihm leben nur tapfere Söhne." Professor Miljukow, Völkerrechtslehrer und Publizist, leitet das Auswärtige Amt, der Sozialdemokrat Kerenskij das Justizministerium, ein Demokrat, auf Pobedonowszews Sitz, den Heiligen Synod. Zwölf Männer, die der Mehrheit tüchtig scheinen. Die Riesen des Gedankens und der That, die Nikolai nicht in dem Haus der Reichsduma suchen wollte? Sie glauben, das Heer zu haben, hoffen, durch schleunige Landvertheilung den Bauer zu gewinnen, und können der Kirche, in der die Sehnsucht nach Reform, nach schlichtem, wahrhaftigen Gottesdienst längst hörbar geworden ist, ihren Willen aufzwingen. Dennoch bleibt ihre Pflichtlast schwerer als eine irgendwo je erschaute. Sie sollen Verwesung in Leben wandeln, aus schmutzigen Trümmern rasch eine Wohnstatt bauen, hundertsiebenzig Millionen Menschen Nahrung und Obdach schaffen und den Krieg, diesen Industriekrieg so führen, wie sie von den gestern Verantwortlichen oft gefordert haben. Herakles-arbeit. Und die Zwölf sollen nun jähe Abkehr von der Monarchie beschlossen haben. Ihr Rußland soll nicht mehr Theokratie sein; nur noch Islam der Vernunft. Soll, ohne Einheit des Glaubens an Gott, Heiland, Papst-Basileus, in der dunstlosen Nüchternheit republikanischer Staatsform gedeihen. Ists der Entschluß Verzweifelnder? Willensgewölk der allzu russischen Stimmung, die, in quälendem Langen nach höchster Vernunft, Grate der Unvernunft erklettert? „Wenn das Auge sich von finsterer Zukunft wegwendet und der Geist zu vergessen trachtet, was er als Erlebniß sich auflud, lernt der Mündige das Kind verstehen, das lächelnd über den Köpfen geliebter Eltern und Geschwister, die in friedlichem Schlaf liegen, das Dach der Hütte anzündet. In solchem Gemüthsstand wird es Wonne, sich über den Rand eines Abgrundes zu beugen und an dem Gedanken zu nippen: Wenn ich mich kopfüber hinabstürzte?" (Tolstoi.) Doch den Zwölf strahlt Rußlands Zukunft in Ostersonne. Und sie sollten drei Abgründe überbrückt haben, um sich und das Reich in neue Tiefe zu schleudern?

Nein: sie wollen Ahnen werden; nicht Enkel bleiben. Das Vorbild, die Große Revolution, ist im Frühroth des Alltags verblaßt. Schreckensherrschaft, Direktorium, Krönung des stärksten Kriegers: Das war schon. Auch erzwungener Wechsel des Thron-

fassen. Unsicheres Vorgefühl rieth, der Menge das Gemälde eines unverbrauchten Gossudars zu zeigen. Sie kniet nicht; in den Schuppen den Trödelprunk! In Gesetze eingegitterte Kaiserei? Rußlands Natur und Menschheit liebt hastigeren Sprung. Sozialisten und Anarchisten würden fragen, ob der Tausch solcher Mühe werth gewesen sei; würden ringsum alle noch Unzufriedenen werben und die Weiterführung des Krieges hindern. „Wozu noch? Wir haben Land genug und wollen nicht für Ehrenspuk das Blut des Volkes vergießen. Lasset den Deutschen fürs Erste getrost, was sie haben; wartet ab, wie ihnen Polen, Litauen, Kurland bekommt. Und lüftet, scheuert, heizet und beleuchtet inzwischen Euer Haus, daß es wohnlich werde." Höret Ihr nicht schon aus dunklen Winkeln die Losung? Die darf nicht Bannerspruch werden. Das Reich zerfiele, würde, ohne gesichertes Eigenthum und Recht, arm und dem Nachbar zinspflichtig. Standen wir dazu auf und wagten das Herzblut an den Abbruch morscher Rechtsordnung? Wir wollen die Republik. Vereinigte Staaten von Rußland. Freiheit jedem Volksstamm und Glaubensbekenntniß. Freiheit auch von der Reichsgewalt. Jede Nation darf ihre Beschwerde vor den Internationalen Gerichtshof bringen, dessen Spruch unanfechtbar ist. Unter solchem Verfahren müßte die Hoheit des souveränen Staates leiden? Auch der Ansehensbezirk des Arbeitgebers wurde geschmälert, als zwischen ihn und den Hörigen ein Aufsichtbeamter und Schiedsrichter trat. Menschenrecht war das Vermächtniß der Französischen Revolution; das unserer sei Völkerrecht (im tiefsten und höchsten Sinn des verhunzten Wortes). Damals Sozialisirung, jetzt Internationalisirung. Die knüpft alle freien, stets zu seelischer, nie zu räuberischer Eroberung bereiten Völker in festes Bündniß. In Ost und West, nur durch die Beringstraße geschieden, zwei an Land, Menschen, Früchten und Schätzen jeglicher Art reiche Demokratien; eine Viertelmilliarde rüstiger Kämpfer für Menschheitwürde und Erdenglück. Unser Dichter sprach wahr: Jedes große Volk muß sich zur Rettung der Welt berufen glauben. Daß uns der Muth, der heilige Wille zu Großheit nicht fehlt, davon zeugt, heute schon, unser Werk. Merkt, nach dieser Schicksalswende, selbst Wilson nicht, daß neues Ziel winkt und Wichtigeres zu besinnen ist als eine Kriegserklärung?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Inhalt.

Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland s. Was sie sagen.
Ablon s. Khalifat.
Amerika s. Was sie sagen s. a. Wilsons Weltordnung.
Annexionen s. Wilsons Weltordnung.
Auf der Insel 141
Bagdad s. Khalifat.
Balfour über den Frieden s. Was sie sagen.
Balkanstaaten s. Rußland spricht für sich.
Beaumarchais s. Tragikomoedie s. a. Wie eine Welt stirbt.
Brief, ein 303
Civildienstpflicht s. Mahnung.
Civildienstpflicht und Irrenhaus 161
Danton s. Wie eine Welt stirbt III.
„Dantons Tod" s. Wie eine Welt stirbt II.
Dumarede des Abgeordneten Miljukow s. Rußland spricht für sich.
Erkenntnißkritischer Realismus 103
Feindliche Stimmen über Wilsons Weltordnung s. Was sie sagen.
Figaros Hochzeit s. Tragikomoedie.
Friedensangebot s. Nach den Noten.
Friedensangebot, das, und die Feinde s. Mittel, das letzte.
Friedrich der Große s. Auf der Insel s. a. Wie eine Welt stirbt.
Gedanke, der nationale . . . 11
Gedankenfreiheit s. Khalifat.
Geist, der, und das Ziel . . 23
Geschlechtlichkeit s. Wesen.
Gesellschaft und Volk s. Rußland spricht für sich.
Gespräch der Mütter . . . 288
Goethe s. Tragikomoedie.
Gottesauge, das 107
Hassenreuter, Harro, s. Tragikomoedie.
Hauptmann, Gerhart, s. Tragikomoedie.
Japans Mitwirkung am Krieg s. Was sie sagen.
Khalifat 277
Konstantinopel s. Rußland spricht für sich.
Krieg, der siebenjährige, s. Nach den Noten.
Louis der sechzehnte s. Wie eine Welt stirbt III.
Mahnung, eine 223
Miljukow s. Rußland spricht für sich.

Mittel, das letzte 1
Mütter s. Gespräch.
Nach den Noten 57
Nationale Gedanke, der . . 11
Nikolai Alexandrowitsch s. Zwischen zwei Zaren.
Panslawismus s. Rußland spricht für sich.
Phase, die dritte, des Zionismus 72
Rasputin s. Rußland spricht für sich.
Ratten, die s. Tragikomoedie.
Realismus s. Erkenntniß-kritischer.
Republik Rußland 335
Revolution, die französische s. Wie eine Welt stirbt.
Revolution, die russische s. Zwischen zwei Zaren.
Robespierre s. Wie eine Welt stirbt III.
Rousseau s. Wie eine Welt stirbt II.
Rußland s. Zwischen zwei Zaren s. a. Republik.
Rußland spricht für sich . . 29
Sakuska s. Rußland spricht für sich.
Schiller s. Wie eine Welt stirbt III.
Selbstanzeigen 159. 297
1785 s. Tragikomoedie.
Soldaten s. Auf der Insel.
Stürmer s. Rußland spricht für sich.
Theater s. Auf der Insel s. a. Tragikomoedie s. a. Wie eine Welt stirbt II.
Tragikomoedie 113
Türkei, die s. Rußland spricht für sich.
Uneheliche Geburten s. Brief 303
Unterseekrieg, unbeschränkter s. Was sie sagen.
Vertrag, der englisch-preußische von Westminster s. Nach den Noten.
Voltaire s. Wie eine Welt stirbt.
Waffenlieferung, amerikanische s. Wilsons Weltordnung.
Was sie sagen 169
Weltbund s. Wilsons Weltordnung.
Weltordnung s. Wilson.
Wesen der Geschlechtlichkeit . 221
Wie eine Welt stirbt . . . 197
„ II. . . . 225
„ III. . . . 249
Wilsons Rede über den Frieden s. Was sie sagen.
Wilsons Weltordnung . . . 85
Wodianer 20
Zar Nikolai Alexandrowitsch s. Zwischen zwei Zaren.
Zionismus s. Phase.
Zwischen zwei Zaren 305

XXV. Jahrg. Berlin, den 31. März 1917. Nr. 26.

Jahrgang 25

Die Zukunft

JAN 17

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt

Seite

Republik Rußland 335

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1917.

WEIN-STUBEN-HUTH
BERLIN W

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —
Das Vollendetste eines modernen Hotels. ▫ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

BADEN-BADEN
BRENNERS STEPHANIE-HOTEL

Weinstuben
Mitscher
Vorzügl. Küche
Französische Strasse 18

Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Kurfürstendamm 235 **„Königin"** *Kurfürstendamm 235*
Weinrestaurant I. Ranges
Täglich Konzert ▫▫ *Täglich Konzert*

Kunstsalon Gustav Seelig
Friedrichstrasse 192-193
— Nahe Leipziger Strasse —
Permanente Ausstellung von
ORIGINAL-GEMÄLDEN
MODERNER KÜNSTLER

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48,** Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Das konzentrierte Licht
Osram-Azo
Gasgefüllte Lampen bis 2000 Watt

Neue Typen:
Osram-Azola
Gasgefüllte Lampen
25 und 60 Watt
Nur das auf dem Glasballon eingeätzte Wort Osram bürgt für das Fabrikat der Auergesellschaft, Berlin O 17
Ueberall erhältlich!

Ein radikaler Sozialdemokrat für den schrankenlosen U-Boot-Krieg gegen England!

Soeben erschienen:

Karl Erdmann

England und die Sozialdemokratie

Vom Vertragsbruch der Internationale zur Notwehr!

mit einem Geleitwort von Julian Borchardt

Preis 4,00 Mark

Der sich offen zur radikalen Sozialdemokratie bekennende Verfasser kommt auf Grund einer eingehenden Analyse der inneren und Kolonialpolitik Englands zu dem zwingenden Schlusse, daß der schrankenlose U-Boot-Krieg »Die Notwendigkeit von heute« ist.

MAX KIRSTEIN, Verlagsbuchhandlung, BERLIN SW 68

Dresdner Bank.

Vierundvierzigste ordentl. Generalversammlung.

Gemäß § 25 der Statuten werden die Aktionäre zur

vierundvierzigsten ordentlichen Generalversammlung,

welche

Montag, den 16. April 1917,
mittags 12 Uhr

im Bankgebäude: **Dresden**, König Johann-Straße 3, stattfinden wird, eingeladen.

Tages-Ordnung:

1. Vorlage des Jahresberichtes mit Bilanz, Gewinn- und Verlustrechnung und den Bemerkungen des Aufsichtsrates hierzu.
2. Beschlußfassung über die Genehmigung der Jahresbilanz und die Gewinnverteilung.
3. Beschlußfassung über die Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
4. Wahlen in den Aufsichtsrat gemäß § 18 der Statuten.

Zur Ausübung des Stimmrechtes in der Generalversammlung sind nach § 27 der Statuten diejenigen Aktionäre berechtigt, welche ihre Aktien oder eine Bescheinigung über bei einem deutschen Notar bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegte Aktien spätestens am fünften Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der Generalversammlung nicht mitgerechnet, bei einer der nachverzeichneten Stellen:

bei der **Dresdner Bank** in **Dresden** und **Berlin**, sowie ihren **übrigen Niederlassungen**,
bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig**,
bei der **Württembergischen Vereinsbank** in **Stuttgart**,
bei der **Deutschen Vereinsbank** } in **Frankfurt a. M.**,
bei dem Bankhause **L. & E. Wertheimber** }
bei dem Bankhause **F. A. Neubauer** in **Magdeburg**,
bei dem Bankhause **A. Levy** in **Cöln**,
bei dem Bankhause **Simon Hirschland** in **Essen**,
bei der **Märkischen Bank** in **Bochum**,

gegen eine Empfangsbescheinigung deponieren und während der Generalversammlung deponiert lassen.

Stimmberechtigt sind auch diejenigen Aktionäre, die eine Bescheinigung der **Bank des Berliner Kassen-Vereins** vorlegen, wonach ihre Aktien spätestens am fünften Tage vor dem Tage der Generalversammlung, den Tag der letzteren nicht mitgerechnet, bei der Bank des Berliner Kassen-Vereins bis nach Abhaltung der Generalversammlung hinterlegt sind.

Dresden, den 22. März 1917.

Direktion der Dresdner Bank.

E. Gutmann. Nathan.

Bank für Handel und Industrie.

(Darmstädter Bank).

Bericht über das 64. Geschäftsjahr 1916.

Die Voraussetzungen, unter denen sich die bankgeschäftliche Tätigkeit im Jahre 1916 vollzogen hat, waren im wesentlichen die gleichen wie im Jahre 1915. Mit der Fortdauer des Krieges, in dem unser Volk um sein nationales Bestehen und eine glückliche Zukunft bis zum Endsiege zu ringen hat, blieb die deutsche Volkswirtschaft nach wie vor von der Weltwirtschaft nahezu abgeschnitten, verminderte sich die Zufuhr aus dem Auslande weiter und nahmen die Läger noch mehr ab. In gesteigertem Masse wandte sich die geschäftliche Arbeit fast ausschliesslich der Befriedigung der Kriegsbedürfnisse zu, wobei die selbständige Betätigung des Einzelnen eingeschränkt und durch das Vorgehen von neu geschaffenen gemeinwirtschaftlichen Gebilden ersetzt wurde. Aus diesen Erscheinungen folgte für die Banken ein im Vergleich zum Vorjahr noch verstärkter Zufluss von verfügbar gewordenen Geldmitteln, die, da gleichzeitig das private Kreditbedürfnis schwächer war, hauptsächlich an die Kassen der Staaten und Gemeinden sowie der kriegswirtschaftlichen Einrichtungen ausgeliehen wurden. Auch kamen diese Gelder in beträchtlichem Masse den Zeichnungen auf die beiden grossen Kriegsanleihen zu statten, an derem guten Erfolg die deutsche Bankwelt einen starken Anteil hatte und deren Förderung auch unser Institut erneut seine volle Kraft mit einem sehr befriedigenden Ergebnis gewidmet hat. An der Tätigkeit der unter der Führung der Reichsbank zur Regelung der Auslandszahlungen geschaffenen Devisen-Zentrale sind wir durch die Zugehörigkeit zu den mit dem Handel betrauten Stellen beteiligt.

Das Erträgnis des abgelaufenen Jahres übersteigt das des Vorjahres und gestattet eine um 1 % erhöhte Gewinnausschüttung an die Aktionäre. Es beruht neben dem grösseren Ergebnis aus dem laufenden Geschäft auf der Tatsache, dass die in den Gemeinschaftsgeschäften gebundenen Werte und die eigenen Wertpapiere erhebliche Preisherabsetzungen nicht mehr erforderten, sodass Verluste auf Konsortial-Konto nicht weiter wie in den beiden Vorjahren zu buchen waren. Das Zinserträgnis ist, dem gesteigerten Geschäftsumfange entsprechend, ein höheres gewesen; das Ergebnis aus vereinnahmten Gebühren unterscheidet sich nur unwesentlich vom vorjährigen. Die Steigerung der Unkosten liegt, abgesehen von der durch die grössere Dividende verursachten Erhöhung der vertragsmässigen Gewinnbeteiligungen, hauptsächlich in den Ausgaben für das Personal, die ausser durch die Fortgewährung eines wesentlichen Teils der Bezüge an die im Felde stehenden Beamten durch die Annahme von Hilfskräften, die wiederholte Gewährung von Teuerungszulagen und durch Gehaltsaufbesserungen an die Angestellten verursacht wurden, um ihnen die Ueberwindung der schweren Zeiten zu erleichtern. Auch der sonstigen Kriegswohlfahrtspflege wurden beträchtliche Zuwendungen gemacht.

Die Bilanz gibt einerseits durch die Steigerung der fremden Gelder und die weitere Verminderung der Akzepte, andererseits durch die Vermehrung der flüssigen Mittel ein Spiegelbild des eingangs geschilderten Zustandes der deutschen Volkswirtschaft. Die Erhöhung des Postens: „Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere" beruht im wesentlichen auf der vorübergehenden Beleihung erster fest verzinslicher Werte. Die Flüssigkeit des Standes der Bank ist gegenüber dem Vorjahr weiter gestiegen.

Die Depositenkasse in Habelschwerdt wurde im Frühjahr 1916 geschlossen. Die Pflege und Ausdehnung unserer alten und umfangreichen geschäftlichen Verbindungen in Württemberg machte, nach Lösung unserer Beziehungen zu württembergischen Bankunternehmungen, die Errichtung einer eigenen Filiale in Stuttgart erforderlich, die ihre Tätigkeit mit dem Beginn des laufenden Jahres eröffnet hat. Von unserem Personal, das bisher 2130 Mann dem Heer gestellt hat, hat leider wieder so mancher Brave die Treue gegen das Vaterland mit dem Tode auf dem Felde der Ehre besiegeln müssen; Ehre ihrem Andenken! Kriegsauszeichnungen wurden 455 von ihnen verliehen; darunter 21 Eiserne Kreuze erster Klasse.

Die in unserem vorjährigen Geschäftsbericht angekündigte Aenderung des § 23 der Satzungen ist von der am 19. April 1916 zu Darmstadt stattgehabten Generalversammlung einstimmig genehmigt und in das Handelsregister eingetragen worden.

Für unseren Gewinnverteilungsvorschlag ergibt sich folgende Berechnung:

Der Bruttogewinn beläuft sich (einschliesslich des Vortrages von ℳ 607 190.72 aus dem Jahre 1915) auf		ℳ 27 757 041.84
davon ab:		
a) Handlungsunkosten	ℳ 11 636 673.45	
b) Steuern	„ 1 334 238.47	
c) Zuwendungen an die Beamten (Weihnachts- und Abschlussvergütungen, Teuerungszulagen), Invaliden- und Krankenversicherung, Reichsversicherung, Ehrengaben an Beamte, Zuwendungen an die Pensionskasse und für wohltätige (Kriegs-) Zwecke	„ 3 540 575.24	
d) Abschreibungen auf Immobilien und Mobilien	„ 616 652.91	
e) Rückstellung für die Talonsteuer	„ 160 000.—	„ 17 288 140.07
		ℳ 10 468 901.77
davon sind zu zahlen die satzungsgemässen Tantiemen für den Aufsichtsrat (8 % der Mk. 3 200 000.— betragenden Superdividende)		„ 256 000.—
verbleibt ein Ueberschuss von		ℳ 10 212 901.77
aus welchem die beantragte Dividende von 6 % zu entnehmen ist mit		„ 9 600 000.—
während der Rest von		ℳ 612 901.77
auf neue Rechnung übergeht.		

Es würden somit ℳ 60.— auf die Aktien von ℳ 1000.— und ℳ 25.71 auf die Aktien von ℳ 250.— zur Verteilung kommen.

Zu einzelnen Posten unserer Bilanz haben wir noch folgende Erläuterungen zu geben:

Grundkapital und Reserven.

Das Grundkapital setzte sich am Anfang des Berichtsjahres 1916 zusammen aus 4032 Stück Aktien à fl. 250.— = nom. ℳ 1 728 000.— und aus 158 272 Stück Aktien à ℳ 1000.— = nom. ℳ 158 272 000.—. Im Jahre 1916 haben Inhaber von alten Guldenaktien von der Befugnis, dieselben in Aktien à ℳ 1000.— umzutauschen, zu einem Betrage von 63 Stück = nom. ℳ 27 000.— Gebrauch gemacht.

Das gesamte Grundkapital bestand sonach Ende 1916 aus:

3 969	Aktien à fl 250	= nom. ℳ	1 701 000.—
158 299	„ à ℳ 1000	= „ „	158 299 000.—
	zusammen nom. ℳ		160 000 000.—

Die Reserven unseres Instituts stellen sich per 31. Dezember 1916 wie folgt:

1. Die Allgemeine Reserve (gesetzliche Reserve gemäss § 262 H.-G.-B.) beziffert sich auf . . . . . ℳ 19 000 000.—
2. Die Besondere Reserve (früher Hauptreserve) beträgt . . . „ 13 000 000.—

zusammen ℳ 32 000 000.—

Konsortialbeteiligungen.

Von den vor dem Jahre 1916 eingegangenen Geschäften sind unter anderen die folgenden abgewickelt und die darauf bis zum Schluss des Jahres 1916 zur Ausschüttung gelangten Gewinne verrechnet worden:

Aktien der Allgemeinen Electricitäts-Gesellschaft, 5 % Prioritätsaktien der Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A.-G., Aktien und Obligationen der Westfälischen Eisen- und Drahtwerke Aktiengesellschaft, 5% Obligationen der Hansa-Lloyd Werke A.-G.

Die grösseren Finanzoperationen, an denen wir uns im Jahre 1916 durch Uebernahme oder Beteiligung interessiert haben, sind im wesentlichen die folgenden:

4½ % Deutsche Reichsschatzanweisungen und 5 % Reichsanleihe (4. u. 5. Kriegsanleihe), Aktien der k. k. priv. Oesterreichischen Creditanstalt für Handel und Gewerbe, Aktien der Gebr. Böhler & Co. Aktiengesellschaft, Aktien der Bayrischen Flugzeug-Werke Aktiengesellschaft, Anteile der Deutschen Papiergarn-Gesellschaft m. b. H., Aktien der Ungarischen Erdgas-Aktien-Gesellschaft, Aktien der Mitropa, Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagen-Aktiengesellschaft, Aktien der Schlesischen Electricitäts- und Gas-A.-G., Aktien der Stettiner Oderwerke Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, 5 % Obligationen des Electricitätswerk Schlesien Aktiengesellschaft.

Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen.

Die unter obiger Ueberschrift lautenden Engagements bezifferten sich Ende 1916 auf

ℳ 6 074 445.91 Aktien von Banken,
„ 2 442 051.62 Kommanditistische Beteiligung bei Bankgeschäften

ℳ 8 516 497.53

Bankgebäude.

Dieses Konto umfasst unsere Bank-Grundstücke und Gebäude (einschliesslich Mobiliar und Einrichtung) in Berlin, Darmstadt, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt a. O., Freiburg (Breisgau), Giessen, Neustadt (Haardt), Quedlinburg, Breslau, Beuthen, Gleiwitz, Görlitz, Kattowitz, Oppeln und Ratibor, welche unter Berücksichtigung der bisherigen und der per 31. Dezember 1916 vorgenommenen Abschreibungen mit ℳ 22 846 617.— abzüglich Hypotheken und Restkaufgelder auf Berlin, Werdersche Markt 2—4, Schinkelplatz 5, Niederlagstrasse 4—5, auf Leipzig, Markt 6, auf Breslau, Ohlauer Strasse 85, auf Beuthen, Gleiwitz und Görlitz im Gesamtbetrage von . . . . . „ 2 498 571.45

d. h. per Saldo mit . . . . . ℳ 20 318 045.55

in der vorliegenden Bilanz erscheinen.

Zweiganstalten.

Unser Institut besass am 1. Januar 1917 neben seinen Hauptsitzen in Berlin und Darmstadt Zweiganstalten in folgenden Städten, und zwar:

Filialen in: Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Halle (Saale), Hamburg, Hannover, Leipzig, Mainz, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Strassburg i. Els., Stuttgart, Wiesbaden.

Niederlassungen in: Bamberg, Beuthen O.-S., Cottbus, Forst (Lausitz), Frankfurt a. O., Freiburg (Breisgau), Fürth (Bayern), Giessen, Glatz, Gleiwitz, Görlitz, Guben, Hindenburg, Jauer, Kattowitz, Landau (Pfalz), Leobschütz, Neustadt (Haardt), Neustadt O.-S., Offenbach a. M., Oppeln, Pforzheim, Quedlinburg, Ratibor, Rybnik.

Depositenkassen in: Berlin und Vororten (30), Biebrich a. Rh., Breslau (7), Darmstadt, Frankfurt a. M. (4), Greifswald, Hannover (3), Kreuzburg O.-S., Lauban, Leipzig (5), Ludwigshafen a. Rh., München, Myslowitz, Prenzlau, Senftenberg, Sorau N.-L., Spremberg-L., Stargard i. P., Stettin.

Agenturen in: Alsfeld (Oberhessen), Butzbach, Herborn, Pasewalk, Sangerhausen.

Der Vorstand.

Durch die von uns bestellte Kommission ist die in den Anlagen dieses Berichts wiedergegebene Bilanz, sowie die Gewinn- und Verlust-Rechnung eingehend geprüft worden; wir finden dagegen nichts zu erinnern und erklären uns mit dem vorstehenden Bericht des Vorstandes, dem wir nichts hinzuzufügen haben, in allen Teilen einverstanden.

Der Aufsichtsrat.

Dr. Kaempf, Vorsitzender.

Geschäftsbericht der Dresdner Bank für 1916.

Der Weltkrieg hat im allgemeinen während des verflossenen Jahres dem deutschen Wirtschaftsleben ein ähnliches Gepräge wie im Jahre 1915 gegeben. Die deutsche Volkswirtschaft ist in ihren Grundfesten unerschüttert und trägt den veränderten Verhältnissen dank der Anpassungsfähigkeit und Opferwilligkeit nicht nur der schaffenden Stände, sondern auch des gesamten Volkes in hervorragendem Maße Rechnung. Wir können uns unter diesen Umständen darauf beschränken, auf die noch heute zutreffenden Ausführungen unseres vorjährigen Berichtes zu verweisen.

Der Geldbedarf des Reiches für die Kriegführung veranlaßte die Ausgabe der vierten und fünften Kriegsanleihe, welche wiederum einen außerordentlichen Zeichnungserfolg aufzuweisen hatten. Wir vermochten zu diesem Erfolg in erheblichem Umfange beizutragen, so daß die Gesamtsumme der auf die fünf Kriegsanleihen von uns beigebrachten Zeichnungen die Ziffer von 2,5 Milliarden Mark überschreitet. Die unverändert anhaltende Flüssigkeit des Geldmarktes darf als eine Gewähr dafür betrachtet werden, daß auch die weiteren für die Fortsetzung und Beendigung des Krieges erforderlichen Mittel ohne Schwierigkeit aufgebracht werden, und berechtigt insbesondere zu der Erwartung, daß der gerade jetzt zur Ausgabe gelangenden sechsten Kriegsanleihe wiederum ein großer Erfolg beschieden sein wird.

Um der andauernden Nachfrage nach unserer kleinen Schrift „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands", die überall großen Anklang gefunden hat, gerecht werden zu können, haben wir uns entschlassen, demnächst das Buch in d itter Auflage erscheinen zu lassen. Im allgemeinen wird dasselbe allerdings neue Zahlen hinsichtlich der Kriegsjahre nicht geben, jedoch werden wir in einer einleitenden Uebersicht die wichtigsten Veränderungen, die unserer Auffassung nach der Weltkrieg hervorgerufen hat, zum Ausdruck zu bringen suchen.

Der Abschluß der Dresdner Bank ergibt für das Jahr 1916, nachdem vorweg erhebliche Gewinne aus Konsortial- und Effekten-Konto zur Vornahme von Abschreibungen verwendet worden sind, einen Rohgewinn von Mark 49 561 012,50 (gegen Mark 41 173 690,10 in 1915). Nach Absetzung der Handlungsunkosten und Steuern verbleibt ein Reingewinn von Mark 30 823 037,30 (gegen Mark 24 978 615,95 in 1915), aus dem wir die Verteilung einer Dividende von 8,5 Prozent vorschlagen.

Die erzielten Gewinne betragen:

	1916	gegen	1915
auf Sorten- und Zinsschein-Konto	M. 827 535,70	M.	788 693,95
„ Zinsen- und Wechsel-Konto	„ 32 943 394,70	„	25 927 019,40
„ Provisions-Konto	„ 14 025 183,80	„	12 940 032 80
„ Konto Dauernde Beteiligungen	„ 899 625,20	„	674 799 90

Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuches belief sich auf Mark 86 766 126 024,35 (gegen Mark 67 994 254 099,85 in 1915); die Zahl der bei der Bank geführten Konten betrug 248 723 (gegen 224 922 in 1915).

Ueber unsere ausländischen Interessen können wir folgende Mitteilungen machen:

Was zunächst unsere Londoner Niederlassung anbetrifft, so ist durch Verkauf von Wertpapieren an der Londoner Börse für Rechnung unserer Kundschaft die Verschuldung der Londoner Niederlassung an die Hauptniederlassung gestiegen, da eine Uebermittlung der Verkaufserlöse nach Deutschland nicht möglich war, während andererseits unserer Niederlassung gestattet worden ist, dieselben zur Herabminderung der bei der Bank von England noch bestehenden Schuld zu verwenden. Ueber den augenblicklichen Stand dieser Schuld stehen uns zuverläßige Nachrichten nicht zur Verfügung. Nach den Berichten des Verwalters Sir William Plender beträgt dieselbe am 30. September 1916 £ 903 011, während der Ueberschuß der sämtlichen Aktiven über die Passiven einschließlich dieser Schuld mit £ 979 526 angegeben wird. Dieser Ueberschuß dürfte sich um den Erlös der seit 30. September 1916 verkauften Wertpapiere, soweit derselbe nicht zur Abtragung von Debetsalden für Kundschaft diente, vermehrt haben, doch fehlen uns dafür ziffernmäßige Anhaltspunkte. Dem Ueberschuß steht gegenüber der in unserer Bilanz erscheinende Saldo unserer Londoner Niederlassung. Wir halten eine weitere Abschreibung von M. 2 000 000,— angesichts der langen Dauer des Krieges, welche unserer Niederlassung zwar fortlaufende erhebliche Verwaltungskosten verursacht, aber keine Geschäftsgewinne ermöglicht, für geboten.

Der Deutschen Orientbank A.-G. wurde auch weiterhin Bilanzaufschub gewährt. Soweit wir unterrichtet sind, scheinen sämtliche Verbindlichkeiten der ägyptischen Niederlassungen zurückgezahlt worden zu sein. Das sonstige Geschäft der Bank hat sich sehr zufriedenstellend entwickelt, so daß Rücklagen in weitgehendem Maße angesammelt werden konnten.

Der A. Schaffhausen'sche Bankverein A.-G. ist aus der Gruppe der Deutschen Orientbank ausgeschieden. Neu eingetreten sind die Deutsche Bank, die Bankhäuser S. Bleichröder Sal. Oppenheim jr. & Co., A. Levy, M. M. Warburg & Co., die K. K. Priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe sowie die Ungarische Allgemeine Creditbank. Dadurch ist ein Zusammenschluß der im Orient tätigen deutschen Interessenten unter Zutritt der beiden erwähnten österreichisch-ungarischen Institute herbeigeführt worden.

Die Deutsch-Südamerikanische Bank A.-G. hat, soweit bisher zu übersehen ist, im abgelaufenen Jahre befriedigende Ergebnisse erzielt, trotzdem das Geschäft der

überseeischen Niederlassungen andauernd unter der Einwirkung der Kriegsereignisse zu leiden hatte und überdies in Mexiko durch die zerfahrene geldliche und wirtschaftliche Lage fast jede Tätigkeit unterbunden war. Die Fertigstellung der Bilanz wird angesichts der schwierigen Verbindungen noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Die Zahl unserer Angestellten belief sich am Jahresschluß auf 6617 (gegen 5967 in 1915). Der weiter verteuerten Lebenshaltung haben wir wiederum durch Gewährung von Teuerungszulagen und Gehaltsaufbesserungen Rechnung getragen, wodurch sich die große Steigerung der Handlungsunkosten erklärt. Die von uns unterhaltene Kantine, in welcher unseren Angestellten noch zu Friedenspreisen Mittag- und Abendessen verabreicht wird, hat erhebliche Zuschüsse erfordert.

Für Gratifikationen an die Beamten sehen wir in unserem Vorschlage für die Gewinnverteilung den erhöhten Betrag von Mark 3 400 000,— vor.

Die ordnungsmäßige Aufrechterhaltung des inneren Betriebes und die Abwicklung der Geschäfte waren im verflossenen Jahre in noch höherem Maße erschwert durch Einberufung von Beamten zum Heeresdienst, so daß wir gezwungen waren, neuerdings in erheblichem Umfange Hilfspersonal einzustellen. Dank der Ausdauer und Hingabe der Beamtenschaft haben wir indessen den Verkehr mit der Kundschaft, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, voll aufrechterhalten und bislang die Schließung bzw. Zusammenlegung von Wechselstuben und Depositenkassen bis auf einige wenige im Bereiche unserer auswärtigen Niederlassungen vermeiden können.

Zu unserem Schmerze müssen wir in Eingang zu diesem Berichte wiederum eine große Zahl unserer Mitarbeiter aufführen, die im verflossenen Kriegsjahre in treuer Pflichterfüllung den Heldentod für das Vaterland gefunden haben. Ihnen allen bleibt ein ehrendes Gedenken in unserem Herzen gesichert.

Nachstehend die üblichen Erläuterungen über die einzelnen Bilanzposten:

Kassa-, Zinsschein- und Sorten-Konto und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken.

Bestand am 31. Dezember 1915	M.	139 883 116,30
Eingang	„	21 978 965 810,80
	M.	22 118 848 927,10
Ausgang	„	21 913 127 355,45
Es ergab sich demnach für den am 31. Dezember 1916 verbliebenen Bestand ein Betrag von	M.	205 721 571,65
laut Bilanz: Kassa, Zinsschein, Sorten und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	„	206 549 107,35
mithin Gewinn aus Zinsschein- und Sorten-Konto	M.	827 535,70

Wechsel- und Zinsen-Konto.

Das Konto ergab einschließlich des Kursgewinnes auf Devisen einen Gewinn von	M.	32 943 394,70
In Bestande verblieben am 31. Dezember 1916 Stück 21 936 Wechsel im Betrage von	M.	707 985 544,15
und zwar M. 697 958 203,30 in unverzinslichen Schatzanweisungen des Reiches und der Bundesstaaten und in Wechseln auf deutsche Plätze		
„ 10 027 340,85 in fremden Werten		
zus. M. 707 985 544,15		

Der Zinsfuß der Reichbank für Wechsel stellte sich im Jahresdurchschnitt auf 5 pCt. gegen 5 pCt. in 1915 und 4,89 pCt. in 1914.

Wertpapiere und dauernde Beteiligungen.

Bestand am 31. Dezember 1915	M.	103 546 618,95
Eingang	„	2 841 055 451,25
	M.	2 944 602 073,20
Ausgang	„	2 853 312 894,80
Es ergab sich demnach für den am 31. Dezember 1916 verbliebenen Bestand ein Betrag von	M.	91 289 178,40
laut Bilanz im Werte von	„	92 188 803,60
so daß ein Mehr verbleibt von	M.	899 625,2

welches das Erträgnis aus unseren dauernden Beteiligungen an andern Banken darstellt.

Eigene Wertpapiere waren am 31. Dezember 1916 vorhanden:

a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reiches und der Bundesstaaten	M.	30 929 034,90
b) sonstige bei der Reichsbank und andern Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	„	2 241 232,60
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	„	19 380 261,35
d) sonstige Wertpapiere	„	2 804 288,45
	M.	55 354 817,30

Unter den vorstehenden Wertpapieren befinden sich insgesamt ca. Mark 40 400 000,— festverzinsliche Werte.

Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken: . . . . . M. 36 833 986,30

Auf dem Konto der dauernden Beteiligungen bei anderen Banken sind, entsprechend der bisherigen Uebung, die Ergebnisse pro 1915 verrechnet Sie sind auch weiter wesentlich beeinflußt durch die Ertraglosigkeit unserer Beteiligung an Aktien der Deutschen Orientbank, der Deutsch-Südamerikanischen Bank und der Banque J. Allard & Cie.; dagegen konnten wir auf unseren Besitz an Aktien der Märkischen Bank, die wieder zur Dividendenzahlung schreiten konnte, ein Erträgnis von 4 pCt verbuchen.

Report- und Lombard-Konto:
Bestand am 31. Dezember 1916 . . . . . M. 176 492 780,35

Die Erhöhung gegen das Vorjahr beruht auf der Zunahme der Beleihung mündelsicherer Wertpapiere und auf unsererseits im voraus geleisteten, von der Kundschaft erst im Jahre 1917 bewirkten Einzahlung auf die fünfte Kriegsanleihe.

Konsortialbeteiligungs-Konto.

Auf unsere Mitwirkung bei der Ausgabe der 4. und 5. Kriegsanleihe und der 4,5 pCt. Reichs-Kriegsschatzanweisungen haben wir bereits an anderer Stelle hingewiesen. Im übrigen sind folgende

Konsortialbeteiligungen

zu erwähnen:
Neuer Vorschuß an die Stadt Lodz,
5 pCt. Kassenscheine der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien,
Neue Aktien der Aktiengesellschaft für Cartonnageindustrie, Dresden-Loschwitz,
Neue Aktien der Aktiengesellschaft Lauchhammer, Riesa,
Neue Aktien der Gebr. Böhler & Co. Aktiengesellschaft,
Aktien der Bulgarischen Nationalen Bergwerksgesellschaft, Sofia,
Anteile der Deutschen Tabakhandels-Gesellschaft von 1916 m. b. H., Bremen,
Neue Aktien der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft,
Aktien der „Mitropa", Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagen-Aktien-Gesellschaft, Berlin,
Neue Aktien der Rositzer Braunkohlenwerke Aktiengesellschaft,
Neue Aktien der Sächsischen Gußstahlfabrik, Döhlen bei Dresden,
Neue Aktien der Schlesischen Elektricitäts- und Gas-Aktien-Gesellschaft, Breslau,
Aktien der Stock Motorpflug Aktiengesellschaft, Berlin,
Neue Aktien der Joh. C. Tecklenborg A.-G. Schiffswerft und Maschinenfabrik, Bremerhafen,
Neue Aktien der Wanderer-Werke vorm. Winklhofer & Jaenicke Akt.-Ges. Schönau bei Chemnitz.

Die meisten Geschäfte sind abgewickelt und es ist nur unsere obengenannte Beteiligung an Mitropa-Aktien zu erwähnen. Diese Gesellschaft ist von der Deutschen Bank und uns im Verein mit befreundeten deutschen, österreichischen und ungarischen Banken und Bankhäusern errichtet worden und bezweckt den in mitteleuropäischen Ländern bisher von der Internationalen Eisenbahn-Schlafwagen-Gesellschaft in Brüssel sowie von verschiedenen deutschen Speisewagen-Unternehmungen geführten Betrieb zu übernehmen. Langjährige, mit den beteiligten, übrigens auch im Aufsichtsrate vertretenen, Eisenbahnverwaltungen abgeschlossene Verträge regeln die Arbeitsgrundlagen der Gesellschaft, für welche wir eine günstige Entwicklung erhoffen.

Von größeren Geschäften aus früheren Jahren nennen wir als abgewickelt unsere Beteiligung an:
Aktien der Wallendorfer Kohlenwerke Aktiengesellschaft.

Unser Konsortialbeteiligungs-Konto zeigt folgende Zusammensetzung:

1.	Neun Beteiligungen an festverzinslichen Werten	M. 14 602 685,75
2.	Elf Beteiligungen an Eisenbahn- u. Straßenbahn-Unternehm.	„ 7 494 543,05
3.	Zehn Beteiligungen an Bankaktien	„ 3 093 971,10
4.	Zwei Beteiligungen an Versicherungs-Gesellschaften . . .	„ 398 745,50
5.	Zwanzig Beteiligungen an Terrains u. Terrain-Gesellschaften	„ 7 156 437,65
6.	Sieben Beteiligungen an überseeischen Unternehmungen . .	„ 1 702 393,40
7.	Sieben Beteiligungen an elektr. u. Kabelunternehmungen . . .	„ 3 088 296,05
8.	Dreizehn Beteiligungen an Bergwerks- u. Hütten-Unternehm. .	„ 2 690 024,70
9.	Achtundzwanzig Beteiligungen an anderweitigen Unternehm. .	„ 14 332 328,10
		M. 54 559 425,30

Konto-Korrent- und Einlagen-Konto.

Bei einem Umsatz im Debet von . . . . . M. 29 637 477 412,20
betrug derselbe im Kredit . . . . . „ 30 566 364 243,25
so daß am 31 Dezember 1916 eine Schuld verblieb von . M. 928 886 831,05
und zwar laut Bilanz:

M 86 628 702,60 Nostroguthaben bei ersten Banken und Bankiers,
„ 8 277 224,50 Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen,
hiervon M. 5 001 016,55 gedeckt durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine,
„ 851 741,15 gedeckt durch andere Sicherheiten.
„ 736 034 022,50 Schuldner
und zwar: M. 243 040 794,35 in Berlin,
„ 492 993 228,15 bei den Filialen
verteilt auf 37 . 363 Konten
hiervon M. 353 044 110,10 gedeckt durch börsengängige Wertpapiere
„ 159 177 313,80 gedeckt durch andere Sicherheiten.

Gläubiger:

a) Nostro-Verpflichtungen	M.	14 242 391,70
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	„	3 433 202,40
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	„	88 033 323,05
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung	„	595 917 504,70

und zwar in 132 520 Konten innerhalb

7 Tagen fällig	M.	306 107 590,20
„ 21 519 „ darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„	188 890 350 70
„ 12 777 „ nach 3 Monaten „	„	100 919 563 80

e) sonstige Gläubiger	„	1 058 290 358,80

und zwar

innerhalb 7 Tagen fällig	M.	546 894 475,95
darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„	411 529 485.45
nach 3 Monaten fällig	„	99 776 397,40

Gläubiger c und e verteilt auf 41 544 Konten.

Die Zahl der laufenden Rechnungen (Schuldner und Gläubiger) beträgt 248 723 gegen 224 922 in 1915.

Die Schuldnerkonten enthalten erhebliche Vorschüsse an Staats- und Gemeinde-Verbände.

Es wurden gewonnen:

an Provision abzüglich gezahlter Provisionen	M.	14 025 183,80

Akzept- und Scheck-Konto.

Am 31. Dezember 1915 befanden sich Tratten und Schecks auf uns im Umlauf

	M.	92 313 793,40

ferner wurden ausgeschrieben

auf Berlin	M	368 249 124,30	
„ unsere Filialen	„	431 519 590 75	799 768 715,05
			M. 892 082 508,45

Es wurden eingelöst

in Berlin	M.	381 553 381,85	
bei unseren Filialen	„	441 603 878,30	„ 823 157 260,15

so daß am 31. Dezember 1916 in Umlauf verblieben

auf Berlin	M.	20 518 435,95	
„ unsere Filialen	„	48 406 812,35	„ 68 925 248,30

Immobilien- und Mobilien-Konto.

1. Bankgebäude.

Auf diesem Konto erscheinen die Bankgebäude

in Berlin	M.	10 700 000,—	
„ Dresden	„	2 500 000,—	
„ Frankfurt a. M.	„	2 900 000,—	
„ Hamburg	„	2 100 000,—	
„ Bremen	„	1 500 000,—	
„ Nürnberg	„	1 150 000,—	
„ Fürth	„	200 000,—	
„ Hannover	„	750 000,—	
„ Bückeburg	„	120 000,—	
„ Detmold	„	100 000,—	
„ Mannheim	„	500 000,—	
„ Plauen i. V.	„	350 000,—	
„ Chemnitz	„	500 000,—	
„ Emden	„	40 000,—	
„ Freiburg i. Br.	„	600 000,—	
„ Zwickau	„	450 000,—	
„ München	„	1 800 000,—	
„ Leer	„	75 000,—	
„ Cassel	„	500 000,—	
„ Zittau	„	150 000,—	
„ Augsburg	„	200 000,—	
„ Breslau	„	1 542 000,—	
„ Gleiwitz	„	50 000,—	
„ Liegnitz	„	100 000,—	
„ Bunzlau	„	40 000,—	
„ Stuttgart	„	635 000,—	
„ Heilbronn	„	200 000,—	
„ Beuthen, O.-S.	„	200 000,—	
„ Lübeck	„	200 000,—	
„ Frankfurt a. O.	„	150 000,—	
„ Göttingen	„	200 000,—	
„ Dresden-Blasewitz	„	100 000,—	
„ Harburg a. E.	„	300 000,—	
„ Fulda	„	150 000,—	
„ Eisenach	„	145 000,—	
„ Erfurt	„	536 887,80	
„ Meißen	„	59 512,35	M. 30 893 400,15
			M 30 893 400,15

Uebertrag M. 30 893 400.15

2. Neubau-Konto.

Neubau bzw. bauliche Veränderungen Bremen. Breslau, Greiz, Stettin und Stuttgart . . . . . M 801 458,70

3. Verschiedene Immobilien.

Kaiser-Wilhelm-Straße	M.	188 595,45	
Verschiedene Grundstücke	„	1 732 018,35	
		„	1 920 613,80
		M.	33 615.472,65

Unser gesamter Immobilienbesitz ist zurzeit mit M. 1 002 500,— Hypotheken belastet, deren Abstoßung nach den bestehenden Verträgen bisher nicht tunlich war.

4 Mobilien-Konto.

Die Neuanschaffungen im Betrage von . . . . . M. 242 466,40 zu einem großen Teile durch die Eröffnung unserer Niederlassungen in Erfurt und Eisenach, sowie durch die Erweiterungen zweier älterer Wechselstuben in Berlin veranlaßt, werden, wie beantragt, aus dem Gewinn zur Abschreibung gelangen.

Unser Konto „Bankgebäude" hat sich durch den Erwerb von Gebäuden in Erfurt, Eisenach und Meißen erhöht.

Handlungs-Unkosten-Konto.

Handlungs-Unkosten	M	16 147 681,15
Steuern	„	2 585 294,05

Die unsern im Felde stehenden Angestellten bzw. deren Familien zugewendeten Gehaltsquoten und Gratifikationen sowie die Kriegsbeihilfen und Aufwendungen für mildtätige Stiftungen beliefen sich im Berichtsjahre auf zusammen ca. M. 4 288 000,— (im Vorjahre M. 3 200 000,—).

Die weitere Erhöhung der Unkosten erklärt sich durch die auch im Kriege erfolgenden turnusmäßigen Gehaltszulagen sowie durch die infolge der Einziehungen bedingte Mehreinstellung von Hilfskräften.

Pensions-Fonds-Konto.

Das Guthaben des im Jahre 1879 begründeten Pensionsfonds betrug am 31. Dezember 1915	M.	4 800 000,—
hierzu kamen Zinsen im Jahre 1916	„	225 117,90
Rückvergütungen des Beamtenversicherungsvereins	„	3 628,25
	M.	5 028 746,15
hiervon ab gewährte Pensionen	„	296 457,85
	M.	4 732 288,30
durch die von uns beantragte Zuweisung von	„	267,711,70
wird er die Höhe von	M.	5 000 000,—

erreichen

Eine vermehrte Zuwendung zugunsten des Pensionsfonds infolge des Krieges halten wir nicht für notwendig, da unsere Angestellten — mit verschwindenden Ausnahmen — beim Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes versichert sind, und unser Fonds, der auch fernerhin jährlich bedacht werden wird, nur dazu dient, die von dem genannten Vereine gewährten Leistungen durch Auffüllung zu erhöhen.

Die von uns an den Verein gezahlten Prämien haben sich im Berichtsjahre auf ca. M. 488 000,— belaufen.

König-Friedrich-August-Stiftung.

Die im April 1905 begründete Stiftung wies am 31 Dezember 1915 einen Bestand von	M.	111 254.65
auf, hierzu traten in 1916 an Zinsen	„	4 150,—
	M.	115 404,65
ab gewährte Unterstützung im Jahre 1916	„	150,—
mithin bleibt ein Bestand von	M.	115 254,65

Georg-Arnstaedt-Stiftung.

Der am 31. Dezember 1916 verbliebene Bestand beträgt . M. 151 509,30

Rücklagen.

Die gesetzliche Rücklage beläuft sich auf	M.	51 000 000,—
die Rücklage B auf	„	10 000 000,—

Es betragen demnach die Gesamtrücklagen M. 61 . 000 000,— gleich 30,5 pCt. unseres Aktienkapitals.

Als Ueberschuß der Aktiva über die Passiva ergibt sich ein Reingewinn von . . . . . M. 30 828 037,30

In Uebereinstimmung mit dem Aufsichtsrate beantragen wir, denselben wie folgt zu verwenden:

Abschreibung auf Bankgebäude	M.	1 000 000 —	
Abschreibung auf Mobilien-Konto	„	242 466.40	
Zuweisung zum Pensionsfonds	„	267 711.70	
Rückstellung für die Tallonsteuer	„	200 000,—	
Abschreibung auf Konto-Korrent-Konto . .	„	1 500 000,—	
weitere Abschreibungen wegen unserer Niederlassung in London	„	2 000 000,—	
Zuwendung an verschiedene Kriegswohltätigkeits-Stiftungen	„	500 000,—	
4 pCt. Dividende auf M. 200 000 000	„	8 000 000,—	„ 13 710 178,10
			M. 17 117 859,20

Satzungsgemäßer Gewinnanteil an den Aufsichtsrat	M.	992 612.—
Vertragsmäßige Gewinnanteile an die Direktoren, stellvertretenden Direktoren und Direktoren der Filialen, sowie an die Ortsausschüsse — insgesamt 99 Herren	„	3 238 701.—
Gratifikationen an die Beamten	„	3 400 000.—
4,5 pCt. Superdividende auf M. 200 000 000,—	„	9 000 000.—
Vortrag	„	486 546,20
	M.	17 117 859,20

Berlin, im März 1917.

Der Vorstand.

E. Gutmann. Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann. Hrdina. Kleemann.

Zur gefälligen Beachtung!

Der Born Judas, Legenden, Märchen und Erzählungen in 6 Bänden, gesammelt von M. J. bin Gorion, herausgegeben vom Insel Verlag in Leipzig.

Der Born Judas, ein Unternehmen, das an Bedeutung und Wert am besten mit der Veröffentlichung der 1001 Nächte verglichen werden kann, wird in 6 Bänden erscheinen.

Wir bitten weitere Einzelheiten dem der heutigen Gesamtauflage beiliegenden Prospekt von Der Insel Verlag zu Leipzig zu entnehmen.

Wettannahmestellen:
Berlin NW, Schadowstr. 8
und an sämtl. Theaterkassen der Firma A. Wertheim.

Leipziger Str. nur wochentags.

Schluß der Annahme für Vorwetten:

Für die **Groß-Berliner** Plätze
bei persönl. Auftrag bis $1^1/_2$ Stunden
bei Post-Aufträgen bis 2 Stunden
Für **auswärtige** Plätze bei allen Aufträgen bis $2^1/_2$ Stunden

} vor Beginn des ersten Rennens.

Am Vorabend der Rennen werden in allen Annahmestellen Vorwetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Trabrennen zu Berlin-Mariendorf
um 1. April.

Wettbedingungen werden in den Wettannahmestellen unentgeltlich verabfolgt.

Nationalbank für Deutschland.

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva	M.	pf	M.	pf
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital			—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten u. Kupons			28 952 437	31
3. Guthaben bei Noten- u. Abrechnungs-Banken				
4. Wechsel u. unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluss von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen d. Reichs u. d. Bundesstaaten	81 658 159	75		
b) eigene Akzepte				
c) eigene Ziehungen (Magistrats-Akzepte)	5 000 000	—		
d) Solawechsel d. Kunden a. d. Order d. Bank (Magistrats-Akzepte)	12 200 000	—	98 858 159	75
5. Nostroguthaben bei Banken u. Bankfirmen			12 720 453	39
6. Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			68 128 744	55
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			3 644 600	—
davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	3 644 600	—		
b) durch andere Sicherheiten	—	—		
8. Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen u. verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	2 697 912	63		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	47 492	5[illegible]		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	10 211 247	5[illegible]		
d) sonstige Wertpapiere	4 874 297	3[illegible]	17 830 950	—
9. Konsortial-Beteiligungen			22 444 516	83
10. Dauernde Beteiligungen bei and. Banken u. Bankfirmen			3 321 215	10
11. Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte	138 319 414	87		
b) ungedeckte	25 750 900	—	164 070 314	87
Ausserdem: Aval- u. Bürgschaftsdebitor. M. 26 379 913,32				
12. Bankgebäude			5 100 000	—
13. Sonstige Immobilien			—	—
14. Sonstige Aktiva			—	—
15. Pensionsfonds-Effekten-Konto			1 966 942	10
Summa der Aktiva Mark			427 038 333	90

Passiva.	M.	pf	M.	pf
1. Aktien-Kapital			90 000 000	—
2. Reserven			9 000 000	—
3. Kreditoren: a) Nostroverpflichtungen	4 891 539	—		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	4 086 345	50		
c) Guthaben deutscher Banken u. Bankfirmen	43 254 095	07		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig M. 38 953 926,53				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 23 594 032,72				
3. nach 3 Monaten fällig „ 10 749 925,58	73 297 884	83		
e) sonstige Kreditoren				
1. innerhalb 7 Tagen fällig M. 84 291 360,85				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 60 860 262,22				
3. nach 3 Monaten fällig „ 12 301 096,04	157 452 728	11	282 982 592	51
4. Akzepte u. Schecks: a) Akzepte M. 36 076 380,22				
b) noch nicht eingelöste Schecks „ 429 649,25			36 506 029	47
Ausserdem: Aval- u. Bürgschaftsverpflichtgn. M. 26 379 913,32				
Eigene Ziehungen „ 13 937 050,—				
davon für Rechnung Dritter „ 13 937 050,—				
Weiterbegeb. Solawechs. d. Kunden an d. Ord. d. Bank M. —				
5. Sonstige Passiva:				
Beamten-Pensions- und Unterstützungs-Fonds			1 987 355	65
6. Gewinn			6 562 356	27
Summa der Passiva Mark			427 038 333	90

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1916.

Debet.	M.	pf
Verwaltungskosten einschließlich Porti, Depeschen und Stempel	3 883 240	85
Steuern	255 772	65
Abschreibung auf Mobilien	44 277	77
„ „ Konto-Korrent-Konto	360 181	42
Gewinn	6 562 356	27
	11 105 828	96

Kredit.	M.	pf
Vortrag	145 211	37
Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	7 701 883	41
„ „ Provisions-Konto	3 170 632	19
„ „ Sorten- und Kupons-Konto	89 101	99
	11 105 828	96

Berlin, den 31. Dezember 1916.

Vorstand der Nationalbank für Deutschland.

Wittenberg. Schacht.

Helft uns siegen!

zeichnet die Kriegsanleihe

Bad Salzschlirf bei Fulda

Gicht und Stoffwechselleiden!

1. Mai bis 1. Oktober 1917

Der neue Badehof

Hervorragende Küche

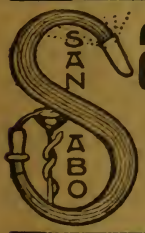
Alle Drucksachen frei durch die Kurverwaltung

Salzschlirfer Bonifazius zu Hauskuren

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-Tee :: Abends n. d. Karte

Vornehme Konzerte. **Kurfürstendamm 11** Vornehme Konzerte.



Sanabo

Neues Instrument D.R.P., zur sicheren und schmerzlosen **Behandlung von Harnleiden**

Ohne Berufsstörung

In Krankenhäusern, Kliniken im Gebrauch. Schnellster Erfolg auch bei hartnäckigen Fällen

Lazaretten, Literatur und Prospekt 1 durch **Sanabo G. m. b. H.**

„Sanabo"-Heilanstalt für Harnleiden, Berlin W, Bülowstr. 12, pt.

Aerztl. Leiter: Sanitätsrat Dr. Paul Wolff

Fernsprecher: Lützow 9304 Sprechst.: 1–2, 6–8; Sonnt. 11–1

Besondere Wartezimmer für Damen

RICHADRS DIELE

FRIEDRICHSTRASSE ECKE FRANZÖSISCHE STRASSE

verbunden mit erstklassigem Weinrestaurant

z. Zt. Pa. Holl. Austern, vornehmste Servieze

5-Uhr- und Abendkonzerte :: :: Beisammensein erster Familienkreise

Eintritt frei! Neue Leitung!

Mädchen, die man nicht heiraten soll.

Zeitgemässe Mitteilungen u. Warnungen mit 17 Abbildungen von R. Gerting. Das wichtigste Buch für Männer. Preis 1 Mk. **Orania-Verlag, Oranienburg 39.**

Rheinische Gärtnerinnenschule Haus Gandersheim zu Kaiserswerth

nimmt zu Ostern 1917 bei erweiterten Unterkunftsverhältnissen noch einige Schülerinnen an.

Aussichtsreiche Berufsbildung.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft" nur durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Salamander

Die deutsche Weltmarke

A. BATSCHARI
Cigaretten

Fürsten-Klasse

Imperator 25 ₰ L. M. 20 ₰ Kaiser 15 ₰
Fürst Fürstenberg 15 ₰ Prinz Fr. C. Hohenlohe 10 ₰
Prinzess M. Hohenlohe 10 ₰
Prinzess 8 ₰
Prinzess Charlotte 6 ₰
Prinzess Victoria Louise

A B C

Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109573342